

# Die eiserne Freude

Nanny Lambrecht

3466

4  
2

Library of



Princeton University.

11



# Die eiserne Freude

Im Verlage von Egon Fleischel & Co.  
erschien von Manny Lambrecht

Die tolle Herzogin. Roman  
Die Suchenden. Roman

# Die eiserne Freude

Roman

von

Nanny Lambrecht

UNIVERSITY  
LIBRARY  
PRINCETON, N.J.



Egon Fleischel & Co.

Berlin

1915

Alle Rechte vorbehalten  
Copyright 1915 by Egon Fleischel & Co. Berlin  
L. M. NOTEDMAN

Zeichnung zum Umschlag und zum Original-  
einband von Johannes von Wicht

## I

Hepp! Hüjoh! aus einer türmenden, wälzenden, wogenden Staubwolke heraus schwankt's die Anhöhe von Lüttich herunter. Der Eilpostwagen mit hoch- und übereinandergetürmten Wagensitzen. Die Mail coach.

Und noch eine . . . wieder eine. Vier Pferde Gespann. Die Mähnen schütteln, die weißen Wagenleinen schwenken. Wehende Damenschleier im Wirbel von Dunst und Staub, weiße Schleier, grüne — ein gellgeauchztes Lachen, fast frivol in der mittagsstillen Felsdeinsamkeit.

Die silbernen Trompeten schmettern . . . Hepp! Hüjoh! Hüjoh . . . Bleich und verdüstert hocken sie vor ihren Häuserchen, die schwarzen Kerle aus dem Kohlenbecken von Lüttich, die Arme auf den hochgezogenen Knien, das Kinn gestützt darauf. Das Weiße dreht aus den stierenden Augen. Die Blicke nach dem staubwogenden Wirbel auf der weißheiß glitzernden Landstraße. Sacredieu! wenn der Notär nicht ausweicht — bien, er weicht aus, packt auch die alte, hagere Dame, die steil und würdevoll, fast feierlich neben ihm geht, am Arm, drängt sie beiseite. Sacredieu! spricht sie Deutsch, die Dame? So 'ne Art Schwiegermutter aus Aachen. Ah sapristi, wer hätte gedacht, daß der Notär mal seine Tochter einem Deutschen geben würde! Heute wahrscheinlich Brautschau,

Rann g Lam brecht, Die eiserne Freude.

WES 33  
557

(RECAP) 337138  
JUL -81945

1  
3466  
894  
332



Setzt, Handschlag — bumm. Eh, Teufel! die Zeit ist nicht dazu, Feste zu feiern. Der da, der hinter ihnen herkommt, Havanna, anbrennt, Stirne furcht — na, der ist mindestens 'n preußischer General. Sehr vornehm, sehr selbstbewußt, Augen im Kopf, die gebietend über 'ne ganze Hammelherde von Menschen hinwegblitzen. So einer mit grauborstigem Haar und Schnurrbart. Aachener Schwiegervater. Sentiments unbekannt. Schwerreiches Subjekt. Tuchfabrikant. Wollbaron. Soll mit an der Ehrentafel im Rathaus gegessen haben, als der deutsche Kaiser in Aachen war. — Ei, tonnerre! der Vorderwagen hält, die Grandseigneurs werfen dem Notär ein paar Worte hin, winken, lachen — Hepp! und weiter . . . Hüjoh . . .

Buh! Die alte Dame stand und stäubte sich mit dem Taschentuch das Kleid. Und noch schaute der Notar der tollen Fahrt nach. Ein schmaler, großer Mann, weißer Zwickelbart, blutleere, hagere Wangen, die englische Sportmütze auf dem weißgelockten Haar, in den versunkenen Augen ein hinterhältiges Lächeln. Gute Leute sagen: ein wohlwollendes Lächeln.

„Sie kennen die Herrschaften,“ sagte der Wollbaron herankommend. Er spricht zur Not Französisch, aber da der Notar von der Mutter her Flämisch versteht, denkt der Aachener: „Was brauch ich mich abzuraubern!“ spricht also Deutsch und läßt den Notar Französisch erwidern. Und wiederholt seine Frage, da der Notar nicht zu verstehen scheint: „Kennen Sie die Herrschaften?“

„Bardon — die Herrschaften kennen mich.“

„Ist das ein Unterschied?“

„Über sehr! Den Notar Leclair kennen viele, die der Notar Leclair nicht kennt.“

„Très biäng!“ nickte die alte Dame, sie riskiert immer ein bißchen Französisch, um wenigstens modern zu bleiben. Der Wollbaron steift den Kopf in den Nacken, paßt die Rauchringel aus, sagt's bedächtig:

„Rate ich recht, wenn ich die Herren — von den Damen habe ich eigentlich nur das prachtwolle Gebiß gesehen — also wenn ich die Herren auf Pariser taxiere? Ich meine, die Aussprache —“

„O vortrefflich, vortrefflich,“ nickte der Notar, nickte mit dem ganzen schwächtigen Oberkörper, lächelte und drehte sein Bärtchen: „Ich wette, Sie wissen sogar, wer die — Damen sind.“

Der Tuchfabrikant hielt noch den Kopf steif. Dieses Gesicht lächelte nicht, aber wenn es einmal lächelte, sah man erst, wieviel Wohlwollen sich darin barg.

„Wer die Damen sind — nicht, aber wer die Herren sind. Ich schätze sie auf französische Offiziere.“

„Wie meinen Sie —“

„Ich meine natürlich den Typ.“

„Jawohl, ganz recht, kann sein. Es sind Grandseigneurs, wissen Sie. Sie kommen jedes Jahr herüber in die Ardennen zur Auerhahnjagd.“

Das klang ja fast wie eine Entschuldigung. Der schnelle Blick des Wollbarons stand auf dem Notar still. Kurz und flüchtig. Dann streifte er seine Zigarrenasche an dem Eisengitter ab, das den Garten entlang bis zur Villa des Notars hinlief. Und brummend zwischen den Zähnen:

„Na, ob die nun jetzt grade auf die Auerhahnjagd reisen —!“

Die alte Dame gutmütig: „Die Damen waren wohl die Gattinnen?“ Die Herren starren gradaus. Dem Wollbaron schwillt das Blut in den Kopf. Blödsinn!

„Gattinnen . . .! Gattinnen nimmt man doch nicht mit auf die — Auerhahnjagd.“

Die Dame sah von einem zum andern. Was haben denn die Männer? Und dreht sich um und schaut nach ihrem Pärchen aus. Wo bleiben die Kinder? — Wieder so'n Blödsinn! Je weniger man sich um derlei ‚Kinder‘ kümmert, desto lieber ist's diesen, also nur rin in den kühlen Keller. Uff! die Hitze! Notär, irgend was Trinkbares, womöglich mit Alkohol verbrämt. Herr du mein — es riecht wahrhaftig nach Champignons und Bratensauce. Mahlzeit!

Und in dem Augenblicke brüllte die Dampffirene von der Zeche ‚Prinz Bauduin‘ und weiterhin aus der Herstaler Waffenfabrik, und die lärmende Signalglocke von den Hochöfen her und Bimbimbim das Mittagsglöckchen von irgend einem Kloster weit im Feld. Die bleichen verdrossenen Männer vor den Häuserchen sprangen auf, hurtig den Brotbeutel untern Arm, mit schlaffem Gang die Landstraße hinunter nach den ragenden Fördertürmen, den rauchenden Schornsteinen, den funkensprühenden Riesenfesseln. — Ah vola! das amouröse Paar im Gehölz. Steht wie scheuwilde Rehe in der Waldschneise, die schöne Honorine vom Notär mit ihrem Galant. Zögern erschreckt im aufgeschreckten Liebesdusel vor dem plötzlichen Lärm auf der brandheißen Landstraße. Die tolle Fahrt der Grandseigneurs, das Rollen, Roffestampfen, das Schmettern der silbernen Trom-

peten — husch! wie ein Mitternachtspuß am hellen Mittag vorüber.

„Komm, chou,“ flüsterte das Mädchen, „komm, komm zurück durch das Gehölz ‚roi de Prusse,‘ allez, allez — hepp!“ packte ihn drängend um die Hüften, die den strammen elastischen Oberkörper tragen, wildfröhliche Augen in dem brünetten Gesicht, aber um wechlächelnde Lippen die Andeutung eines kühnen Schnurrbärtchens. Ein Jüngling wie ein Gladiator, dieser Willi Merfens.

„Halt! ich muß dich über die Rinne tragen.“

„Tragen —? Oh ça!“ schürzte den Rock, den engen Rock, bis über den Knöchel schürzte sie ihn — hopp! ein Sprung hopp! hinüber ist sie und plumpste hin und schnellte wieder lachend auf, als er hinzusprang. — Ob sie sich weh getan? Aber sicher hat sie sich weh getan, aber gewiß, am Arm, ja? ach, der süße, süße Arm! Er küßte ihn inbrünstig. Sie lachte leise, heimlich, aufreizend. Ihre Blicke senkten über den gebeugten Kopf des jungen Mannes hin, dunkle unstete Blicke aus funkelnden Geheimnissen heraus. Das bleiche, schmale Gesicht, das nur Augen zu haben schien. Die dunkle Haarfülle eingezwängt von der weißseidenen, kofetten Hutkappe.

„Assez!“ wehrte sie ihm, „assez!“ Klappste ihm auf den Kopf, schritt voran, „also dort durch das Gehölz ‚roi de Prusse,‘.“

Er henkelte sich an ihren Arm, preßte sie an sich. So gingen sie, ein inniger Gang.

„Roi de Prusse?“ sagte er, „warum ‚roi de Prusse,‘?“

„Das weiß mein Willi natürlich wieder nicht.“

Wir in Belgien sagen bei einer verlorenen Sache: die ist für den roi de Prusse. Und nun sieh dir das Gehölz an, es ist dürr, es ist häßlich, es rauchen zuviel Schornsteine hinein, es kann nicht gedeihen — also ist's für den roi de Prusse. Verstanden, prussien?“

Sie fühlte seinen Atem dicht an ihrem Ohre, und obwohl es weichgesprochene Worte waren, hörte sie sie wie Hammerschläge gegen ihr Köpfchen.

„Weißt du, daß — wenn Deutschland einmal Krieg gegen Belgien führen müßte — der da neben dir, der Willi Mertens, auch dem roi de Prusse gehört?“

„Tiens? Hab immer gemeint, der Willi gehört m i r. Merci, nun weiß ich's anders. Geh weg! ich hasse dich. Nein, nein, nein, ich will nicht mehr neben dir gehen, laß meinen Arm los — au! wie du drückst — dann sag schnell, daß du m i r gehörst und ich küß dich tot.“

Da fühlte sie seinen Arm um ihre Hüften locker werden, er hielt sie noch, aber er zwang sie nicht mehr. Und stand neben ihr, fest und selbstbewußt, ein plötzlicher feierlicher Ernst über dem Jünglingsgesicht.

„Ich gehöre dir solange — bis der roi de Prusse mich ruft! Ich will dich auch im Scherz nicht belügen, Honorine.“

Da spürte er's aus seinem Arm herausgleiten, leise, mit zierlicher Schwenkung wie eine Feder den Fingern entchlüpft, und huschte von ihm fort über die Waldwiese hin, lachte ihn aus, lachte sich Zornstränen in die Augen. So hat er's immer gemacht, immer, stört, wenn sie eine süße Dummheit von ihm verlangt. Er soll doch bloß Ja sagen, ja, ja! ganz gleich, ob es ihm wirklich so gemeint ist. Der Hart-

kopf nimmt jeden Blödsinn auf seinen Eid. Enfin, er soll nicht denken, daß ihr diese deutsche Schwerfälligkeit imponiert. Tanzt einen Wirbel, faßt mit Grazie den Rock à la Menuett, rechtsum rundum, wippt einen Schritt, schlüpft und schwenkt und biegt und dreht; summt mit sicherndem Gelächter:

„. . . Tirili catchou et Godegodinnette —

Vous vous moquez de moi et moi de vous . . .“

Uff lala schreit auf, springt, jagt davon, er hinter ihr her, o sie ist süß, sie ist einzig . . . Honorine! . . . eine Blutwelle siedet ihm durch den Körper, er muß sie haschen, ehe sie aus dem Gehölz heraus ist, aus dem schwülen, verschwiegenen Walddämmer — ha, ihr flatterndes Kleid — hascht er's —? nein, fort um den Baum — aber dort — ja, ja die Büsche am Waldrand — sie will durch — hahahaha . . . hängt fest, — er packt sie — atemringend in seinem Arm — gefangenes Vöglein — und sie stammelt noch aus rasend pochender Brust:

„Sag schnell, daß du mir gehörst . . .“

Sein bebender Mund auf ihrem schwachenden, sein heißlehendes Flüstern in ihr ersticktes:

„Ja, ja, ja, ich gehöre dir . . .“

Und da antwortete über ihnen im Gezweig ein vertraumtes Zwitschern. Und tief im Gehölz ein Flöten und Singen — der ganze Wald voll Liebesgeflüster.

Als das Paar aus dem Wald in die noch ziemlich öde und unbebaute Villenstraße einbog, war der Zorn des Mädchens noch nicht ganz totgeküßt. Sie mußte ihm das wirklich noch sagen, wirklich . . . In ihrem französischen Institut, dem sie kaum ent schlüpft ist, sagte man doch, daß die Deutschen eine ,tete de cochon'

hätten. Da haben sie sich alle zugeschworen, nie einen Deutschen zu heiraten. Aber dann hat der Willi sie so schrecklich lieb gehabt, und sie hat auch den Willi so schrecklich lieb gehabt — nein, als er vorhin da stand mit dem harten Kopf und der schnarrenden Stimme: Ich gehöre dem roi de Prusse! — nein, da hat sie ihn nicht mehr lieb gehabt, da hatte er wirklich seine tete de cochon. Abscheulich!

„Daß du mir niemals mehr deine tete de cochon machst! Ich fühle so was, diese entseßliche tete de cochon wird uns einmal auseinander bringen.“

Er preßte ihren Arm. Und in unbekümmerter Zuversicht:

„Wie könnte das sein! Wenn du Französin wärst — vielleicht, denn wir rechnen, daß Frankreich mit Rußland gegen uns das Schwert ziehen wird. Aber du, kleine Belgierin . . .!“ Er lachte laut auf, er reckte sich auf. So groß und kühn wie er neben der kleinen Belge — so das große Deutschland neben dem winzigen Belglein!

Da hörte er sie leise und verhalten sagen:

„O, wir Belgier lieben Frankreich sehr.“

Es war ihm unangenehm, daß sie ihm das sagte, gerade jetzt sagte. Wenn Frankreich nun gegen seine Nation das Revancheschwert zieht, muß sie Frankreich hassen und das Land des Geliebten lieben! ja, das muß sie! Stürmisch wird er es verlangen, stürmisch!

Da fühlte er ihre kleine warme Hand in seine schleichen. — Ja, sie wird es! sie wird es!

Seine Brust weitete sich und es dröhnte darin: sie wird es!

Von der Terrasse der Villa aus winkte man.

Gaston, der Fünfzehnjährige, Gaston mit den kurzen Hosen. Hepp allez! man soll sich beeilen, Honorine soll mal schnell zur Küche, die Köchin macht Lärm, man habe ihr den Schlüssel zum Konservenspind verlegt. Seit dem Tode von maman muß Honorine mal schon in der Küche nachsehen, also schnell, schnell, Papa hat schon geflucht!

Willi hält noch die Hand des enteilenden Mädchens, küßt noch ihre Fingerspitzen — Da haut ihm Gaston auf den Rücken.

„Du verwöhnst sie dir, mein Herr, wenn du sie einmal hast, wird sie wild wie eine Katze.“ Warf die Beine über den Drehstuhl am Klavier, begann zu spielen. Die Brabançonne spielte er.

„Dummer Junge, laß das!“ rief der Notar aus dem Antrittsalöndchen heraus.

„Oho,“ murrte Gaston vor sich hin, „kuriose Idee. Warum soll ich die Brabançonne nicht spielen?“ Schlurrte auf die Terrasse hinaus, flammte sich eine Zigarette an.

Auch Willi Mertens dachte: Warum läßt er ihn die Brabançonne nicht spielen? — He, Gaston! Wie er zu der stolzen Kokarde am Hut komme?

„Parbleu! Ich bin doch ein scout boy. Haben Sie eine Ahnung, was ein scout boy im nächsten Kriege wert ist?“

„Ich denke: ein Holzschwert und eine Kindertrumpete.“

Gaston riß verächtlich die Mundwinkel herunter, warf sich in die schmale Brust, fluchte wie ein Borein.

„Unser Führer sagt, daß ein scout boy es mit zehn deutschen Ulanen aufnehmen muß.“



„Aha, also doch mit deutschen Manen.“

Kindlich erstaunt: „Mais, mit wem sonst?“

„Bravo! ich werde dir zehn deutsche — Bleisoldaten schicken, scout boy.“

Ging lachend. Er lachte nicht von Herzen. Es beengte ihn etwas. Blöcklich. Die Luft in diesem Hause. Wenn Honorine nicht da war, fühlte er das.

Er trat ins Salönchen ein, wo die Herren beim Zeitungslesen eifrig sprachen. Seine Mutter saß im Plüschessel mit geschlossenen Augen. Der Spaziergang hatte sie ermüdet, sie wollte vor Tisch ruhen. Da stand ihr Sohn neben ihr, warf ein Bein über die Sessellehne, setzte sich zu ihr. Sie lächelte in gutmütigem Spott:

„Sie bleibt dir wohl zu lange?“

„Nein,“ sagte er hastig, „nein, doch nicht.“ Strich ihr über die Augen. „Schlaf nur, Mödderche, schlaf nur.“

Wenn er zärtlich mit ihr wurde, verrannte er sich in Aachener Plattdütsch.

Mit einer massiven Wucht der Bewegung legte sich Merkens in den Sessel zurück. Zeitung auf dem Knie und platschte mit der flachen Hand darauf.

„Na, Notar, haben Sie gelesen, was Ihr ‚Soir‘ da für dummes Zeug schreibt? — Das noble Frankreich wird Rußland unbedingte Bündnistreue halten. Wenn es also nun endlich gegen Deutschland kämpfen kann, möge Belgien nicht vergessen, daß es den eignen Bruder im Felde stehen hat. Und wenn Belgien noch beten kann, wird es doch für den Sieg seines Bruders in die Kathedrale gehen. — Eine etwas merkwürdige Sprache in einem neutralen Lande, lieber Notar.“

Der Notar strich sich durch die weißen Haarbüschel, die an den Schläfen hervorquollen.

„Was wollen Sie, mein Lieber? Blut bleibt nicht neutral.“

So. Hm. Nett gesagt. Zum Teufel! Das ging nun schon den ganzen Tag über mit derlei hinterhältigen Bemerkungen. Umschriebene Andeutungen, die einem wie Blattpatronen auf die Haut knattern. Man kommt in diesem Hause zu keinem freundschaftlichen Verhältnis. Eifige Höflichkeit. Die Kinder wollen sich. Und mehr nicht. Doch sagte Merkens ruhig:

„Achtzehnhundertsiebzig bewahrte Belgien volle Neutralität. Da regierte Leopold II., mir auch nicht sympathisch, aber er war klug, sehr klug, Notar.“

„Aber gewiß, mein lieber Freund, warten Sie doch ab, vielleicht sind wir diesmal — noch klüger. Ich bin ja gewiß überzeugt, daß das illustre Deutschland allein mit zwei Großmächten fertig wird.“

„Auch mit drei!“ lachte Willi von drüben her.

„Mein junger Herr, wir wollen das für den Frieden Europas nicht hoffen.“

Der Wollbaron faltete geräuschvoll das Blatt zusammen.

„Den Frieden Europas, Notar, den Frieden Europas lassen Sie nur ruhig in Berlin deponieren. Oder wollen Sie ihn von Petersburg aus diktiert haben? Im übrigen — vor der tapferen französischen Nation alle Hochachtung. Was könnte für die Kultur der Welt erreicht werden, wenn gerade diese beiden Nationen, Deutschland und Frankreich, zusammengingen! Die zwei größten zivilisatorischen Nationen des Kontinents. Herrgott, Notar, eure grande nation jetzt an der Seite von Hohenzollern und Habsburg gegen das Slawentum zu wissen, das würde ein Heldentum wie bei Marathon!“

„Vater!“ rief Willi herüber, „den Heroismus von Marathon sollst du auch jetzt schon erleben. Daß es nur mal losknallen.“

„Zu Tisch!“ klang ein heller Ruf aus dem Speisezimmer, und händeklatschend trat Honorine in die Flügeltür. Frau Merkens ging ihr mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Gott sei Dank, liebes Kind, bei unsern Herren war die Schlacht schon in vollem Gange. Es war höchste Zeit, daß zur Fütterung geblasen wurde.“

Das Zweitmädchen, das servierte, wartete schon mit der Platte Trüffelbecher. Gaston erlaubte sich zu sagen:

„Ich kann euch etwas mitteilen, daß ihr alle umfallt.“

„Wenn du etwas Unanständiges sagst, wirst du vor die Tür gesetzt,“ raunte Honorine.

„Nix da, er soll mal loschießen,“ lachte der Wollbaron, ein herzhaftes germanisches Lachen, das an gewissen Derbheiten seinen kräftigen Spaß hat.

Gaston machte seine altkluge Geste.

„Eh bien, eh bien, ich wiederhole nur, was die Mineurs gesagt haben. Ein französischer General soll proklamiert haben: In acht Tagen sind wir in Lüttich, in vierzehn in Aachen, und dann wird Aachen mit Weiberköpfen gepflastert.“

„Gaston, geh hinaus!“ sagte der Notar scharf über den Tisch. Und sagte es wieder: „Geh hinaus, Gaston!“

Da ging Gaston hinaus, besann sich, kam zurück und nahm seinen Teller mit.

Der Notar sprach in die jähe Stille:

„Es ist das Geschwätz von Kindern und Narren.“

Schade, daß Ihr sehr geschätzter Besuch in eine Zeit fällt, die überall den Boden heiß macht. Ich hoffe,“ und er ergriff sein Glas, „daß Belgien auch unter seinem dritten König nach allen Seiten hin seine Grenzen schützen kann. Darauf bitte ich Sie, mit mir anzustoßen.“

„Neutral rechts wie links — darauf stoße ich an,“ sagte ehrlich heraus Merkens. Die Gläser klangen. „Willi, willst du nicht mit anstoßen?“

Eine Sekunde Zögern. Dann sprang er auf, ein Ruck straffte den Körper. Er hielt sein Glas hoch.

„Wer Gott vertraut,

Fest um sich haut,

Der hat auf guten Grund gebaut, —

darauf stoße ich an! Profit!“ Wieder klangen die Gläser. Wie helles fernes Geläut. Vater und Sohn in stiller unausgesprochener Ergriffenheit. Der Notar führte sein Glas an die Lippen. Ein ironisches Lächeln vertiefte sich um seinen Mund.

„Pardon, es fällt mir etwas auf. Ihr Deutsche führt in dieser kritischen Zeit Gott sehr im Munde. Gott und euere gerechte Sache! Euer Kaiser sagt's, in Ansprachen und Depeschen spricht's sich aus — mir scheint, ihr Deutsche macht gleichzeitig Gott und den Landsturm mobil. Habt ihr den Gott Israels? Den germanischen Jehova? Ein Gott, dem man Blut opfert, heißt Moloch. Ich meinesteils bete zu dem Gott, der die segnende und nicht die streitende Hand hat.“

Nun legte Merkens das Besteck nieder.

„Herr Notar, nun gerade heraus: wollen Sie damit sagen, daß Deutschland der Friedensstörer ist?“

Frau Merkens stieß ihn unterm Tische an.

„Aber, Karl, der Herr Notar meint das doch nur im allgemeinen.“

Sehr höflich verbeugte sich vor ihr der Notar.

„Ganz recht, ma chère dame, eine allgemeine Redensart, weiter nichts. Schade, wie ich schon sagte, daß Ihr lieber Besuch in diese unruhige Zeit fällt. Wir haben alle Pulver in uns.“

„Was diese Menschen eine bewundernswerte Höflichkeit haben! dachte gerührt Frau Merkens. Gott sei Dank, nun floß die Rede wieder harmloser. Der Notar erzählte einen politischen Witz. Wie Marquis Galliffet sich eine ideale Armee dachte: Die Türken als gemeine Soldaten, Engländer als Intendanturbeamte, Amerikaner als Strategen, Preußen als Offiziere. Und was würde er aus Frankreich nehmen? — Aus Frankreich? Mais la musique!

Und winkt der Bedienung. Eiskühler. Sekt. Merkens trinkt seinen Rest Burgunder. Na ja, der Witz war gut, man kann mal wieder von Herzen loslachen. Uff! war das mit eins eine Atmosphäre, die zum Explodieren. Er kann nu mal die Hinterhältigkeit nicht vertragen, er kann's nicht, und wenn er saugrob wird.

„Schmeckt's dir, chou?“ flüsterte Honorine, klopfte ihrem schweigsamen Hartkopf aufs Knie. Er nickte, er aß überstürzend, seine Gedanken waren nicht bei ihr. Da drängte sie leise ihre Schulter an seine.

„Da — trink aus meinem Glas, ja?“ schob es ihm heimlich zu, dort, wo ihre Lippen getrunken hatten. Er griff das Glas, trank es aus. Das Blut stieg ihm bis in die Stirne hinein. Die breite, harte Stirne seines Vaters.

Gaston durfte zum Sekt wieder hereinkommen, die Gäste wünschten es.

„Warum ist du nicht?“ fragte Willi sein Mädchen. Es klang gepreßt, etwas Unsagbares würgte ihm die Kehle.

„Sie ist zu verliebt,“ erwiderte Gaston.

„Schick ihn doch wieder hinaus, petit papa,“ sagte Honorine.

Frau Merfens ergriff gütig ihre Hand.

„Seid glücklich, solange ihr's noch könnt; aber das bitt ich mir aus, Herr Notar, wenn meine drei Söhne ins Feld müssen, dann komme ich mir das liebe Kind hier holen — zum Trost.“

„Drei Söhne —?“ Atemstodend rückte Honorine näher zu ihr. Der greise Kopf nickte.

„Die zwei Ältesten, der Kaufmann und der Amtsrichter, als Reserveoffiziere. Und unser Benjamin, dein Willi — hat ja erst sein Physikum, aber schon gedient — du weißt doch, was er für Pläne hat. — Du, Willi, sag mal dem Kind, was du für Pläne hast.“

Da rückte das Mädchen wieder langsam zu ihm hin. Ihre Stimme zitterte an ihm hinauf:

„Was hast du für Pläne?“

„Du freute dich doch auf den Pudding.“

Da kniff ihre Hand in seinen Arm.

„Was hast du für Pläne?“

Seine Hand lag auf ihrer. Er dachte an den Ring, den er ihr geschenkt hatte.

„Was für Pläne soll ich haben, die du nicht weißt? Ich bin nicht Kaufmann und nicht Amtsrichter geworden, wie Vater es wohl gern gesehen hätte. Ich bin

Arzt. Ich hätte mich erschossen, wenn ich nicht Arzt geworden wär. Mein Physikum habe ich nun, meine klinischen Vorübungen auch. Jetzt noch den Doktor, und dann will Vater den Geldsack auf tun und mir eine Privatklinik großen Stils auf machen. Nu ja, siehst du, Zukunftspläne, die heute bedenklich wackeln. Heute gibt's noch ein Europa, vielleicht morgen — na, lassen wir das. Der Krieg d r o h t ja bloß, es ist noch kein Krieg, nicht einmal Mobilmachung.“

Sie möchte ihn auslachen, so geht er um ihre Frage herum.

„Warum sagt deine Mutter, daß sie d r e i Söhne ins Feld zu schicken hat? Kannst du nicht in einem Heimatlazarett unterkommen?“

„S'il vous plait!“

Der Notar erhob sich. Im Terrassenzimmer wartet das Serviermädchen mit Kaffee und Likören. Willi eilt und bringt seinem Mädchen das chinesische Mokkatäßchen. Man lehnt an Tisch, Billard und Portiere und schlürft das dampfende Getränk. Gewandt wie eine Dame hält der Notar den winzigen Henkel zwischen spitzen Fingern. Plaudert mit Madame. Der Wollbaron, die linke Hand in der Tasche, in der rechten die Tasse, spaziert durchs Zimmer, bleibt an dem Basttischchen am Fenster stehen. Eine Generalstabskarte mit Fähnchen besteckt lag dort, darüber geschrieben: Gaston Declair, scout boy. — Und daneben die ‚Annales politiques‘ aus dem Jahre 1913. Ein Artikel von dem französischen Oberstleutnant Roussel: Der nächste Krieg.

Der Notar brach das nichts sagende Gespräch mit Madame ab und trat zu Merfens.

„Bien, mon ami, wenn Sie über die belgische Schicksalsfrage in diesem nächsten verdamnten Kriege informiert sein wollen, so lesen Sie nur. Belgien der Kriegsplatz der europäischen Großmächte. Der Wehrlose überfallen, das wird unsere Weltgeschichte sein.“

„Das scheint mir nicht grade so,“ sagte Merkens trocken. „Ich lese hier, daß die belgische Armee imstande sein wird, eine von Osten herkommende Invasionsarmee in der Maasgegend aufzuhalten. — Bitte, wer ist diese Ostarmee?“

Die hagere Hand des Notars krampft sich auf seiner Brust. Das, was jetzt in seinem Gesichte zerrt, ist schmerzdurchzitterter Glaube, fanatische Überzeugung.

„Ich wünsche Sie nicht zu beleidigen, darum antworte ich darauf nicht.“

Merkens scheint nicht zu hören. Sein stahlharter Blick auf das Blatt geheftet.

„Ich lese, daß hier auch — England mitten im Kreis der Berechnungen steht. Man erwartet einen zweiten Wellington mit einem Heer von Hunderttausend —“

über des Notars Gesicht zuckt ein Leuchten.

„Ah, monsieur, vergessen Sie nicht, daß England schon einmal die Mission hatte, Europa zu retten — gegen Napoleon. Und heute ist kein Napoleon mehr!“

„England ist germanisch, Herr Notar!“ rief Willi zuversichtlich.

„Wenn ihr euch jetzt noch mit der Politik herumbeißt, laufe ich dir fort,“ sagte Honorine neben ihm.

Der Notar hob den Kopf.

„Germanisch, junger Herr? Germanisch ist das Eingewanderte. Englands Stamm ist keltisch. — Aber pardon, pardon, wir vergessen unsere Pflichten



gegen die Damen.“ Rechte mit dem Arm über die Schulter des Wollbarons, um das Heft zu schließen. Der legte schnell die Hand darauf.

„Halt! Das dicke Ende steht ja wohl hier in Fettdruck. Na sieh mal an! Also die gesamte waffenfähige Bevölkerung von Belgisch-Luxemburg soll militärisch ausgebildet werden, um den Feind aufzuhalten. Die Eingeborenen sollen aufgefordert werden, in dem schluchtenreichen Lande mit den Deutschen eine Art Franktireurkrieg zu führen! — Na, das ist ja — erlauben Sie, Notar, aber ich finde kein salonfähiges Wort — das ist ja eine großartige Schweinerei!“

„Aber, Karl!“ flehte Madame.

„— Meuchelmord ist das!“ brauste Merkens los, „hundsgemeiner Meuchelmord! — So, jetzt ist's raus. Man könnt an so was ersticken.“

Mit beiden Händen stützte sich der Notar aufs Billard, er tobte nicht, aber seine furchtbare Erregung zitterte in die schüttelnden Hände hinein.

„Ereifern wir uns nicht unnütz, mon ami. Deutschland würde in gleichem Falle doch dasselbe tun, nicht wahr? Deutschland würde Greise, Frauen, und Kinder bewaffnen, um seine Freiheit zu retten, nicht wahr?“

Mit einem Ruck stand Merkens, als wär er eingestampft in den Boden.

„Deutschland hat nie das gleiche getan, Notar! Und doch war Deutschland — wenigstens das, was wir jetzt Deutschland nennen — einmal gedrückt und geknechtet durch fremde Gewaltherrschaft. Aber dann hat es sich in ehrlichem Kampfe losgerungen, nicht durch hinterlistigen heimtückischen Mord. Dafür ist der Deutsche zu ehrlich, zu gesund, zu ritterlich — ver-

standen, Notar, zu ritterlich! auch wenn er nicht wie ein dressierter Affe Scharwenzeln kann — verstanden, Notar?“

Und da schnellte auch der Notar zu seiner hagern Höhe auf.

„Ah mon dieu, nun reden Sie sich selbst in die Falle. Sie beschwören die prunkvoll herausstaffierte Zeit der deutschen Befreiung herauf, eh bien, was war diese Lühowsche Freischar anders als eine Bande von Franktireurs — . . .“

„Die Lühower?!“ — Ein geächzter Zornschrei von der Terrasse her. Mit zwei Schritten stand Willi Merfens vor dem Notar, hingeschleuderte Worte in kurzen heftigen Atemstößen: „Die Lühower! Schande! Schande! Unsere herrlichen Lühower! Unsere Freiheitsjäger! Helden, die mit regulären Truppen kämpften, wagen Sie mit Franktireurs in einem Atem zu nennen! Ach, Sie haben ja kein deutsches Blut, Sie fühlen nicht deutsch. — Vater, komm, was tun wir hier noch in dem Haus — wir sind hier fremd — ich hab's ja gefühlt, ich hab's gefühlt — Herrgott, was red ich denn —? Honorine . . .“ Er drehte sich wirr um, er hielt sich den Kopf — „Honorine . . .“

Da sah er, daß ihre Stelle leer war. Er stürzte hinaus, er suchte sie. Madame trat zu dem Notar und sprach auf ihn ein, wischte sich mit dem Taschentuch den kalten Schweiß und redete, redete — lieber Gott, wenn sie jetzt nicht die Sache wieder in Ordnung brachte, kam der dumme Junge ja um sein Lebensglück. Jetzt lief er draußen durch den Garten wie ein Wahnsinniger, rief nach ihr, suchte sie. Lieber Gott, sie kennt ihn doch. Wenn das Mädchen ihm verloren geht, rennt

der in sein Unglück. Ein Zornkopf ist er, ein Hartkopf wie sein Vater.

Honorine! Er eilte ins Haus zurück, er öffnete jede Thür, dann stand er auf der Treppe zum Oberstock. Auf der halben Treppe stand er und hielt sich am Geländer und wollte, konnte nicht mehr weiter. Sein Blick hinauf nach der Thür an der Treppe — ihr Zimmer. Er horchte. Wenn er nur ihren Schritt hört — nur ihren Schritt . . . Er hört nichts. Er reckt sich übers Geländer hin und lauscht — schleicht hinauf — eine Stufe . . . noch eine . . . noch eine . . . flüstert ihren Namen, ruft, beschwört sie — schleicht hinauf — steht vor ihrer Zimmertür — hält den Atem an, wild klopft sein Herz — . . . Honorine . . . Stille, tödliche Stille. Da tastet er an die Klinke — er wird's, er wird's . . . hineinrasen zu ihr . . . da — Kleiderrauschen, schnelle Schritte zur Thür — ratsch! drehte der Schlüssel um. Das Zornblut stieß ihm in den Kopf. Gewalttätig riß er an der Klinke. Da schrillte drunten die Hausglocke. Das Mädchen stieg aus der Kellerküche herauf. Schnell trat er von der Thür weg, beschämt, erwacht aus einem blinden Laumel. Jetzt konnte er nicht die Treppe hinunter und dem Mädchen entgegenlaufen. Also lief er geradeaus über den Gang. Ein Schildchen an der Thür. Das Bureau des Notars. In diesem entlegenen Bureau, das nach Tabak und Altstaub roch, hat er von der Geliebten den ersten Kuß erhascht. Er trat ein, ließ die Thür halb offen, fiel matt auf den Schreibtischsessel hin, stützte den Kopf in beide Hände, starrte vor sich hin. Krause Buchstaben vor ihm, verschwammen in einem Wirbel, er sah nichts, hörte nichts, dachte

nur an sie, sein Herz in rasender Unruhe, in bedrücktem Ahnen, — und die Buftaben vor ihm — Aktenstück eines Bürgermeisters — Hört er etwas? Wer trat ein? — Aktenstück eines Bürgermeisters . . . Vor Nacht wird ein Bauer zu Ihnen kommen . . . Drunten murmelt eine Männerstimme — Vor Nacht wird ein Bauer . . . schicken Sie die Aufrufe in die Ardennen weiter . . . Wer murmelt drunten? Ein Stoß wird in den Garderobenständer gestellt — schicken Sie . . . einer schicke es dem andern, und immer weiter und durch unser ganzes Land hin. So kann und wird niemand wissen, wer die erste Hand war, die es sandte, eine Reihe von ungenannten Händen im Dienste des Vaterlandes . . . Herrgott, was tut er da? er liest — nein, er begreift ja nicht — er will ja nichts wissen, nur sie, sie — Springt auf, horcht die Treppe hinunter. Diese Stimme — Wer ist's? Er eilt hinunter. Drunten sieht er seinen Bruder Robert, den Kaufmann, ins Terrassenzimmer eintreten, eilig, hastig.

„Guten Tag,“ sagte der Kaufmann, gibt schnell dem Notar die Hand, nickt flüchtig seiner Mutter zu und ernst, tiefernst zu Mertens: „Ich muß dich sprechen, Vater.“

„Allein?“

„Ja, allein.“ Kurz, fast verstört.

Der Notar weist mit einer Handbewegung ins Salönchen. Da taucht Willi auf der Terrasse auf.

„Kann ich mit?“

Robert wendet sich halb nach ihm.

„Nein, bitte, warte.“ Schließt hinter sich die Thür. Zäh, drückende Stille. Die Baumäste schlagen in dumpfem Rauschen wider die Säulen der Terrasse.

Die Mutter kam zu Willi, nahm ihn untern Arm und trat mit ihm zur Terrasse hinaus. Ihr grundgütiges Trösten:

„Soll ich sie dir holen?“

Im Salönchen hörte man laut die Männer reden.

Roberts Inrische Stimme jetzt in lebhafter Auseinandersetzung. Der stille Robert mit dem bleichen, verweischlichten Gesicht, ganz die Art der Mutter. Aber nun drehte er nervös an der Uhrkette, sagte es in überstürzten Worten:

„Deutschland mobilisiert!“

Schöpft Atem, nimmt sein Taschentuch aus der Brusttasche, streicht den Schnurrbart. Die Erregung spannt ihm bis in die Fingerspitzen hinein.

Deutschland mobilisiert! Kurz und unheilvoll. Kürzer kann kein Unglück gemeldet werden. Merkens stand und sah geradeaus. Ein tiefes zustimmendes Brummen aus seiner langsam atmenden Brust. Er zuckte nicht mit der Wimper, nicht mit der Wimper. Er nickte nur, er ballte die Hand, die tief in der Hosentasche steckte. Zwei, drei herausgebrummte Worte:

„In Gottes Namen denn . . . sie wollten den Krieg . . . jetzt haben sie ihn.“ Knirschte es hinaus, „jetzt haben sie ihn.“ Brach ab. Mut und Ergriffenheit würgte ihm zum Halse herauf. Trat ans Fenster, von dort her sprach er ruhiger: „Es wird luftreinigend wirken, Robert, glaub mir's, nach diesem Kriege werden wir alle besser geworden sein.“ Und dann sprang ihn doch wieder die unsagbare Erregung an. Er schneelte herum:

„Robert, nu zappel mir nicht im Zimmer herum. Ruhe! Ruhe, deutscher Mann!“

„Ja, Vater, mit meiner Ruhe ist's ex. Also grade heraus: Ihr müßt schleunigst von hier fort.“

„— von hier fort?“

„Ihr kommt an der Grenze nicht mehr durch.“

„— nicht mehr durch?“

„Wird gesperrt, ist's vielleicht schon. Ich bin im Auto gekommen und — kurz und gut, man hat das Auto beschlagnahmt.“

Ganz ruhig stand Merfens, er fluchte nicht, er lachte nicht, ergrimmete sich nicht, ganz ruhig stand er. Es war eine Wucht in dieser Ruhe, die zermalnte. Dann sagte er raubleise, als fürchte er, den Tumult in sich zu wecken:

„Wir sind also hier in F e i n d e s l a n d . . . Und wir sitzen hier und feiern bei Sekt und Braten . . . in Feindesland . . .“ Nickte vor sich hin, das grim-mige Lachen zerrte nun doch um seinen Mund, lautlos, in dumpfem Zorn.

Robert nestelte aus seiner Brieftasche ein Blatt heraus.

„Und hier — ich hab's mir telegraphisch durch das deutsche Kaiserliche Konsulat in Antwerpen bestätigen lassen — das Getreide für meine Großmühle wird im Antwerpener Hafen zurückbehalten. Die Antwerpener Spediture teilt mir mit, daß Belgien ein Getreideausfuhrverbot erlassen habe.“

„Nach den internationalen Verträgen steht es Belgien zu, im K r i e g s f a l l die Durchfuhr von Getreide für Deutschland zu verbieten.“

„Das ist gestern, Freitag, geschehen. Und heute ist noch der Friedensfall! Ist das die Neutralität Belgiens? Ja, Vater, mir scheint, ihr sitzt hier und fühlt nicht, wie es heiß um euch wird.“

Ein brummendes, rollendes Lachen in die Brust hinunter:

„Doch, Robert, doch, es ist schon verteufelt heiß um uns geworden.“ Hielt inne — Lärm draußen, Trommelwirbel — oder? — nein, doch, Trommelwirbel. Geräusch von Schritten und Stimmen, hundert Schritte, hundert Stimmen, und mehr, und mehr, und näher . . . singende Weiber, schreiende Kinder, Männerrufe: Vive la France! Und Klänge der Brabançonne, aber umgedichtete Worte.

La liberté naquit sur ce rivage,  
défendons-la jusqu'au dernier soupir . . .

„Hah, la liberté, vive! vive! Hört auf mit trommeln! Musik, Musik — hepp! Habt ihr keine Harmonika? Eh, Jules, verdammtes Luder, deine Trompete her! Ah sacredieu, daß du gleich hinfällst! Allez, allez! un, deux, trois — bumm! La liberté naquit sur ce rivage . . .“

Weiber am Arm der Männer, Kinder an den Rücken der Weiber, zerrn, schleppen, henkeln zu langen Reihen. Uff lala, es gibt Krieg, verfluchter Krieg, elender Krieg! Daß die Reichen, die den Krieg wollen, allesamt zusammengeschossen werden! Hah salut — das Haus des Notärs. Raus mit dem Notär! Vive! — Eine Flasche sauste gegen das Gartengitter, die Scherben spritzten. Eh Notär! Was sagt der Notär dazu, ces cochons de Guillaume II. wollen Krieg in Europa machen. Die Barbaren, die den Frauen den Bauch aufschlitzen! Raus, Notär!

la liberté naquit sur ce rivage . . .  
le dieu qui bénit nos trois couleurs.

Da riß Merkens die Türe zum Terrassenzimmer auf, seine Stimme dröhnte hinein:

„Notar, was bedeutet das?“

Hinter dem Notar die andern, drängen in die Tür, das Geschrei von draußen hallt in die Zimmer, flutet über die dünne, scharfe Stimme des Notars hin. Der steht steil, hager, verbissen in der Türe. In seinen versunkenen Augen ein weißliches, gleißendes Schimmern.

„Comment? Was das bedeutet? — Die Antwort auf die Mobilmachung Deutschlands! Die Reservisten der Jahrgänge 1910, 11, 12 sind einberufen.“

Die Stille schlägt wie ein Donnerkeil ein. Auch plötzliche Ruhe draußen. Ein Mann springt auf die Grundmauer des Gartengitters, entfaltet ein Blatt: Aufruf! Liest weithinschallend in die todlauernde Stille hinein, in die vielhundert erhobenen, verhitzen Gesichter hinein.

„Ballonen! Deutschland ist der Feind Europas. Heute haben wir nicht bloß gegen das Flamentum zu kämpfen, eine furchtbarere Gefahr bedroht uns: das germanische Ungeheuer! Die Deutschen glauben sich in Belgien wie zu Hause, sie sind anspruchsvoll, impertinent und im allgemeinen schlecht erzogen, aber umso gefährlicher, als sie ein geschmeidiges Rückgrat und ein heuchlerisches Lächeln auf den Lippen haben. Sie überschwemmen unsere Märkte mit ihrem Schund und ersticken so nach und nach unser Gewerbe und unsern Handel. Die erwarten nur eine günstige Gelegenheit, um über uns herzufallen und Belgien zu stehlen, wie sie Polen, Elsaß-Lothringen und Schleswig-Holstein gestohlen haben. Auf, ihr Ballonen!“



Weisen wir die barbarischen Horden Germaniens zurück! Nieder mit dem Lande der Unduldsamkeit, der Brutalität, des schlechten Geschmacks, der Unmaßung . . .

Tumult, brüllendes Geschrei, Trommelwirbel, herausgekreischte Rufe:

„Nieder mit den Dreckpreußen! Nieder mit ihnen! Nieder mit ihnen! Vive la France!“

„Notar!“ dröhnte die Stimme Merkens durch, „wollen Sie nichts zur Beruhigung der Leute tun?“

Frau Merkens zusammenbrechend an den Arm des Notars geklammert. Der Notar zuckte die Schulter.

„Wer hier zu vermitteln versucht, wagt sein Leben.“

„Dann wagen Sie es!“ donnerte ihn Merkens an.

Ein stilles Hohnlächeln um den Zwickelbart des Notars. Die unverschämte hervorbrechende Roheit unter dem Firnis von glattzüngiger Höflichkeit.

„Jetzt laß du mich!“ Willi bäumt sich aus den ihn umklammernden Armen des Mädchens heraus. Er hat's genug verbissen, seine weinende Wut, seine weh-schreiende Empörung — um ihretwillen, jetzt geht's nicht mehr, jetzt soll sie ihn lassen. Nein, bei Gott, sie läßt ihn nicht, sie schlingt ihre Arme wie Ketten um ihn, sie wird ihm den Kopf in Stücke reißen, ehe sie ihn zu der brüllenden Horde hinausläßt.

„Laß mich! Wenn keiner hier ein Wort spricht, muß ich es doch. Wir stehen hier und lassen uns in den Schmutz werfen! Ich müßte mir vor Scham den Kopf an die Wand rennen, wenn ich's nicht tät. Ich sage ihnen, ich kann leidlich Französisch, das Volk ist verheßt — laß mich!“

Löst mit einem Ruck ihre klammernden Arme. Noch steht der Notar. Da sieht er den Jammer im

Blick seines Kindes. Er schlägt ihm wie eine Flamme ins Herz, er brennt ihm die Kruste verbissenen Ingrimms durch. Vor den jungen Stürmer stellt er sich, Brust an Brust, faßt ihn an beiden Schultern.

„Wahnsinn . . . nach dem zweiten Wort schon sind Sie niedergetrampelt. Nur dieses Haus hier bietet Ihnen noch Gottesfrieden, ein Schritt hinaus, und Sie sind verloren.“

Da klang's in erschütternder Ruhe von Merfens herüber:

„Willi! Dann mußt du jetzt wissen, ob es mit deinem deutschen Gewissen vereinbar ist, den Schutz dieses Hauses noch länger zu beanspruchen.“ Nahm seine Briefftasche, legte das Schriftstück auf den Tisch, das die geschäftlichen Abmachungen über die geplante Heirat enthielt. Mit einer kräftigen entschiedenen Handbewegung tat er's. Es war der Schwerthieb, der zwei Herzen trennte. So, nun hat man in diesem Hause nichts mehr zu suchen.

„Robert, hilf deiner Mutter, wir wollen versuchen, mit dem nächsten Zug durchzukommen.“ Ging voran, schwer, unerschütterlich. Vor seinem Sohn, dem Jüngsten, dem Benjamin, dem Willi, an dem sein rauhes Herz hing, blieb er stehen, sah ihn an, sah ihn nur an. Er wird ihn verstehen.

Der steht geschüttelt bis ins Mark, in weicher Hingebung das Mädchen an seiner Schulter. Der letzte verzweifelte Versuch der ringenden Liebe.

„Vater,“ würgte Willi rauhtrözig heraus, „hier kann jetzt kein anderer entscheiden, — nur wir, sie und ich. Keiner sonst. Das haben wir jetzt mit uns abzumachen.“ Riß sie mit sich hinaus auf die Terrasse.

Der Notar zu Merkens: „Ich erachte Sie noch immer als meine Gäste und werde Sie zum Bahnhof bringen. Sie sehen, die Leute sind weiter gezogen. Überdies, wenn der Notar Declair neben Ihnen geht, haben Sie nichts zu befürchten.“

„Es fragt sich nur, ob der Merkens aus Aachen neben dem Notar Declair hergehen will, und da sagt der Merkens aus Aachen: Nein, danke!“ Wendet sich kurz nach der Türe.

„Oh ça,“ lächelt der Notar hinter ihm her, „die deutsche Geste und das deutsche Bier sind gut — aber die Waffen sind schlecht.“

An der Tür dreht sich Merkens um, sein Lachen wie eine germanische Fanfare:

„Darauf wird Ihnen die Nation von siebenundsechzig Millionen antworten!“ Die Tür hallt zu. Ein dumpfer, drohender Schall. Hammerschlag auf den Sarg eines jungen Glücks. Noch kein Wort zwischen ihnen, die in enger unlöslicher Umarmung in der Glut der untergehenden Sonne auf der Terrasse stehen. Nur stummes, notschreiendes Leid, gelispelte Schwüre, ganz unsinnig gestammelte Verheißungen. O, eine Welt voll Feinde soll sie nicht trennen! — Niemals, niemals . . . Und wie er sein Niemals in leidenschaftlichem Troß, so sie ihr Jamais. — Nun denn, so wollen sie es durchsehen, er muß ihrer sicher sein, sie muß ihm unlöslich zugehören, der Krieg vereint Liebende, auch sie wollen sich vereinen, unlöslich . . . Nottrauung . . . ehe er ins Feld zieht . . . er wird dann ruhiger sein . . . seine fürchtende Sehnsucht gestillt, die Verzweiflung seines Herzens soll ihm nicht die Kampffreude stören.

Seine Stimme sank zu bezwingender Innigkeit:

„— die Hunderttausende, die jetzt ins Feld ziehen und um Weib und Kind kämpfen — siehst du, ich habe dann auch etwas Persönliches, um das ich kämpfe, für mein Weib, für die hellere Zukunft unseres Glücks —“

Spürt er ihr Wehren, ihr Drängen aus seinem Arm —? Ist das so —? Was sagt sie denn —? Sagt sie das wirklich —? Ihr Gesicht in plötzlichem, eisigen Erstarren.

„Du willst —? Warte doch, bis man dich zwingt! Bleib hier! Aber du! Ihr alle — stolz seid ihr loszuziehen — und ich soll mich dafür mit dir trau — . . .“ Nun sprüht über ihr Gesicht ein tolles, schneidendes Lachen. „Petit fou, petit fou,“ und immer wieder und von Lachen geschüttelt, „petit fou . . .“ und ihre Augen voll Tränen und sie lacht noch. Faßt seine Hand, die von ihr herabgleitet, sie ist eiskalt. Wenn sie dich fortgeschleppten, für deine patrie zu kämpfen, würde ich dir noch sagen: bleib bei mir! — Und nun willst du für deine patrie gleich von mir fortlaufen und ich soll mich noch an dich binden! Tun das euere deutschen Mädchen? Vielleicht ist das sehr scharmant, sehr. Aber ich will nicht so scharmant sein, will nicht. Ich habe dich zu lieb, ich kann nicht, ich will nicht, tue es nicht — fini!“

Schleudert seine Hand weg, tritt von ihm fort, lehnt sich an das Terrassengeländer.

Er steht noch von jähem Stimmungen geworfen, Zorn und Mitleid, er darf sie nicht nach seinen Empfindungen messen, sie hat nicht das deutsche Herz. Wie ein Riß geht's ihm durch den Körper. Sie hat nicht das deutsche Herz! Vielleicht wird das einmal

der Unstern ihres Glückes sein . . . nein, nein, er will's nicht glauben, er sträubt sich dagegen mit wahnwitziger Leidenschaft. Auslachen will er sie und in seine Arme reißen. Er soll sich bei ihr verstecken, während Deutschland, sein Deutschland, Schlachten kämpft!

„Herrgott,“ er reckt die Fäuste hoch, „begreiffst du denn nicht — wir werfen uns ja in den Kampf! Wir Deutsche! Gibt es denn einen anständigen Menschen auf der Welt, der ein solches Volk nicht liebt?! — Honorine . . .“

Wollte auf sie zu — da streckte sie, halb abgewandt, entschieden und abwehrend die Hand gegen ihn aus.

„Ich liebe Deutschland nicht, ich liebe nur dich, nur dich.“

„Und für dieses Wort soll ich Deutschland verraten!“ knirscht er sie an.

„Mon dieu, ich würde Deutschland für ein Butterbrot verraten, nur um dich zu behalten! Hörst du — ich liebe dein Deutschland nicht, dieses grausame Land, das solche Opfer von seinen Männern verlangt!“

„Honorine, das wirst du zurücknehmen!“

„Das werde ich bis in meine Todesstunde hinein sagen!“

„Das trennt uns, Honorine!“

„Sei es!“

Er stürmt davon. An der Türe noch einen Blick zurück. Ein Schwanken — Nein, niemals! Zwischen ihr und ihm eine jäh aufblühende Flamme! Ein Fremdsein. Eine heiße, wehzitternde Feindseligkeit. — Fort!

Da bricht sie über dem Geländer zusammen und weint, weint, weint . . .

Ein leiser federnder Schritt hinter ihr. Der Arm des Notars reckte über ihre Schulter, richtete sie auf. Und nahm sie auf den Schoß. Er küßte sie, er küßte ihre feuchten Wangen, er streichelte ihr Haar. Und sagte ihr zärtliche Rosenamen und so wie belgische Herzen in väterlicher Verliebtheit ihre Kinder trösten.

„A la bonheur! so mußte meine scharmante Tochter handeln, so und nicht anders. Wenn's auch weh tut, mein Hühnchen — alles pour la patrie. Er ist ein deutscher Knote, er ist zu roh für dich. Laß ihn laufen — pour la patrie! Wir werden sie jetzt züchtigen, die anmaßenden Barbaren. Die grande nation steht hinter uns. Parbleu, sie können einem fast leid tun, die armen Deutschen. Sie sind ja famose Leute. Respekt! Auch dieser Alte, der Wollbaron. Respekt! Ein alter Cherusker. Und der Sohn das in die höchsten Lorbeerbäume hineinstürmende Jungdeutschland. — Sei still, armes Kleinschen, nicht weinen, nicht weinen. Wir werden ihn dir wiederholen, noch ehe er zum Kampf ausgebildet sein kann. Noch ehe deutsche Bajonette sich in belgisches Blut eintauchen können. — Ah, sieh mal hier,“ er breitete auf ihrem Schoß eine Landkarte aus. „Willst du nicht sehen? Ich bitte dich, sieh nur mal her, lies das — bitte, lies das: Die neue Karte Europas! Das Rheinland wird belgisch. Und im Osten — bitte, sieh doch — bis Berlin russisch. Enfin, also das Rheinland zu unserer patrie geschoben. Dann trennt ihn kein Vaterland mehr von dir, dann habt ihr ein gemeinsames Vaterland. Und das ist Belgien. — Ah, nun weinst du nicht mehr, nun werde ich wohl meinen Kuß bekommen, ja?“

Da fiel die Dämmerung traurig und schwer über

das Land. Die Schornsteine rauchten in die Abendluft. Verirrte Schreie über die Häuser her. Der Zug der Reservisten schwankend zu den Wirtshäusern, von einem Estaminet zum andern. Die Weiber mit trunken blickenden Augen, das strähnende Haar im Gesicht, die Blusen herausgerissen aus den Rockbinden . . . la liberté naquit sur ce rivage . . . Und Stimmen aus dem Estaminet: „Ah bah, haltet euer Maul! Wir wollen keinen Krieg.“

Häh was, keinen Krieg? Drunter und drüber muß es nu mal gehen. Arme Leute müssen auch mal zu Luxus kommen. Die Dreckpreußen überschwemmen unser Land. Raus mit den Preußen! Vive la France!

Vive l'Allemagne! schrie es aus dem Estaminet, aus Protest, aus wildem Unmut über das Gegröle. — Häh was! Verdammt sei, wer seine Stimme für die Sauerkrautfresser erhebt! Verräter dadrinnen! Vive la France! — Vive l'Allemagne! — Klatsch! Krach! ein Stein ins Fenster. Vive la France! — Vive l'Allemagne! Man drängt hinein. Man drängt heraus. Fäuste sausen nieder. Gläser fliegen. Ein wälzender Knäuel. Vive la — Vive l'Alle — . . . Stühle zertrachen. Hilfe! Polizei! Die Gendarmen sprengen an. Bitte, meine Herren, Ruhe! Bitte, was ihr zerschlägt, müßt ihr bezahlen. — Halt's Maul, Sergeant, wir wissen, was wir tun, wir sind freie Bürger Belgiens. Zurück mit dem Gaul, er quetscht mir die Hühneraugen. Silence! Jules, lies den Aufruf — hepp!

Wallonen! Deutschland ist der Feind . . .

Da trat hinter ihn ein Mann, ein Hüne, der Wirt aus dem Estaminet, hielt ein brennendes Streichholz an den Aufruf. Das Blatt sengte an, die Flamme zuckte.

„Seht! das geschieht mit Belgien!“

Flüche. Gebrüll. Ist der nicht ein Deutscher? Reich hat er sich gemacht mit dem Gift, das er uns verzapfte. Haut ihn nieder! Schlagt ihn tot, den deutschen Hund.

Der Knäuel stürzte über ihn. Er verschwand unter ihren Fäusten, ihren stampfenden Füßen, ihrer trunkenen Raserei.

Das war, als vom Bahnhof her Willi Merkens in die Straße einbog. Der Zug weg, der letzte heute zur Beförderung von Zivilisten. Auf seine Fragen unfreundliches Achselzucken, drohende Blicke. Wohin nun? Übernachten auf die Gefahr hin, morgen wieder abgewiesen zu werden? Hier übernachten, hier, wo er mit ihr dieselbe Luft atmet — lieber in Nacht und Nebel hineinlaufen, bis er umfällt.

Ein Mann an der Straßenecke. Wartend. Auf ihn? Ein sonderbarer Mann. Dunkler Rock bis an die Kniee, schwarzer steifer Hut. Ein Geistlicher? Er dachte nicht so weit, daß es dann nur ein deutscher Geistlicher sein könnte, daß belgische Geistliche die lange, hinten geschürzte Soutane tragen und den breitrempigen Hirtenhut.

Der Mann kam mit langsam abgemessenem Schritt auf ihn zu. Ein scharfer, mißtrauischer Blick.

„Monsieur, Ihre Papiere.“

Willi Merkens sah überrascht auf, sah an seinem Hute hinauf, bemerkte da erst die gelbe Kordel. Ein Mann der Bürgerwehr, kein Geistlicher. Stumm überreichte er ihm seine Papiere.

„Sie sind mit Notar Veclair bekannt?“

„Jawohl.“



Kopfniden. Gab ihm die Papiere zurück.

„Bleiben Sie nicht länger hier, es könnte unangenehm für Sie werden.“

„Gut. Wenn Sie mir nur auch sagen wollten, wie ich von hier fortkomme. Kein Zug fährt, die Autos requiriert —“

Achselzucken. Wandte sich und ließ ihn stehen. Willi Merkens neben ihm.

„Einer höflichen Auskunft bin ich doch wohl noch wert.“

Kalt über die Schulter zurück:

„Wenn der Name des Notars Leclair Sie nicht schützte, säßen Sie jetzt als Spionageverdächtig im Loch. Wollen Sie noch mehr Höflichkeit?“

Ging seinen gemessenen Schritt weiter.

Und noch vom Estaminet herüber der wilde Lärm. Von den Hochöfen her zuckte die leuchtende Glut zum Abendhimmel hinauf. Rauchende Flammenzeichen. Kriegsjadeln. Die geschwärtzten Gesichter darin, die wilddrohenden Augen. Die schwarzen Teufel des Kohlenbeckens von Lüttich. Ringsum in der abendlichen Flur ihre Häuserchen mit dem Stücklein Land dabei. Die ‚Hölle‘ ist diese Gegend in Belgien geheißt. Es gärt immer dort. Streiks werden wie Schlachten durchkämpft. Wahlen sind kriegerische Ereignisse. Das Blut schäumt. Das Messer zückt. Ballonenblut.

Ziellos, planlos durchstreifte Willi Merkens noch die Straßen. Seine Gedanken noch wüst. Er möchte sich hinsetzen da irgendwo an eine Haustüre und die Stirne in die Hand legen und das erst austämpfen, was ihm seinen Blick nach Deutschland hin verdunkelt. — Ei was! Totlachen will er den letzten Gedanken an

lie. Ein Mädchen, das sein Deutschland verraten würde! Mit dem soll der Willi Merkens, der Sohn von dem deutschen Eisenkopf, dem Wollbaron, glücklich werden, Wahnsinn! Besser jetzt, als die spätere himmel-schreiende Enttäuschung. Na ja denn, so wär das jetzt abgemacht, und er kann froh sein, daß ihm zeitig genug die Augen aufgingen. Er ist auch froh. Jawohl! Wenn er nur mal erst hier raus wäre. Sie tritt ihm ja überall noch entgegen, aus jeder Straße, aus jedem Haus, die Luft hier ist noch erfüllt von ihr, von ihr! Herrgott, so leicht reißt man sich keine Lieb aus dem Herzen. So leicht nicht — Teufel! Wenn ihm jetzt die Tränen herausschluden, erwürgt er sich.

Achtung! Lastautos. Lütticher Manen. Das Volk strömt aus den Häusern. Vive! Die Mädchen mit zierlichem Winken. Kuffhändchen.

Der Anblick der Uniformen riß ihn empor. Er stieß ihn etwas wach. Ein Hurra in ihm, ein deutsches Hurra. Dort über dem Grenzstrich wird's jetzt in die rheinische Luft hineinschallen und hallen das gewaltige, brausende, Europa erschütternde Hurra! Germanischer Siegesjubel. Eine brandende Meereswoge an die Felsen der Erde. Herrgott, und er hier, verwirrt durch Herzeleid, nicht los können von zwei trügerischen Mädchenaugen. Berrückt! Berrückt! Deutschland da drüben überm Grenzstrich in Kriegsnot. Feinde ringsum. Das Vaterland bedroht! Willi Merkens, das deutsche Hurra ruft auch dich! Mann für Mann. Schuß auf Schuß. Stoß auf Stoß. Ein Arm, ein Mann, eine deutsche Brust — daraus schmiedet man deutsche Heere! Das weiß jetzt der Willi Merkens. Ein Hurra auf die blutende Wunde!

Fort durch die Ladenstraße und zu Fuß weiter Tag und Nacht, Tag und Nacht. Was will das Bürschlein in den Straßen? Ein scout boy. Und hier und da mit theatralischer Geste noch einer. Eine Dame wird von ihnen angehalten. Papiere. Eine bekannte Dame, man sagt, die Gattin des Direktors der Waffenfabrik. Aber boy hat Auftrag, verdächtige Individuums aufzuhalten, also nimmt sich boy irgend ein Individuum, zum Beispiel die Gattin des Waffendirektors. O, boy ist ein heldenhafter Kerl. Man steht an den Türen und lacht und klatscht ihm Beifall. Man klatscht wie im Varieté. Bravo, bravo, boy! Da muß Willi Merkens nur hurtig in die Seitenstraße einbiegen. Wenn ihn solch ein Heldenbaby anrempeelt — bei dieser überhitzten Volksstimmung — verteufelt! Wie kam das nur so schnell, so überraschend? Es klappte alles. Ein wohlvorbereiteter Operettenakt. Auf ein Stichwort hin ging die Chose in Szene. Also nur schleunigst da raus. Verdammt, noch ein Trupp Reservisten. Aber ernste, fast düstere Männer. Das Bündel unterm Arm. Aus den Häusern rechts und links schlossen sich ihnen andere an. Verstörte Gesichter. Hinter ihnen an den Türen die weinenden Frauen. Zuruf hüben und drüben.

„Weinen Sie nicht, Mam', sapristil!“ rief einer mit hängenden Schultern und kohlschwarzem Bärtchen. „Wenn's zu heiß wird, machen wir so: —“ Riß sein weißes Taschentuch heraus und schwenkte es. Weiße Fahne. Pardon! Die Frauen lachten in ihre Tränen hinein. Und vom Bahnhof her noch das Geschrei: La liberté naquit sur ce rivage . . . Ein Nachtrupp machte vor der Kirche Halt und verlangte, daß man

die Glocken läute. Der Pfarrer war am Laufen, trat ans Portal im weißen Köchel und der Stola, redete begütigend auf die Horde ein, forderte ‚mes amis‘ auf, weiter zu ziehen. Eine Flut von Beschimpfungen gegen ihn. A bas la calotte! Werft dem Pfaffen ein Weib in den Arm!

Willi Merkens bog schnell in eine enge winklige Gasse ein. Sie schien auf die Landstraße zu münden. So wird er denn in die Richtung Lüttich-Nachen hineinmarschieren Tag und Nacht, Tag und Nacht. Sie und da blickte in den niedern Fenstern schon ein Licht auf. Die kleinen Vorhänge waren zurückgeschoben, man konnte in die ärmlichen Stuben hineinschauen. An einem Ländchen der Filiale Delhaize das Fenster weit offen. Schwatzende Frauen in der Stube. Ihre Köpfe über eiliger Arbeit gebeugt. Sie drehten blinkende Gegenstände in der Hand, hielten sie gegen das Licht — Waffen? In dem Schoße einer Frau lag ein Revolver, eine lange schwere Waffe, neueste Konstruktion aus der Herstaler Fabrik. Zentralfeuerung, zwölf Millimeterrevolver mit selbsttätigem Hülsen- auswerfer. Ein gefährliches Ding. Und die Frauen hantierten vertraut damit wie mit Kochlöffeln.

Willi Merkens blieb stehen, lauschte, spähte. Was jetzt in diesem Ländchen vorging — wer wußte es draußen jenseits des Grenzstriches? Wer hätte es ahnen können!

Da sah er, daß sie die Waffen brünierten. Auch lagen noch Handwaffen aufgehäuft herum, die noch keine Kolben oder Schäfte hatten. Jetzt erinnerte er sich, daß die Fabrik die Waffen als Heimarbeit zum Brünierten gab. Ein gefährliches Handwerk in einer

kriegerischen Zeit. Kinder spielten mit den Waffen. Ein Bub schoß mit Platzpatronen. Er mußte die neue Waffe ausprobieren. Und eine Frau mit schlaffem Gang an dem Hause vorüber, schleppte ein Bündel Gewehre, sah mißtrauisch nach dem Manne vor dem Lädchen, brummte in wallonisch eine Frage hin:

„Hä la! qui volez-v' . . .“

Um nicht aufzufallen, trat er in den breiten, gesteinten Hausgang hinein. Da ging die Ladentür auf und eine Frau kam heraus, eine große schwerbusige, alte Frau. Sie schluchzte, sie schneuzte sich mit dem Schürzenzipfel die Nase.

Da dachte Willi Mertens: ‚Eine weinende Frau wird dich nicht verraten,‘ grüßte, fragte auf französisch, wo er ein Fuhrwerk aufstreiben könnte. Sie sah ihn an, ein Blick voll mutloser, leidvoller Verdrossenheit.

„Was kümmert mich Ihr Fuhrwerk, mein Herr, gehen Sie doch zum Teufel mit Ihrem Fuhrwerk.“

Stumpfte schwer in die offene rauchige Küche hinein. Wahrhaftig, tonnerre! der Herr kam ihr nach. Man soll sie nur in Ruhe lassen, sie hat ihren Jean hergeben müssen, ihren einzigen Jean, damit die Deutschen nicht ins Land kommen und die Frauen schänden und ihnen den Bauch ausschneiden. Der Sprache nach ist der da wohl ein Ausländer, vielleicht gar ein Deutscher, den der Teufel holen soll.

„Das sag ich Ihnen, wenn Sie einer von den schmutzigen Deutschen sind, dann machen Sie nur schnell, daß Sie heimkommen.“

„Liebe Frau, das will ich ja grade — heimkommen. Aber kein Zug geht mehr, mit dem letzten fuhrren meine Eltern —“

In dem Gesichte der Frau ging etwas vor. Die Augen fielen tief. Die Eltern, ja, die haben's immer schlimm. Der da hatte wohl auch eine Mutter wie sie eine ist, die ihren Sohn hergeben muß, alle müssen es, alle, reich und arm, reich und arm. Sie dachte nach.

„Wollen Sie etwas essen?“

„Nein, danke, liebe Frau, nur ein Fuhrwerk, ein Fuhrwerk, aber schleunigst.“

„Kommen Sie mit.“ Kurz und farg. Sie weinte nicht mehr. Sie humpfte ihm voran in die Straße hinaus, sie sprach nichts, er auch nicht.

Am Eckhäuschen an der Landstraße, wo die Laterne brannte, blieb sie stehen.

„Der Heizer Gilard ist mein Bruder, der wohnt dort. Wenn ich mit ihm spreche, nimmt er Sie im Güterwagen bis Berviers mit. Warten Sie, bis ich wiederkomme, ein paar Säuser sind da drin, die würden Sie ungesprochen auf den Rücken legen.“

Aus dem Lichtkreis der Laterne trat der junge Merkens in die Schatten der Häuserchen. Wartete. Auf der Landstraße warf der Wind die Baumwipfel. Ihre klumpigen Schatten wogten gespenstig an den Häuserfronten hin. Aus einer Dachstube heraus schrillte ein Phonograph.

Die Landstraße herauf ein klatschender Schritt. Ein Mann zwischen den rauschenden Bäumen. Sein klatternder Kettel. Ein Bauer. Er trug ein Bündel unterm Arm, und schwer auf den Stock gestützt. Ein Hund lief quer über die sandweiße Landstraße und bellte den Mann an. Der Mann drohte mit dem Stock. Da sprang der Hund ihn an. Vom Hause her piff man nach dem Hunde. Der Besitzer kam näher.

„Halten Sie mir den Hund vom Leibe oder ich schieße ihn nieder!“ rief der Bauer wütend. Der Besucher schlenderte zu ihm.

„Tiens? Sie wollen wohl mit dem Stod schießen, he?“

„Allerdings.“ Hob den Stod drückte auf einen Knopf, schoß in die Luft.

„Ei tonnerre! Ein Stodgewehr?“

„Haben Sie keins? Dann sorgt, so schnell Ihr könnt. Wenn jetzt die Deutschen kommen, muß es aus allen Häusern heraus auf sie losstrahlen. Oder aber man kann mit solch einem Ding,“ er schwenkte sein Stodgewehr, „als harmloser Bauer spazieren gehen und unversehens einem preußischen Leutnant — wissen Sie, immer auf die Leutnants — eins aufbrennen.“

„Sapristi! dann sind Sie wohl solch ein — Bauer?“

„Vielleicht, sacredieu!“

„Und das da —“ er klopfte auf das Paket unter des Bauers Arm, „ist wohl schon ein Preußenkopf?“

„Das? — Das sind fünfhundert Preußenköpfe, fünfhundert Flugblätter — morgen finden Sie vielleicht eins unter Ihrer Haustüre. Dann ist's Zeit, die Revolver zu laden. Au revoir und: vive la France!“

„Halt! Woher kommen Sie?“

„Bon Namur her.“

„Hart an Frankreich. Ihr habt's leicht, hinüber zu flüchten.“

„Sacredieu non, wir flüchten nicht hinüber, die Franzosen kommen zu u n s herüber, mon brave,“ trat einen Schritt näher. „Ein französisches Regiment, die Fünfundvierziger, sitzt schon in Namur fest. Zur Sonntagsvesper hoffen wir in Aachen die Domglocken zu läuten.“

„Teufel! Das wär schnell.“

„Nicht schneller, als unsere Flieger diese Nacht über Berlin kreuzen.“

Die Tür am Eckhause ging auf, da trabte der Bauer weiter. Die Frau kam mit dem Heizer heraus. Der maß den jungen Herrn mit mürrischem Blick. Bien, weil seine Schwester es sagt, will er es tun. Um zehn Uhr hat er einen Gütertransport fürs Militär nach Berviers, dann will er den Herrn in den Bremskasten verladen, anders geht's nicht.

Wollte ohne Gruß wieder in das Haus hinein, wandte sich noch um:

„Auf der Landstraße Aachen-Lüttich kämen Sie überhaupt nicht mehr durch, die ist von Lütticher Manen besetzt.“

Willi Merkens rief der Frau seinen Dank nach. Sie machte eine müde abwehrende Handbewegung. Kam dann aber mit schwerem, wackelndem Schritt näher.

„Sie sind ein Deutscher, hä? Ich sagte dem Bruder, daß Sie ein Holländer sind. Sagen Sie immer, daß Sie ein Holländer sind, so lange Sie in Belgien rumlaufen. Sie werden in den Krieg ziehen, hä? Aber das sag ich Ihnen, wenn Sie meinen Jungen in der Schlacht sehen, dann denken Sie dran, was die Mam' Suzann' für Sie getan hat. Mein Jung wird in Lüttich kämpfen, er ist der Trompeter Henry Paul. Gut Nacht.“

Sie schwankte in das Dunkel des Gäschens zurück. Der Wind stieß um die Häuserecke, daß die Flamme in der Laterne aufzuckte.

Mit ein paar eiligen Schritten war Willi Merkens auf der Landstraße. Der Bauer nahm die Richtung



rechts. Wohin ging der Bauer? Etliche Worte der Unterredung vorhin, die er erhaschte, wühlten einen Verdacht in ihm auf, über den er nicht mehr Herr wurde. Der Zettel auf dem Schreibtisch des Notars — ein Bauer wird zur Nacht kommen — Flugblätter — Aufforderung an die Bevölkerung, aus ihren Häusern auf den Feind zu schießen — ein wohlvorbereiteter Franktireurkrieg — Herrgott, was harrte deutschen Truppen, wenn sie dieses Land betraten! Kann er noch warnen? Wird's nicht zu spät sein? Um zehn Uhr fährt der Zug, in der Nacht wird er in Verviers ankommen, am Morgen kann er in Aachen sein. Eine Hast, eine jagende Unruhe in ihm. — Dort — der Bauer — schwenkt in die Villenstraße ein . . . Willi Mertens stand. Nicht weiter. Er kann nicht dort hinein, kann das Haus nicht mehr sehen. Zurück! Er hat ja auch genug gesehen, genug. Hier ist heißer feindlicher Boden. Und sie kamen und hatten auf einer Hölle Liebesfeste gefeiert! Hohnvoll schmachvoll. Man ist artig, man macht in Courtoisie, man drückt die biedre deutsche Rechte mit parfümierten Fingerspitzen — man bringt so was fertig und trägt schon das geschliffene Messer in der Hemdbrust.

Welsche Art — nicht deutsche Art,

Ein Leu mit der Hyäne gepaart!

Und sagte sich das immer wieder und stählte und verhärtete sich daran.

Dreiviertelzehn zeigte die Rathausuhr. Am Bahnhof von dem Heizer nichts zu sehen. Ein Magazin-arbeiter in kurzem blauem Kittel, Käppi, die Laterne schwenkend, schlurfte über den Bahnsteig, rief den jungen Herrn an: Es geht kein Personenzug mehr.

Willi Merkens sagte, daß er auf den Heizer warte. He, Heizer! Man wartet auf dich. — Der Heizer trat aus dem Dienstraum, wo er im Kontrollbuch die Nummer seiner Maschine, die er anzuheizen hatte, ersah. Er piffte den jungen Herrn an, winkte ihm. Der Arbeiter blieb wartend, mißtrauisch stehen.

„Der Herr ist ein holländischer Viehhändler,“ brummte der Heizer. „Ging mit ihm in die Maschinenhalle. Brummte noch:

„Ich kann Sie nicht im Bremskasten unterbringen, non dä! Wenn der Bremsler was rauskriegt, schmeißt er sie auf die Schienen hinunter, ah oui dä! Ich nehme Sie also auf die Maschine mit. Wir müssen über Lüttich, unsere direkte Strecke ist gesperrt. — Hier der Öler, schmieren Sie gut in drei Teufels Namen. Die spitze Röhre in jedes Loch, in jedes Sieb, au nom de dieu!“

Spuckte aus, begann die Maschine zu heizen. Das hohe schwarzußige Ungetüm. Der massige Klumpen des Bierkant-Rauchschlots. Eine unsaubere belgische Tendermaschine. Der Dampf puffte unter den Rädern heraus, die Signaltrompete schrie. Lärmend dröhnte das Ungeheuer aus der Halle. Rangierpfeife. Hin und her zerrende Wagen, Bremsler, die mit den Armen winken, rufen, ins Horn stoßen. Der Lokomotivführer schwenkte die Laterne im Kreis. Abfahren! Heizer, Dampf! Die Kohlen rasselten in den eisernen Bauch der Maschine. Die Wagen zerzten, rissen. Und dann das monotone Rollen hinaus in die Nacht.

Willi Merkens saß auf den Kohlen, starrte in die fauchende Glut vor sich. Der Mann am Auslug, die rechte Hand an der Bremse, die linke am Signalhebel.

Wenn's abschüssig wird, drückt er auch die Sandbremse ein. Mit gespreizten Beinen stand er, vornübergebeugt. Ein Lichtsignal blinkte auf. Keine Einfahrt. Lütticher Güterbahnhof. Rollen, Stampfen, Prusten. Ein langer Zug raste vorüber. Käppis an den Fenstern, vollgepfropft die Wagen. Der Lokomotivführer rief den Heizer an. Fünzigtausend Mann seien in der Umgegend von Lüttich zusammengezogen. — Hepp! Weiter. Hornstöße, Trillerpfliffe, Geschrei. Verschwunden in der Nacht. Dampf! Der Heizer stoßerte die Glut zusammen, schob sie mit der langstieligen Schaufel nach hinten und legte vorn die frischen Kohlen auf. So biß die Glut eher an und der Dampf entwickelte sich schneller. Es ist auch ein Kunststück zu feuern. Durch! Nirgends Halt. Städte, Dörfer, Wälder. Blinkende Lichter in der Nacht. Dann wieder lag man auf freier Strecke fest. Der Schnellzug Ostende passierte. Deutsche Badegäste. Es fing an zu tropfen, feiner Sprühregen. Willi Merkens schlug den Rocktragen hoch. Berviers West. Jetzt schleunigst runter von der Maschine. Er drückte dem Heizer das Frankengeld, das er noch besaß, in die Hand. Der Heizer nahm's mit abgewandtem, finstern Gesicht. Aber er nahm's.

Expres Ostende weiter nach Berviers Ost! Kurzerhand sprang Willi Merkens auf den Zug.

„Runter, au nom de dieu!“ fluchte ihn einer mit rotem Käppi an.

„Au nom di m' gatte — non!“ fluchte Willi Merkens, der sich des wallonischen Kernfluchs aus der ‚Hölle‘ erinnert. Schob sich in den Durchgang des D-Zugs ein. Deutsche Laute. Kölner Herren und kölsche Wäße. Eine Ber-

liner Familie mit Kindern, Gepäc, Sandschaulen, Eimerchen, Muschelfästen. Muttern saß Vatern auf dem Schoß. Kein Platz, keine Luft, nicht Essen und Trinken. Aber noch Humor. Eine gute Stunde und man ist auf deutschem Boden. Sie schüttelten dem jungen Herrn, der so schneidig auf den Zug sprang, die Hand, der junge Herr schüttelte ihnen die Hand. Man war glücklich, man war Familie, e i n e deutsche, ehrliche, helfende Familie. Neuigkeiten aus Deutschland? Ob Frankreich schon mittut? . . . Mein Mann muß mit . . . Der meinige auch . . . Ach Gott! . . . Kopf hoch, gnäd'ge Frau, jede Kugel trifft nicht . . . Ach Gott, sie hat vier Kinderchen . . . Na eben, für seine Kinderchen nimmt er das Schwert in die Faust, für ihre vaterländische Zukunft . . . Still, Frau, still, wir wollen in den Krieg! Wir brennen darauf! Jetzt gibt's deutsche Hiebe, so wahr ein Gott im Himmel ist! Hurra! . . . Und: Hurra! Hurra! echote es aus andern Abteilen. Und: Hurra! Hurra! pflanzte es sich fort. Ein Echo am andern, ein Ruf am andern, ein pochendes deutsches Herz am andern . . .

Rrrhupp! stand der Zug. Die Türen flogen auf.  
„Descendre!“

Was — aussteigen? In Berviers-West? In der Kopffitation? Was ist los?

Höhnisch einladende Handbewegung der Beamten:  
Descendez!

Der Regen platschte. Raus! Eine Karawane von Männern, Frauen, Kindern, Gepäc, Sandschaulen, Eimerchen, Koffern, Körben. Fragen. Umherirren. Schimpfen. Der Regen strömt. Wohin nun? — Achselzucken. Und immer wieder Achselzucken. Das

entsetzliche, aufreizende, ungewisse Achselzucken. Und dann eine Antwort wie ein geschleuderter Pflasterstein: Seht, wie ihr weiterkommt, sales Allemands!

„Wir wollen mit Geld und guten Worten ein Fuhrwerk requirieren“ schlug Willi Merkens vor. Die Herren zogen aus und nach der Stadt. Man klopfte da und dort an, beschwor das Mitleid mit Frauen und Kindern herauf, legte die gefüllte Börse auf den Tisch. — Kopfschütteln. Wer möchte das jetzt riskieren! Gaul und Gefährt würde einem von den ‚gamins‘ zusammengeschlagen. Ob man nicht den Lärm in den Straßen höre? Die Sozialisten protestierten gegen den Krieg. Und wenn man da mit einer Karre voll Deutschen rangefahren käm — und da doch der deutsche Kaiser schuld sei an dem verdamnten Krieg — Mann Gottes! wer ihm die Biene in den Kopf gesetzt habe? Die Wahrheit steht auf dem Kopf. — Irregeleitetes Volk.

„Bien — dann stellen Sie sich auf die place verte und sagen Sie das den Leuten.“ Sehr höhnisch, sehr ärgerlich, fühlte aber doch ein menschliches Rühren, als eine zweite gefüllte Börse auf dem Tisch lag. Hä ja, vielleicht wird auch der Mathieu mit machen, der nahe bei der schwarzen Muttergottes wohnt. Los! Zwei Fuhrwerke.

Bien — da haben wir's schon. Ein schlechtgewaschener Kerl hielt den Wagen an. Verräter von Fuhrmann! An die Laterne mit ihm! — Scht! Brav'homme, scht! Man drückte ihm ein Fünffrankenstück in die Hand. Er fluchte fürchterlich. Aber nahm's. Passez!

Der Regen schoß wolkenbruchartig herab. Die Frauen krochen in die Überzieher der Männer. Holpernd auf langen, öden Wegen auf Dolhain zu. Ein

trübes Flüsschen plätscherte nebenan. Eine große Traurigkeit in der leeren Flur. Und als wirkte schon durch den Morgendunst, durch die türmenden Nebelschwaden, durch dampfende Wolkenschlüfte hin über das wehflagende Land die Furie des Kriegs.

Aus Nebel und Dunst ein Hämmern und dumpfes Pochen. Erdarbeiter an der Besdre-Brücke. Gräben werden aufgeworfen. Risten vorsichtig geschoben. Nicht rauchen! Achtung, Finger weg! — Und weiter den Schienenstrang entlang. Schleichende Männer, eilende Männer. Ein Tunnel. In dem finstern Schlund rotglühende Lichter, schwanken, wirren, verschwinden in der dumpfen Finsternis.

Eine Maschine rollt heran. Eine zweite, eine dritte. Blumpe stöhnende Ungeheuer, eingehüllt in dickem Qualm. Rollen in den Tunnel ein. Signal. Halt! Die Lichter verlöschen. Totes grauenhaftes Dunkel. Die Blaufittel springen von den Maschinen ab. Die Beamten winken, eilen. Keine Signale mehr. Nur Winken, stummes, lauerndes Winken. Tunnel absperrten. Bequem will man's den Heeren Guillaume II. nicht machen, hä nein, sacredieu! Jede Brücke ein Schlund, jeder Tunnel ein Abgrund, jedes Haus eine Kanone, jede Hecke ein Hinterhalt.

Jetzt — los! Zwei Maschinen unter Volldampf. Die eine diesseits des Tunnels hinein, die andere jenseits. Der Dampf brüllt. Die Räder knirschen. Hä Dampf! Dampf! Der Bremshebel hoch! Hä la! Puff! Los! Die Schwengel wirbeln, drehen, wuchten. Pffh! Pffh! Schnaubendes Ungetüm. Wälzende Riesenschatten. Rasend anstürmende Raubtiere. Jetzt — Heizer abspringen! Jetzt — in das tosende

Dunkel. Jetzt — ein Krach, ein Bersten, ein Losen, Schallen, Knirschen. Weit in die Flur brüllt das Echo.

In der grauenhaften Finsternis festgebissen und geklemmt die Eisenkolosse. Steil hinaufgestoßen, die wuchtigen Quaderleiber felsengetürmt übereinander. Ein glühender, funkensprühender Rachen speit auf in dem Schlund des Tunnels. Die Kohlenglut stäubend und feuerwirbelnd, verschüttet im weiten Umkreis. Die Funken springen auf die Pulverstreu. Flatterminen bersten. Knall und Rauch. Krach auf Krach. Die Felsenstücke fliegen. Eine Hölle tobt in der Tiefe des Tunnels.

Das Werk ist getan. Nun mögen sie kommen, die Heere Guillaume II.

Langsam schleppten die Fuhrwerke unter den triefenden Bäumen der Landstraße dahin. Ab und zu tauchte es noch an Wegkreuzungen auf: Bürgerwehr und spärende Zollmänner in Zivil. Noch letzte finstere Blicke, dann . . .

„Halt! Wer da?“ Gewehr im Busch. Ein Arm, ein ganzer Mensch, ein Feldgrauer! Ein Krieger Guillaume II.! Die ersten deutschen Truppen! Grenzwahe.

„Hier Deutsche! Gut Freund! Hurra!“

„Hurra!“ antwortete der Feldgrau, sprang aus dem Busch. Und noch einer, und noch und noch — der ganze Busch schwankte, knackte, rauschte. Hurra die Grauen im Busch! Brüder! Deutsche! Retter! Hurra auf deutschem Boden! Der Morgenwind rauscht durch Deutschlands Eichen.

Nu aber die Brotbeutel auf und die Kindlein mit Zwieback gefüttert. — Nein, nein, die Kindlein wollen Kommissbrot. Auch jut, also man die Kaiser-Wilhelm-

Torte angeschnitten. Herr Scherschant, hier sind auch Berliner!

Man hilft den Damen vom Wagen, man nimmt die Kinder auf den Arm, man läßt sich erzählen, was man ausgestanden hat. So 'ne Gemeinheit. Na, nur still, jetzt gibt's deutsche Haue. — Jawohl, Soldaten, drauf! — Wollen wir besorgen. Die Krautmesser sind ja geschliffen. — Griff lachend an sein Seitengewehr. Die Männer mit ernsten Mienen um den Sergeanten. Ob Frankreich wirklich mittut? Dann gibt die Stimmung in Belgien zu bedenken. Man verbaut ja wie toll die Lütticher Festung. — Keine Bange, ihr Herren, wenn erst die Kruppschen Knall-droschken anrücken — . . . Lächelt in ruhiger Zuversicht. Und überall dieser stille, stolze Mut, dieses treue, schlichte, wortfarge Selbstbewußtsein.

Autohupe. Ordonnanzauto. Es lenkte nach der Patrouille hin. Die Wache blinzelte: Der Häuptling mit der Bataillonstante. Der Herr Hauptmann war mit ihm zur Beaugenscheinigung rübergekommen. Auf dem Kirchturm in Henry Chapelle sollte eine Beobachtungssituation der Belgier eingerichtet sein. Einer mit Siegellackbuge war auch schon da.

„Ist das Hauptmann von Pracht?“ fragte Willi Merkens vordringend. Hauptmann von Pracht der Duzfreund seines Vaters. Glorreicher Zufall. „Morgen, Herr Hauptmann!“

„Faktisch, der verlorene Sohn! Hat ihm schon. Und soeben noch war mein alter Merkens bei mir, hat dolle Sorge um Sie gehabt. Wissen Sie was — steigen Sie ein in den Kasten. Ich hab da ein mutiges Kerlchen von der Jugendwehr drin sitzen, der hier herum



Strauch und Busch kennt. Er soll mir aus der Kaserne Generalstabskarten herholen. Da können Sie gleich mit, und Ihre Eltern sind beruhigt.“

„An der Kaserne Elßafstraße? Dann darf ich wohl am Bezirkskommando Halt machen, Herr Hauptmann? Ich möchte mich gleich stellen. Einberufen bin ich hoffentlich schon.“

Der Hauptmann stand vor ihm, seine Hand fiel auf des jungen Mannes Schulter, schüttelte sie mit festem Druck, sein Kommandoblick strahlte über diesen prächtigen Menschen hin. Ein sinnender Ernst darin.

„Gleich stellen möcht er sich. Nicht mal der Mama die Tränen trocknen vorerst — gleich stellen. Jawohl, das ist er, der deutsche Geist.“ Drückte ihm kurz die Hand, „recht so, man darf Deutschland nicht warten lassen.“ Nickte ihm zu: „Held Willi!“

Der sprang auf neben den Führer, der Motor lärmte. Kehrtwendung — losjaufte das Ordonnanzauto der alten Kaiserstadt zu.

Eine weiße Regensonne brannte hell auf durch das Gewölk. Ein strahlender Sonntagshimmel. Eine köstliche Fahrt durch den Nachner Wald. Kirchenstille in den dämmergrünen Schlüften. Wie schlank Tempelsäulen die Bäume. Tiefe, geheimnisvolle Waldalleen. Aus dunklen Gründen duftete es wunderbar.

Und ein Murmeln — fernher. Kam näher über die Moospfade des Waldes. Eintönig hingeseufztes Beten. Ein Trupp Frauen und Kinder, die Kleider bis unterm Arm geschürzt. Wallfahrer zum ‚Eichschen‘ in Moeresnet. Trab, Trab mit gesenkten Köpfen, gefalteten Händen. Die dumpfen, klagenden Stimmen: „Herr, erhalte uns den Frieden!“

Die Notaugen in den leidvollen Gesichtern. Ein letztes Ringen im Gebet zu Gott, dem obersten Feldherrn. Trab, Trab . . . es zwitschert im rispelnden Laub. Der Wind verweht die flehenden Seufzer . . . Und weit noch, weit und verloren im Wald: Herr erhalte uns den Frieden . . .

„Der Karren frist doch seine neunzig Kilometer,“ sagte Willi Merkens dem Führer. Der stellte den Schnelligkeitshebel. Der Wagen stieß voran, schoß in rasender Fahrt los. Hallo! recht so. Man fährt doch nicht spazieren, man fährt zu Deutschlands Fahne! Man atmet nicht mehr, man ringt nach Luft, um endlich ans Ziel geworfen zu werden. — Hei, das tost und surrt vorüber, Militärautos, Radler mit der Depeschmappe, immerzu, immerzu, rasende Eile. Kein Mühiggänger mehr, kein Sonntagsbummler. Eine Welt in Spannung. Und Eile, Eile, Eile.

Die Villen der Lütticherstraße, blühende Vorgärten. Auf den Terrassen lichtweiße Gestalten. Man spähte nach der Stadt. Glockenklang von der Jakobskirche. Schwer und feierlich. Die Leute strömen. Herr Gott, erhalt uns den Frieden . . .

An den Häusern die roten Plakate des Landsturm-  
aufrufs: Wir Wilhelm von Gottes Gnaden, Deutscher  
Kaiser, König von Preußen . . .

Eine Schar Menschen davor. Kleine Leute. Ein Feldgrauer eingezwängt zwischen ihnen . . . Jetzt geht's los, jetzt werden sie vermöbelt! . . . Die Frauen in verhaltenem Grauen:

„Tott stank mich bei! Mobilmachung eß ömmer noch kein Krieg, wat? Wenn Tott än onse Kaiser net wel, jibt's kein Krieg.“ Und in unendlichem Ver-

trauen auf den, der da droben ist und den, der in Berlin ist. Wenn Jott än onse Kaiser net wel . . .

So treten sie in das Gotteshaus ein. Die Orgel braut. Der Weihrauch wölkt zum schimmernden Altar hinauf.

Und noch das Läuten der Glocken, da und dort, feierlich rufende Stimmen. Kommt alle, die ihr mühselig und beladen seid . . . Ein Trupp Männer, robuste Arbeitsburschen, ein fest verschnürtes Paket unterm Arm. Aus dem Fenster einer Wirtschaft reckt eine Hand mit gefüllten Biergläsern.

„Kommt her, ihr Männer, trinkt eins.“

„Gern—danke. Das wäscht einem die But runter.“

„Schon einberufen?“

„Jawoll, auf dem Weg zur Kaserne.“

„Ihr seid allemal verheiratet, was?“

„Fünf Kinder —“ brach ab.

Aber der andere, die schwerhängenden Fäuste zur Faust krampfend, die Augen zornblank:

„Zapperlot! Jetzt druff, bis die Knochen kapott gehn. Mit Gott für König und Vaterland!“ Stieß sein Glas aufs Fensterbrett.

Und der dritte: „Das sag ich euch — heimkommen tun wir net eher, als bis Wilhelm II. Kaiser von Europa ist, damit endlich Ruhe im Land wird . . . endlich Ruhe,“ knurrte es wie ein Schwur in sich hinein.

Jetzt los zur gelben Kaserne. — Holla! Automoppel, beiseite — Ist das nicht der junge Merksens? Dag, Herr Willi! — Der schwenkt den Hut:

„Hurra! Es lebe der Kaiser!“

Hurra! donnern sie ihm nach. Hurra!

Und der schwenkt noch den Hut, steht hochaufgerich-

tet im Auto. Am festlichen Eisenbrunnen vorüber. Rauschende Klänge. Die Scharen erregter Menschen an den weißgedeckten Tischen. Da erspäht er unter den Kolonnaden die lange Tischreihe der Studententischen. Hochschüler, seine Stammtischfreunde. Ein Hurra zu ihnen hinüber. Ein Hurra zu ihm her. Sie springen auf, sie schwenken die Mützen. Mit Trommelwirbel setzt die Musik ein. Die Wacht am Rhein. An allen Tischen unter den rauschenden Bäumen, zwischen den weißen Säulen, und weiterhin, wo hinter den Efeuhecken und unter den roten Schirmdächern die Kurgäste saßen und überall, überall hallte es, schallte es . . . Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall . . .

Auf den Sitz zurück fiel Willi Merkens und sang noch mit, als das Auto längst in die Adalbertstraße einbog. Die Kleinbahn klingelte vorüber. Die Menschen strömten — horchten auf. Ein Auto — Männer sang darin . . . Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein . . .

Es sprang auf sie über, auf das klingende Metall ihrer erregten Herzen . . . fest steht und treu . . . sie summen es mit — nein, sie jubeln, sie dröhnen es mit . . . die Wacht, die Wacht am Rhein . . . Und die lange Straße hinunter wie ein Funke, der weiter springt und glüht und zündet . . . Fest steht und treu die Wacht am Rhein . . .

Männer schütteln sich die Hände, fremde Männer. Das übervolle Herz drängt nach Aussprache. Und der und diese drängt hinzu. Ein Kreis um sie. Mag der Krieg kommen, wir sind bereit.

Würde und Fassung. Zuversicht, Vertrauen. — Achtung! Lastauto mit Soldaten. Unsere Fünfund-

zwanziger. Die müssen gleich ran an den Feind, wenn wirklich der Franzose losschlägt. Ha, stramme Kerle, wildfröhliche Draufgänger. Der Lastwagen dröhnt vorüber, als müßten die Häuser einstürzen. Das Hurra der Mannschaft donnert hinein.

Am Kaiserplatz kein Durchkommen mehr. Wogende, schiebende Massen. Von der Straßenkreuzung, von den Alleen her, von allen Seiten die schwankend vollen Straßenbahnen, die rasenden Autos, die Droschken, die Reiter. Züge von Reservisten, Trupps Garnisonssoldaten. Achtung! Kanonen — nee, Maschinengewehr — nee, Feldküche. Hallo! Gulaschkanone. Platz da! Vorsicht! — Kinder weinen. Und alles drängt und zwingt und stürmt hinein in den Adalbertsteinweg, hinauf zur Kaserne, zum Bezirkskommando. Eilende Männer, ernst und gemessen. Gestellungspflichtige, gediente Mannschaften der Reserve, des Landsturms.

„Wir kommen nicht durch,“ sagte der Führer zu Willi Mertens. Da sprang dieser ab. Hinein in das Gewühl. Mit kräftigen Armbewegungen schaffte er sich Platz. Sein Kopf über der wogenden Menge. Und wo sie wie eine Mauer standen, zwei, drei gute Worte. Platz für Gestellungspflichtige! Sie wichen zurück, sie machten Bahn frei. Platz für Gestellungspflichtige! Eine warme Ehrfurcht, eine große, stille Liebe für die, die nun das Vaterland retten sollen.

„Platz da!“ drang nun auch die Schutzmannsstimme von der Absperrung her durch. Eine Frau hing noch am Arm ihres Mannes, wollte mit. Geht nicht. Zurückbleiben. — „Kömmt heü denn wieder?“ Eine bangwirre Frage. Da drängten schon

andere vor, zwischen sie und den Mann, von dem sie noch nicht Abschied genommen hat.

Am Bezirkskommando ein Andrang von Tausenden bis in die Düppelstraße hinaus. Und immer noch strömte es herzu, truppweise, scharenweise, kraftvolle Männer, sonnverbrannte Gesichter, schwielige Fäuste. Willi Merkens unter ihnen. Er sah die Tausende, sah sie warten stumm und pflichttreu. Männer, die wissen, was sie wollen. Sie fluchen und murren nicht. Nachdenkliche Männer, die sich sagen: Jetzt sind wir die Millionen Mädchen an der großen deutschen Militärmaschine, jetzt müssen wir dort stehen, wo man uns hinstellt, dort und nicht anders, stumm und pflichttreu. Diejenigen, die sie dort hinstellen, wissen, warum sie das tun. Die wissen es. Mehr bedarf es nicht. Sie gehorchen aus Überzeugung. Und Vertrauen, unendlichem Vertrauen.

„Dag, Herr Merkens!“ Ein Schutzmann trat vor. „Eine Probe auf ‚Standfestigkeit‘, was?“ Sein Blick ging über die Tausenden.

Willi Merkens stieß den Hut in den Nacken.

„Hergott ja, ich muß das noch lernen, das Warten. Hätt ich bloß mal 'n Säbel an der Seite, damit man aus dem Zivilistenrock raus ist.“

„Na ja, Herr Merkens, mein Sohn hat im gleichen Regiment mit Ihnen gedient.“

„Stimmt. Also schon einberufen?“

„Noch nicht.“

„Saudumm! Da soll man nu ruhig warten!“ Also mal zu Hause anfragen, ob Gestellungsbefehl dort.

War schon davon. Jetzt nur schnell irgendwas Fahrbares. Kleinbahn kommt nicht durch die Ab-

Sperrung. — Ah, dort ne Droschke. Eine ganze Familie darin. Taschentücher vorm Gesicht. Der Mann steigt aus. Sie weinen drinnen, er beißt die Lippen — fort. Er blickt nicht mehr zurück, er ist froh, es überstanden zu haben.

Willi Mertens sprang zu dem Kutscher auf den Sitz. Er soll ihn wenigstens bis zum Kaiserplatz mitnehmen. Am Kaiserplatz telephonierte er im Automat nach Hause. Hier Willi! Die Mama an den Apparat rufen. Dag, Mödderche! Der Jong ist wohlbehalten da. Noch nicht meine Einberufung? Nein? Wo ist Vater? Wie? — ist ein Auto aufzutreiben, um mich rüberzuholen? Na, schick ihm den Pütz nach. — So? Pütz auch einberufen? Robert auch? Natürlich. Alle müssen wir mit, alle. Ah, Mödderche, was für eine große Zeit! Wie? Roberts Frau trostlos — Quatsch! sie soll sich doch zusammenehmen. Ade, Mutter, wollte dich nur eben beruhigen. Hoch Deutschland!

Er rannte fast in einen Zug Reserve hinein, der von der Kaserne zurück zum Bahnhof marschierte. Marsch! Marsch! in dröhnendem wuchtigem Schritt. Ein Schritt, der die deutsche Erde wachpocht. Kavalleriereserve über die 'Graben' hin zum Bahnhof. Schwarz-weiß-rot die Fahne voran. Theaterplatz. Marsch! Marsch! auf das Denkmal Wilhelms des Großen zu. Das kolossale Reiterstandbild, von der mitaghell flutenden Sonne mit goldenen Kränzen umwunden. In imposanter Ruhe der Reiter auf dem stolzgemeißelten Schlachtroß. Die majestätische Ruhe der Hohenzollern. Holt nicht sein Arm aus? der Arm, der Frankreich niederschlug! Hochgeredt in die Sonne hinein das deutsche Schwert — sieht man's —? Sieht

man's ragen —? Heute wieder die Feinde an den Toren Deutschlands. Der Hohenzoller ruft wieder zur Fahne.

Schwarz-weiß-rot weht sie zu dem Reiterstandbild hin. Halt! Der Fahnenträger — ist das nicht —? ja-wohl, es ist der Bück. Bück, der Kraftfahrer bei Merkens. He, Bück! auch dabei? — Jawoll, Herr Willi. Aber sein Gesicht in traurigem Ernst. — Na Bück, nicht schlapp sein!

„Neä. Jewiß net, Herr Willi — aber mein Kind ist krank, sehr krank, Herr Willi — ich dacht es hätt die Nacht net überlebt.“

„Kopf hoch, lieber Bück. Die Mama wird schon sorgen, ich werd's der Mama sagen.“

„Dag, Herr Willi! Wir ziehn auch los.“

Der fährt herum. Leute aus der Merkenschen Fabrik, saubere, frische Arbeiter, treuherzige Ocher Jonge. — Holla! der Schorsch Esser — und auch der Lamperg, der Bündges, der Gerharts und der ganze Trupp dort, die Jüngern aus der Fabrik.

„Herr Willi, wir sind die Freiwillige!“

„Brav, Jongsens!“ drängt mit ausgestreckten Händen in den Trupp hinein. „Der Willi Merkens ist auch dabei! Der ist auch freiwillig. Hand her! Schlagt ein! Wir sind heut Brüder, wollen Brüder sein! Schorsch, Uhr habt acht Kinder zu Haus, wat? Net die Büttsch hange losse, Schorsch! Für was wär denn sonst die Mama Merkens da! Und ich sag noch ens: wer met reätschaffene Sinn und Gottvertroue int Feld zieht, wie wir Deutsche, der wird siegen oder sterben! Net wohr, ühr Mannslüh?“

„Joe joe! Hoch der Herr Willi hoch . . .“



„Neä, net esu, net hoch — Hurra! Und jeht's mal ran an den Feind, dann brüllt, daß die Kirchtürme wackeln: Hurra, die Öcher Jonge wä jet well, dä kann jo komme!“

Seine Worte erstickten in dem Schwall und Braus tosender Stimmen. Rauher dröhnender Kriegslied zu dem Reiterstandbild hinauf.

Heil dir im Siegerkranz,  
Herrscher des Vaterlands,  
Heil, Kaiser, dir . . .

Pütz, die Fahne hoch! Was ist mit dem Pütz? Ein Kind drängt an ihn, will ihn mit sich fortzerren.

„Herr Willi, ming Kenf es jet överkomme — ich muß — ein Romang —“ Und fort.

„Et es schon dut,“ sagte jemand hinter Willi Merkens. Der griff die Fahne auf. Hoch die Fahne. Und voran. Wir sind heut Brüder, wollen Brüder sein. Marsch! Trab, Trab. Eine trunkene Wonne der Begeisterung in ihm. Ein Reservemann in schließlich erhabener Ergriffenheit hinter ihm:

„Nu los, mit Gott für König und Vaterland! Hurra!“

Der Mittagswind riß in die Fahne, sie wehte winkend und grüßend. Und weiter durch die Theater- und Hochstraße. Eine alte Frau trabt im Zuge mit, die Augen rot, den Schürzenzipfel in den gekrümmten Fingern. Tritt dann aus den Reihen der Marschierenden. Einmal muß es doch sein . . . Adie, leive Jong . . . Sie geht weiter, sie geht irr und wirr. Wohin mit ihr? Der Jung, der Ernährer fort, fürs Vaterland, sie mutterseelenallein . . . Und geht und geht, ach Gott, sie möcht ihre Füße wund laufen, um

nur nicht mehr heimzugehen, wo die leeren Wände starren — und die Not.

Und da stürzt noch einer aus der Haustüre, ein Reservemann, drückt der weinenden Frau noch die Hand:

„— än versörg mich alles, Lennche . . .“ Spricht's in herzergreifender Einfachheit. Sie machen nicht viel Worte, diese Männer des Volks.

Aus der Wilhelmstraße heraus ein Zug Trommler und Pfeifer. Unabsehbar ein Zug Reserve. Einige schon in der schmutzen grauen Uniform. Die Masse der andern noch in Zivil, aber schon das Gewehr über der Schulter.

Der weite Bahnhofsplatz überflutet. Schwarz voll Menschen. Frauen Schulter an Schulter zum Spalier gedrängt. Zwei Mädchen in tänzelnder Oberflächlichkeit. Schäferndes Lachen, Witze, dumme Reden. Ein junger Mensch, bleich vor Zorn, wirft ihnen seine Entrüstung in die leichtfertigen Gesichter:

„Unerhört! . . . die Zeiten sind zu ernst . . .“

Trab, Trab in die Bahnhofshalle. Abschiedswinken. Grüße. Die Angehörigen drängen zum Bahnsteig hinauf nach. Ein Mütterchen mit schwarzem Kapotthut auf dem grauen Haar, drückt einem Reservemann ein Päckchen verstoßen in die Hand.

„Mein Sohn ist auch schon fort, und ich denk, wenn ich's hier geb, kommt's ihm anderswo zugut.“

Adie, Schäng, auf Wiedersehn! Und — schlag ordentlich drein! . . . Hubert, grüß mir noch den Onkel. . . . „Bes mär stell, leive Mann?“ reicht ihm noch schnell das Jüngste auf den Arm. Er nickt nur, gibt ihr das Kind zurück mit einem langen tiefen Blick. Steigt ein.

Signalpfiß. Abfahren! Brüder, ade! Wiedersehen! Schlagt ordentlich drein! — Winken. Rufe.

Auf Wiedersehn . . . In der Ferne verhallt's. Die Frauen winken noch, die Träne im wehlächelnden Auge zerdrückend. Ade! Ade!

Die Treppe hinauf vielhundert Schritte. Ernste, verarbeitete Männer. Willi Merkens ihnen entgegen, hat an Zigarren aufgekauft, was am Bahnhof zu haben war, teilt sie den Mannschaften aus. Dank schön sollen sie nicht sagen. Ach was, Kamerad, wer's hat, kann's unbedankt geben.

Er spricht bei einem Freund im Polizeipräsidium vor. Man rät ihm, das Notexamen zu machen. In Berlin stehe schon die diesbezügliche Verfügung am schwarzen Brett. In Bonn auch. Kann sofort gemacht werden. — Und endlich nach Hause. Der Rausch der Begeisterung hatte ihn hochgehalten, er lebte dem erhabenen Augenblick und vergaß alles, alles. Ein jauchzender Mut, über seine zertrümmerten Hoffnungen hinweg zu kommen.

Jetzt kam der Rückschlag, die Müde, die Schwere. Er fühlte es umso drückender, je mehr er in stillere Straßen kam. Aber er mußte nun doch heim, sich mal hinlegen, schlafen. Na ja denn.

Wie eine glatte Felsenmauer stand's, das alte Patrizierhaus der Wollbarone. Die strenge, grau-steinerne Fassade, die großbogigen Fenster, das hochgebaute Tor mit dem bronzenen Löwenkopf.

In der Einfahrt die Oleanderbäume. Ach Tott, der Herr Willi! Madam! . . . Anna in der blühweißen Schürze stürzt die Treppe hinauf. Madame schon wartend droben, sie hatte ihn kommen sehen, den Herumläufer, den bösen Jungen. Ob Anna auch das Essen warm gestellt hat?

Die Türe zu dem weiten behaglichen Wohnzimmer weit offen. Vater ist mit dem Auto nach Köln, den Amtsrichter abholen. Er muß doch noch Abschied von Mutter nehmen. Robert mit seiner Frau auch hier. Sie wollen nun zum Letzten noch alle beisammen sein.

Nahm den Sohn, den großen Bengel, um die Hüften, sah ihn an, sagte nichts, sah ihn nur an mit sorgenden Blicken. Aus seinem Gesichte wollte sie herauslesen, was ihm geschehen war.

Da wehrte er ab, ging heftig von ihr fort.

„Nicht weich machen, Mutter, nicht weich machen!“ Seine Stimme schluckte ein. Er riß den Überzieher ab, warf sich aufs Sofa, die Beine hoch, das Gesicht nach der Wand.

Da ging still die Frau hinaus und sorgte für Ruhe.

Am Abend noch sollte Willi nach Bonn fahren. Morgens früh ins Notexamen.

Das war noch ein Haus mit breiten, hohen Korridoren. Korklinoleum und Smyrnaläufer darüber. Auf dem weitausgebauten Treppenpodest das lebensgroße Bild des Gründers des Hauses Merkens. Aus Kadiner Kacheln. Im Speisezimmer hing das alte schwärzliche Gemälde, nach dem es angefertigt war. Darunter stand der Wahrspruch, der aus dem kleinen Tuchweber Leonard Merkens den reichen Tuchfabrikanten und Großmühlenbesitzer Merkens und Söhne gemacht hatte:

Rein die Hand,  
grob die Faust,  
deutsch das Herz,  
dann geht's allerwärts.

Dieser uralte Leonard Merkens schien nun aus den Kadiner Kacheln herauszutreten, marschiert durch die vornehme Stille des Hauses —

Und als schalle seine Stimme wie ein Marmur: Rein die Hand, grob die Faust, deutsch das Herz . . . Et! . . . Held Willi träumt von Deutschlands Siegen.

---

## II

Willi kam spät abends zurück. Sie waren alle beisammen, die Merkens, zum letzten Abschied. Amtsrichter mit Frau und zwei Kinderchen. Die große üppige Blonde. Eine resolute Frau, Soldatenskind. Sie wird bei ihrer Mutter in Aachen, Kaiserallee bleiben. Auch ihr Vater, der General a. D., hat sich wieder zum Heere gemeldet.

Robert und Frau unzertrennlich beisammen. Zum letzten, zum allerletzten Mal! Sie wurde nicht müde, sich dies Schwert ins Herz zu bohren.

„Die Frau macht ihn ganz hin,“ sagte Emma, die Amtsrichterfrau. Die Männer saßen um den Rauchtisch. Man hatte ihn in den alten Brunksaal hereingerollt. In dem festlichsten Raume des Hauses wollte man den stillen Kriegerabschied feiern.

Die weißen Rauchwölkchen federten an den leuchtenden alten Gobelins hinauf, woben um die bronzenen Leuchtkörper. Man hatte dort sämtliche Kerzen angezündet. Ein feierlicher Schein wie aus Jahrhunderten heraus.

„Es fehlt nur noch der Weihrauch,“ scherzte der

Amtsrichter, fuhr mit dem Bürstchen durch seinen kurzgeschnittenen braunen Bart.

In dem trauten Zwieliicht die schweren Schattensrisse der geschnitzten Schränke, Truhen, Sessel. Altitalienisches Mobiliar. Tische und Tischchen mit Büchern, Bronzen, Albums bedeckt.

„Um wieviel Uhr morgen?“ fragte Merlens kurz, wortkarg. Es stak ihm in der Kehle und war nicht hinunter zu würgen. Die Frauen mit ihren Leidensmienen steckten einen wahrhaftig an. Na also, um wieviel Uhr morgen?

„Um neune zu melden,“ sagte der Amtsrichter.

„Und keine Andeutung wohin?“

„Da ich in Berlin gedient habe — wohl zu den Russen. Robert wird ja wohl für Frankreich aufbewahrt. Frankreichs Antwort auf die deutsche Anfrage ist ausweichend und zweideutig, das wollen wir uns nicht verhehlen.“

„Du, Emma! hat dein Vater nichts verlauten lassen? Der muß doch was Näheres wissen.“

„Nichts weiß er, ganz und gar nichts. Der Generalstab macht's, von Berlin aus tippt man auf die große deutsche Maschine, auf die elektrischen Knöpfe, weißt du, und das funktioniert dann durchs ganze weite Deutsche Reich hin prompt, exakt, großartig. Ach, Kinder, was haben wir ein schönes Deutsches Reich, — nicht wahr, Willi?“ platschte ihm kräftig auf die Schulter.

Der nickte ihr zu, küßte ihr die Hand.

„Willi war heut Fahnenträger,“ lächelte der Amtsrichter, „die ganze Stadt spricht davon. Unsere gesamte Arbeiterschaft war ja wohl dabei. Was sagten

denn die Leute?“ Stieß Willi ans Knie. Der Mensch schien überhaupt nicht hinzuhören. Der saß aufrecht im Sessel, seine Sehnen spannten.

„Eine dürre Frage, Leo. Willst du eine blödsinnige Antwort darauf? Was die Leute sagten? Das war kein Sagen und Fragen mehr. Das war etwas, was ich nie in meinem Leben vergessen werde.“ Wandte sich Merkens zu, als könnte er ihm, nur ihm dieses Gefühl sagen: „Das war heilig, Vater . . .“

Sie schwiegen alle. Ein Unsichtbares, Hoheitsvolles ging durch diesen Augenblick.

Merkens nickte vor sich hin.

„Ja, wir erleben heut Wunderbares. Das ist ein Volk, das auszieht im Bewußtsein: Entweder wir siegen und retten damit unser Vaterland, unser wirtschaftliches Fortkommen, oder wir unterliegen, um uns nie wieder zu erheben! Weiß Gott, wenn ich das sehe, wenn ich sehe, wie solch ein Volk von Feinden überfallen wird, herausgeholt wird aus seinen Werkstätten, von seinen Äckern weg, heraus aus seinem Frieden, aus seiner stillen Arbeitsamkeit, aus seiner deutschen Kultur — wenn ich das sehe, Jungens, dann wird's mir schwer, ruhig und gerecht zu bleiben, dann möcht ich euch das mit ins Feld hineingeben, das, was euch zu Löwen in der Schlacht machen soll: den deutschen Haß! — Jungens darauf wollen wir das letzte Glas trinken. Und dann zur Ruhe. Das Vaterland braucht euere Kraft.“

Er stand auf, hob sein Glas. Auch Robert sprang auf. Die Gläser erhoben, standen die vier Merkens da. Blühende, starke Männer, den mutvollen Ernst auf den entschlossenen Gesichtern.

Serrgott, ob da nicht aus den Kadiner Kacheln der uralte Leonard tritt — ,rein die Hand — grob die Faust — deutsch das Herz! . . . Da tranken die vier Merkens das Glas bis zur Reige. Und gingen stumm. Sie küßten die alte Frau. Sie küßten die tiefen Linien des leidvoll lächelnden Gesichtes, das keine Klage laut werden ließ.

Dann wurde das Haus still. Spät tunkte noch die Hausglocke. Der Schneider brachte die Litewka und einen Offiziersmantel.

Über Nacht setzte ein fürchterliches Gewitter ein. Am Morgen war es dann klar und kühl und leuchtend.

Die Dienerschaft lief in Haß durch das große Haus. Koffer, Gepäc. Die Stimmen der Söhne hallten durch die Gänge. Ein Lautsein, das keine Trauer aufkommen lassen wollte.

Roberts Frau Mia war nicht aus dem Schlafzimmer heraus zu bringen. Saß da und wollte keinen Zeugen ihrer Verzweiflung. Da nahm Robert sie in den Arm und nahm sie mit sich hinunter.

Man war bereit. Sie standen alle im Zimmer. Der Amtsrichter sagte seiner Frau:

„Ich hoffe, daß wir Neujahr zusammen feiern können.“

„Aber natürlich,“ stimmte sie bei, fuhr sich schnell über die Augen, „aber natürlich,“ konnte nichts mehr sagen, hielt seine Hand, drückte sie ihm fast ab.

Dann nahm er Abschied von der Mutter. Sie drückte es ihm in die Hand, die Briestafche aus Krokodilleder, das Bild mit Frau und Kinder auf der einen Seite, auf der andern die Eltern.



„Mutterchen,“ flüsterte der große Mann innig, „Mutterchen.“ Das war sein Abschied.

Zulezt zum Vater. Der stand wortlos, hielt die breite Hand ausgestreckt. In diese legten sie beide, Robert und Leo, ihre Hände. Ein fester schüttelnder Druck. Ein paar herausgestoßene Worte:

„Es lebe der Kaiser!“

Und wandten sich schnell und schritten durch die Türe. Mia, die zusammengesunkene arme, kleine Frau, riß sich empor, wollte mit hilflos ausgestreckten Armen ihrem Manne nachsehen — da griff man sie und drängte sie aufs Sofa zurück. Sie schrie los, warf sich hin, schrie immerzu, stieß alle weg.

„Was wißt ihr denn, wie lieb wir uns haben . . .!“

Da setzte sich Frau Merkens neben sie und winkte den andern, sie möchten hinausgehen.

Emma ging ruhelos mit Willi auf dem Gang auf und ab.

„Ich halt das jetzt nicht aus, hier still zu sitzen. Und zu meinen Kindern in die Kaiserallee — nein . . . ich verlier mich, wenn ich jetzt die Kinder sehe. — Komm, Willi, führ mich an die Rote Kreuz-Wache. Ich melde mich, ich muß etwas tun —“ krampfte sich an die Stirne, „sonst werde ich verrückt.“

Da gingen sie mitsammen.

Auch in den stillen Straßen traten die Leute vor die Türen. Ein Mann, der den Umstehenden mit lebhaften Gebärden erzählte. Willi Merkens trat hinzu, erkundigte sich. Kam wieder zurück zu seiner Begleiterin.

„Man soll versucht haben, die Gasanstalt in die Luft zu sprengen.“

„Haben wir solche Leute in der Stadt?“

„Nachen wimmelt von fremdländischen Elementen. Wir sind hier von Spionen umzingelt.“

Sie kamen durch die Alexanderstraße, die in das Herz des geschäftlichen Verkehrs hineinführt. Er zeigte ihr das alte Gasthaus, in dem der russische Kaiser Alexander der Erste zur Zeit des Nacher Kongresses Wohnung genommen hatte. Die Straße wurde nach ihm benannt. Mit ihm in der alten Kaiserstadt der König von Preußen und der österreichische Monarch. Sie traten zusammen zur Befestigung der heiligen Allianz.

„Siehst du,“ lachte Willi Mertens zornig vor sich hin, „wie abgeschmact solche Denkmale auf die höhennenden Gegensätze der Gegenwart wirken. Diese Heilige Allianz sollte die gegenseitige Bruderliebe manifestieren, Friede, Religion, Gerechtigkeit in die ewigen Sterne schreiben. Und heute? Der Schöpfer des Allianzgedankens, der Russe, zerfleischt die heilig ans Herz geschworenen Brüder. — Doch komm schneller. Die Leute drängen nach dem Markt zu. Es muß etwas geschehen sein.“

Die enge Geschäftsstraße hinauf ein stummes Gewoge, eine verhaltene Volksunruhe.

Die Kleinbahn schaffte sich mit schrillum Notläuten Bahn. Die Leute drückten sich an die Häuser, um nicht von den Rädern erfaßt zu werden. Kinder mit schwenkenden Fähnchen.

Ein Auflauf. Einer rennt, alle rennen. Was ist los? Man weiß nicht, man rennt nur, man will nur laufen, um zu sehen, zu hören, die Unruhe zu bezwingen. Einer inmitten, hielt ein Extrablatt, las. Mit ihm stierten die heißen Gesichter darauf. Im Hand=

umdrehen umringte ihn eine stoßende, rufende, erregte Menge. Was gibt's? Vorlesen! Vorlesen!

Eine Männerstimme aus dem Gedränge:

„Wolffsche Meldung: Frankreich hat mobil gemacht. Gestern nachmittag fünf Uhr volle Mobilmachung, Aufbietung sämtlicher französischer Streitkräfte.“

Also auch der Rothos. War ja vorauszusehen. Aber es schmerzt doch. Jeder neue Feind schmerzt. Man denkt an die Ströme deutschen Bluts, die hinfließen müssen. Und es schmerzt auch, daß ein Heißgeliebtes so von feindlichem Haß bedroht ist. Das Heißgeliebte, das jetzt Vaterland heißt.

Ein alter Mann rief mit einem Lachen, das ihm peinvoll in die Seele schlug:

„Sie wollen sich also nu wieder mal die Buren ausklopfen lassen, die Parlezvous. Anno siebzig hat man ihnen nur den Hosensboden geklopft, nicht das Maul. Das Maul hat nu vierundvierzig Jahre lang weiter geschrieen. Also, Kameraden —“ wandte er sich zu zwei Soldaten, die heranstapften, „jetzt das Maul! Aber trifft gut in die Körperseite, wo die Fallichkeit sitzt.“

Einer der Krieger blieb stehen, zog sein Seitengewehr etwas aus der Scheide, tippte mit dem Finger die scharfgeschliffene Schneide an:

„Nee, das Maul sitzt doch am Koppe.“

„Komm weiter,“ drängte Emma, „es geht mir jetzt alles ans Herz. Eine grausame Zeit!“

Er faßte sie unterm Arm. Er drückte in der Aufwallung seiner Begeisterung ihren Arm:

„Eine große Zeit, Emma, eine köstliche Zeit. Jeder wird ein Held. Wir haben bisher nicht gewußt, wie

diese Menschen waren. Und was sie sagen, tun sie. Kurz und knapp, Hieb auf Hieb, wie ihre Worte fallen.“

„Still! Hörst du etwas —?“

„Was denn?“

„Schüsse —.“

„Wahrhaftig — zwei, dreimal, ein ganzes Gefnatter.“

„Siehst du die Leute laufen —.“

„Ruhe, Leute, Ruhe! Es wird vom Wald her sein — Schießübung —“

„Ach wo! Sehen Sie mal bloß in die Luft —“

In der milchweißen Dunsthöhe ein steigendes schwarzes flatterndes wirrgetriebenes Pünktchen. Und noch eins — wieder eins. Französische Flieger!

Größer, schwärzer der Punkt, ausgebreitete Flügel — und jetzt — ein Surren — tiefer . . . Allmächtiger! Wenn der Bomben wirft . . . Ach wo! Blaue Bohren schmeißt man ihm hinauf — stürzt er ab — nee! — Gleitflug — nee! Schwupp! in die Wolken.

Ein Schutzmann am Rathaus, heftete einen Zettel an: Achtet auf Spione!

Französische Offiziere sollen in preußischen Uniformen über die Grenze herübergekommen sein. Achtet auf Automobile! Ein Mann hat in dem Vorort Haaren vergiftete Bonbons unter die Kinder verteilt. Achtet auf Verdächtige!

Der nervöse Schreck springt ins Blut. Man sieht seinen Nebenmenschen mit heimlichen Seitenblicken an. Wer bist du? Was sinnst du? Man schrickt vor seinem Schatten zusammen. Man sieht Leute eiligen Schritts und geht ihnen eiligen Schritts nach. Man sieht sie Blicke tauschen. Heiß schwillt's zum Kopfe.

— Herr Kommissar, dieser Mann hier scheint verdächtig. — Der Kommissar tritt zu dem Manne. Bitte, die Papiere, entschuldigen Sie, aber zu Kriegszeiten.

— Schon gut, schon gut, alles in Ordnung.

„Willi!“

„Ja, Emma?“

„Willst du uns gar nichts darüber sagen, was zwischen euch vorgefallen ist — du weißt ja.“

„Schnell gesagt: es ist aus.“

„Ganz aus?“

„Ja.“

„Es ist nicht mehr zu flicken?“

„Nie!“

Hart und tödlich wie ein Schuß. Sie ging lange neben ihm und sagte nichts mehr. Sie wird ihn nicht mit sentimentalem Trost ärgern, es liegt ihr nicht. Ihm auch nicht. Menschen, die nach außen hart wie Holz sind. Sie laufen davon, wenn man von ihrem Kummer sprechen will.

Und da muß sie das doch wissen. Sie hat ihn ja furchtbar gern, den hübschen Kerl da neben ihr.

„Weh tut's doch, Willi. Oder denkst du —“

Ein Stoß in seiner Brust. Sie glaubte ächzen zu hören. Nur still, nur still. Nur nicht daran rühren, um Gottes willen nicht.

Es erschütterte sie. Der da wär imstand, sein Leben hinzuwerfen.

„Der Krieg kommt dir also wie herbeikommandiert. Du wirfst dich der erstbesten Kugel hinwerfen.“

Seine Schultern zuckten auf. Ein kraftvolles Wehren in ihm.

„Erbärmlich, wenn ich meinem Vaterland ein ver-

lorenes Leben hinschmeißen wollt! Denk nicht so wüßt von mir, Emma. Das Leben, das ich jetzt an den deutschen Opferstein trage, hat noch leuchtenden Wert. Ich fühle mit jedem Atemzug, wie kostbar es ist. Wenn ich mich nicht schämte, würde ich sagen: Ich freue mich, eine Freude zu haben, die größer, als mein Leid ist.“

Sie hätte ihn mit ihren festen Armen um die Schulter packen mögen und schütteln.

„Schäm dich nicht, lieber Kerl,“ sagte sie, „schäm dich nicht. Siehst du, das sind jetzt die Kämpfe in Millionen Herzen: Der Schmerz, die Trennung. Wir müssen alle ein Stück von uns hergeben. Das sind die Schlachten, die v o r der Walfstatt gekämpft werden müssen. Von Frauen und Männern. Dann zieht ihr Männer hinaus und seid befreit. Wir Frauen schleppen uns so hin. Und siehst du, das eben will ich nicht. — Hier ist ja wohl das Bockische Haus, wo das Rote Kreuz untergebracht ist. Ade, Willi, ich will auch Schlachten kämpfen.“

Er preßt ihr die Hand, er sieht ihr strahlenden Auges nach. Deutsche Frau, flüsterte er, deutsche Frau!

Das Bockische Eckhaus bedeckt mit Maueranschlägen, Aufrufen, Verordnungen, Bitten um Gaben. Leute stauen sich an. Aus und ein die Damen, die Herren mit weißen Armbinden, das rote Kreuz darauf. Autos mit der Rotekreuz-Fahne. Verbandzeug. Ganze Leinenrollen. Sanitäter in der Felduniform, weiße Armbinden, weiße Mützen. Sie stehen gerüstet. Wenn nun das erste deutsche Blut fließt . . .

Offiziere fuhren vor. Jugendwehr radelte an. über den Theaterplatz herüber Marschschritte. Wache.

Straße abgesperrt. Vor dem Postamt, dort, wo die Gepädeinfahrt ist, pflanzten sie sich auf, Gewehr im Arm. Zurück! Niemand darf durch. Was ist los? — Spione im Postamt. Man stürmte die Wache an. Die zuckte die Achsel, sagte nichts. Vorwärts! nicht stehen bleiben. Keine Ansammlungen. Die Unruhe jagte ins Volk. Verstörte Gesichter.

Weiter hinauf an der Reichsbank eine stumme unbewegliche Schar. Die stundenlang harrende Menge, die ihr Papiergeld einwechseln wollte. Standen auf die Straße heraus, in langen Reihen eingekleidet den Bürgersteig hinunter. Stumm harrend, nur angstvoll drängend, schiebend, stoßend.

Eine unheilswangere Luft. In den Wolken kreisen die Völkergeschicke. Himmel, welche Lose wirfst du uns streuen?

Gehezt von diesen Eindrücken eilte Willi Merkens durch die Straßen. Diese verdammte Untätigkeit! Soll er jetzt sich die Binde um den Arm knüpfen lassen und fürs rote Kreuz sammeln? Was gab's denn für ihn zu tun? Für seine Knochen, seine jauchzende Kraft.

Tagelang so herumlaufen und warten, bis er in die Kaserne kommt, Griffe klopfen, die zivilistischen Hammelbeine durch Lauffschritt gelenkig machen, Stiefelappell. Herrgott, mit einem Sprung in ne Schlacht und losschießen — nein, eben nicht. Sich seinen Mann aussuchen, ruhig zielen — na, das kann er, das Wild anschleichen, ins Schwarze treffen. Auf Waters Jagden kann man so was, sich einschließen, — kurz und gut, er hält's einfach nicht aus, will an den inzwischen zurückgekehrten Hauptmann von Pracht ran und wissen, wann die Sanitätskompagnie ausrückt.

Auf gut Glück denn zum Garnisonkommando.

Ein paar Offiziere der Garnison Aachen, schlante Fünfundzwanziger, erstes rheinisches Infanterieregiment, seit 1899 durch Allerhöchste Kabinettsorder Regiment von Lükow genannt.

Die Lükower! Ein Gedanke, der ihn hochwirft. Lükows wilde, verwegene Jagd. Das wär's für ihn. Eine Haß auf den Feind, eine Treibjagd mit Halli Hallo! Raus aus dem Busch und drauf! Ach Herrgott, Herrgott! hat keiner daran gedacht? Heute! In Deutschlands großer schwingvollen Zeit.

Da hörte er einen der Offiziere im Vorübergehen sagen:

„— Lükowsche Freiwilligenkorps, ja. Irgend einer hier in Aachen soll davon gesprochen haben.“

Willi Merkens blickte auf. Die Stimme bekannt —. Da sah auch der Sprecher zu ihm her. Ein Erkennen —, verabschiedete sich von den Offizieren, trat zu dem jungen Merkens. Ein Schlag auf die Schulter.

„Mensch, ist dir der Krieg aufs Gemüt geschlagen? Siehst aus als wärst du dem Totengräber von der Schippe gehopft. 'n Tag! Sieh mich an, fertig zum Versand. Heute nacht geht's los.“

„Glücklicher! Ich möcht dich totschlagen, um in deine Uniform hineinzukommen. Wohin geht's diese Nacht?“

„Wissen wir nicht. Um elf Uhr Parole, und dann vielleicht schon Mitternacht los. Ins Ungewisse. Egal, wenn wir nur bald an den Feind kommen. Ich hab Glück gehabt, war noch nicht aus meiner Manöverübung raus — der letzten vor dem Offizierspatent — als der Ruff' uns ins Land spuckte.“

„Du Franz! Wenn ich mich diese Nacht euch an-



gliederte, einfach mit marschierte, nicht mehr wegzuschlagen wär —“

„Du! — Ich glaube, dir hat man ins Gehirn eingebrochen.“

„Ich muß weg.“

„Wohin willst du jetzt?“

„Wieder zum Garnisonskommando, den Hauptmann von Pracht aufsuchen.“

„Wenn der Häuptling überhaupt noch aufzufuchen ist, findest du ihn in der Kaserne. Auf nach Jericho! Ich geh mit dir.“

Sie schritten tüchtig aus. Es war fast kein Mitkommen mehr mit diesem Filius Merkens. Warf die Beine, sprach kein Wort, das Gesicht wie eine Festung. Donnerwetter! heut, wo jedem das Herz überlief.

Da sagte der, eingebohrt in den Gedanken, noch in der Nacht fort zu müssen.

„Ihr braucht doch auch Ärzte. Wo man dreinschlägt, gibt's Verwundete. Nun denn: ich kann Wunden schlagen und Wunden heilen. So 'n Kerl braucht man doch, mein ich.“ Sprach's in Troz und Mißmut.

„Ach so, als Karbolfährrich möchtest du mit. Das läßt sich an. Sag das dem Häuptling — sag's ihm so, wie eben jetzt, vor die Fassade. Schad, daß du nicht dichten kannst. Du hast das Formelle zu 'nem Körner.“

Willi Merkens stand still. Blöcklich still. Durch den halbgeöffneten Mund und die festgebissenen Zähne schlug heftig der Atem.

„Siehst du, der Gedanke ist doch in der Welt. Unsere Blicke gehen ein Jahrhundert zurück. Wir finden immer wieder Anknüpfung an die gewaltige Zeit der

Befreiungsjahre. Aber heute, Franz, heute, befreien wir nicht uns, sondern Europa!“

Er riß ihn weiter, und noch die hastige Frage:

„Du sagtest, daß man von einem Freiwilligenkorps spricht?“

„Ja, mein Bruder Ludwig. Ich denke, wir treffen ihn nachher im Kurhaus. Er hat dort mit seinen Kommilitonen Mittagstisch.“

Sie traten in den Torweg der Kaserne ein. Soldaten noch im blauen Tuch und roten Aufschlägen, standen herum. Depeschenboten eiligt dazwischen. Zivilisten in Trupps, in langen Zügen. Reservisten im Kasernenhof. Kommando: Rechts um! Reservistenkolonne in die Kleiderkammer!

Die öde Mauer hinauf Fenster an Fenster. Flatternde Drillichosen zum Trocknen daran. Hier und da ein lugender Kopf heraus. Fröhliches Pfeifen aus der Sergeantenkammer, Armeemarsch. Weit her ein Trompetensignal, kurz, herrisch.

„Aha, Kriegsspiel auf der Flegelwiese,“ schmunzelte Franz. „Weißt du, wer sich da aus dem Zivilistenvolk 'nen Privatbauch für die goldene Uhrkette zugelegt hat, dem wird er jetzt noch eben schnell abgeschweift. — Ffft! Der Häuptling. Mensch, haste Glück. Los!“

Sieh da! Heut schon der dritte Merkens. Na aber, das Vaterland kann sich nicht nur durch Merkens und Söhne retten lassen. — Na also Spaß beiseite, es geht noch nicht. Geduld! Abwarten! Da marschiert gleich wieder ein Trupp Freiwilliger ein. — Was will der Mann denn da? Was? Dreiundfünfzig Jahre? Meldet sich —?

„Herr Hauptmann —“ Der bereits Ergraute stapfte vor den Offizier hin, stramm, eisenfresserisch, ha, er hat's noch feste in den Knochen sitzen, das Formelle, Grüßen durch Handanlegen, Frontmachen, sogar den flotten Schnick mit dem Kopfe hat er noch raus. Baut sich tadellos vor dem Vorgesetzten auf. Und grad heraus: „Herr Hauptmann, ich hab mich nu schon dreimal gemeldet, jetzt bin ich's aber satt —“

Wohlwollend lachte der Hauptmann los:

„So so, Sie sind's jetzt satt. Trotzdem, mein Lieber, müssen Sie sich gedulden. Augenblicklich der Bedarf an Mannschaften gedeckt — später mal . . .“

„Herr Hauptmann —“ eine kräftige Handbewegung, fast ein Hieb durch die Luft — „ich halt's keinen Tag mehr aus. Wenn ich nu dem Franzos feins aufpellen kann, schieß ich mir eine durch den Kopf. Mein Gewehr hab ich mitgebracht, Patronen auch. Ich stelle mir alles, alles. Nehmt mich nur mit!“

Einen Augenblick Stille in dem Lärm rundum. Man blieb stehen, man horchte. Ein feierlicher Gedanke wob durch die waffenklirrende Luft. Da stand nun der Hauptmann zwischen dem Alten, dem Jungen. Und beide in heftigem Drängen: Ich halt's nicht mehr aus!

„Herr Feldwebel!“ dröhnte des Hauptmanns Stimme über den Kasernenhof, „notieren Sie den Namen.“ Drückte dem Mann die Hand. „Halten Sie sich bereit, ich werde an Sie denken.“ Nahm Willi mit zu dem eben gemeldeten Freiwilligentrupp.

„Wieviel Mann?“

„Sechszwanzig, Herr Hauptmann.“

„Kann nur noch sechs einstellen.“ Sein Blick glitt

über die stämmigen Leute. Alles handfeste Kerle. Auswählen braucht man da nicht. Nun denn: Laufschritt! Die sechs ersten, die am Ziele sind, werden eingestellt. Los!

Hei! Wie sie da sausten. Mit Hurra sprangen die Schnellläufer ans Ziel. Sechs Kämpfer. Sechs Glückliche.

Der Hauptmann wandte sich seinem jungen Begleiter zu. Sein Gesicht sehr ernst, seine Stimme gedämpft:

„Sie werden ja wohl in die Sanitätskompagnie der Infanteriedivision eingestellt. Sanitätsgefreiter, wie? Na, also der Gestellungsbefehl kann jede Stunde eintreffen. Werde sorgen, daß Sie gleich mit dem ersten Zug losrücken. Ehrenwort!“

Franz nahm den Freund mit sich fort. Der war jetzt in dem Zustand, einen Hauptmann vor versammeltem Kriegsvolk zu umarmen.

Trab, Bumm, mit Poltern und Stapsen die Reserve die Treppe hinauf zur Kleiderkammer. Jeder seine Pappschachtel mit Wollhemden.

„Kommst du mit?“ fragte Franz Borgers, „die Sache ist sehenswert.“

Gelassen, aber fiebernd im Aufruhr seines Herzens folgte ihm Willi Merkens. Von droben herab verworrener Lärm, eilige Geschäftigkeit, dumpfpolsternde Schritte, die schnarrende Stimme des Kammer Sergeanten. — Donnerlitzchen! Da ist ja auch der Lämmermann. Lämmermann, haben Sie noch die miserablen Fußlatzchen? Sieben Zehen am Fuß hat der Lämmermann. Was, Lämmermann? — Jawoll, Herr Scherzhant, hähähä . . . Nu denn mal ran. Kriegsmontur wie auf Taille gearbeitet, sitzt tadellos.

Wühlte sich ein in den Stapel feldgrauer Röcke, Hosen. Auf langen Tischen die mit Überzug versehenen Helme. Dann die Reihen gelber Stiefel. — Wische gibt's nicht. Nee, die verwahren wir den Franzosen. Kaviar für Poincaré. — Breit lacht der Lohmeier und der Knupte und der Lämmermann, sie dürfen sich schon was bei dem Herrn Kammerherrschanten herausnehmen, der Herr Kammerherrschant kennt sie noch vom Kommiß her. — So, nu nehmt die ‚Zivilluft‘ untern Arm und runter in die Waffenkammer.

Der Schießunteroffizier schweißtriefend im Gedränge, notiert die Gewehrnummern. Gute Flügeln, Feinkorn.

„Seitengewehre schon geschliffen, Herr Unteroffizier?“ rief Franz Borgers im Vorbeigehen in die Kammer hinein.

Der schmunzelte überlegen:

„Alles fertig zum Rasieren.“

„Du siehst, wie das hier klappt,“ sagte Franz im Hinabsteigen, „kein Hosenkноп fehlt. An diese Kriegsbereitschaft muß ich denken, wenn ich sie singen höre: Lieb Vaterland magst ruhig sein.“

Stumm schritt Willi Merkens hinab. Wie das hier klappt . . . jawohl, deutsche Ordnung, deutscher Schwung, deutsche Herzen! Kein Flackerfeuer, keine wüste Feuersbrunst, wie er es jenseits der Grenze erlebt hat. Diese Kriegsbegeisterung hier auf deutscher Erde ist edel, treu und echt, ist germanisch! Emma hat recht: Wie schön ist es, deutsch zu sein!

Eine Auferstehungsfreude wallt und hallt durch deutsche Gauen. Wie schön ist es, deutsch zu sein!

Franz hinter ihm, feigte einen befreundeten Ein-

jährigen an, der stolz in der schmutzen Feldmontur heranschritt.

„Jong, Jong, der Rock hat Schneid, glatt auf Taille gearbeitet. Wenn der nur nicht bald als Halbinvalide mit Nadel und Faden verbunden werden muß. Zu wieviel seid ihr denn auf die Menschheit losgelassen?“

Der verzog sein Gesicht nicht, raunte ihnen zu:

„Zwei Spione eingebracht, französische Offiziere in deutscher Uniform. Werden morgen im Kasernenhof standrechtlich erschossen.“

Ein Auto raste in den Torweg ein. Generäle. Hundertundfünfzig haben sich zum Wiedereintritt ins Heer gemeldet. Die Begeisterung lacht alle Herzen an, das rote und das blaue Blut. — Vorsicht! Munitionswagen. — Erste Reservistenkolonne vor! Herr Hauptmann hielt eine Ansprache. Kaiserhoch. Tusch. Heil dir im Siegerkranz . . .

Man singt, fühlt, denkt nur mehr das eine: Heil dem Kaiser! Heil dem Vaterland!

Die Freunde schlugen den Weg zum Kurhaus ein. Immer größer die Woge der Menschen in den Straßen. Man konnte doch nicht zu Hause sitzen, man mußte sich mitteilen können, die Unruhe. Die Hoffnungen aus der Seele herausprechen. Die große deutsche Familie in dem ergreifenden Einheitsgedanken.

An der Normaluhr vor dem Kurhaus stießen sie auf Ludwig Borgers.

„Heute abend in der Kneipe Kriegssitzung. Ein paar alte Herrn avec!“ rief der.

„Knöpf dir den französischen Schnabel ab,“ sagte Franz trocken.

Willi Merkens war stehen geblieben, wandte sich um. Eine Frau hinter ihm, die mit einem jähem Aufschrei zu dem Dache der 'deutschen Weinstube' hinaufwies. Ein Mann in schwindelnder Höhe, der auf Händen und Füßen zu den dort zusammenlaufenden Telegraphendrähten herankroch. Kein Arbeiter. Einer im grauen Mantel. Ein zweiter kroch aus einem Dachfenster heraus, zog sich aber bei dem Schrei der Frau schnell wieder zurück.

Ein Spion! Man will die Telegraphendrähte durchschneiden! Passanten standen still. Zwei Männer eilten zu der schreienden Frau — und von allen Seiten, aus allen Häusern rannte man her, Fenster klirrten auf — Rufe — Um die Normaluhr ein Gewühl von aufgeregten Menschen. Emporgereckte Arme. Schutzmann. Soldaten.

Stürmend die dunkle Treppe im Toreingang hinauf. Zuschlug das Tor. Niemand soll mehr hinein, niemand heraus.

Die Menge um die Normaluhr wuchs, wuchs. Der ganze Platz überströmt. Wirres Geschwätz, Angstlachen, eingekeilte Kinder, flüchtende Hunde.

Allmächtiger — da kriecht er wieder aus dem Dachfenster heraus, der Spion! Schurke! — Nein, der Herr im grauen Mantel — ist kein Spion . . . ein Irrtum — nein, nein, nein der Spion, der Spion . . . klettert das Dach hinauf — und immer hinauf, klammert sich an die Dachhaken, schwingt sich auf das Nebendach, das tiefer ist — um den Schornstein herum . . . Gott sei Dank, jetzt dringen auch die andern Männer vor — mit einem Sprung raus aufs Dach, andere nach, der Soldat und einer von Jungdeutschland.

Drunten winken die Arme, — rechts hinüber, rechts hinüber, hinter dem Schornstein . . . ja, ja, ja . . . packt den Schuft! werft ihn herunter! Ein rasender Tumult springt auf.

Fort über die Dächer. Wie Ragen über First und Sims, von Schornstein zu Schornstein, über steilhohe Giebel. Eine verwegene Jagd. Ein furchtbares Drama in jäher Höhe. Mit einem Male die Dächer überflutet von furchtlosen Männern. Stumm, spähend hinter dem Flüchtenden her. Der wirft sich flach hin, krallt sich in die Dachschiefer ein, schleppt, zerrt sich hinauf, sein grauer Mantel flattert — ein Schwung . . . krampft sich an der äußersten Spitze des Daches fest . . . rittlings darauf . . . hinter ihm schon die ausgreifenden Hände der Verfolger . . . wälzt sich zur Seite — verschwunden auf der Hinterseite des Dachabhanges . . . drunten die wogende Entrüstung der Menge. Ein Teil flutet ab nach der Alexanderstraße, wo die Häuser an die Rückseite dieser Straßelinie stoßen.

Wo die andern Schufte? Es waren dreie — dreie waren es — Droben schlägt ein Soldat das Dachfenster ein. Die Männer in tollem Hinundher über die Dächer. Unter einer Dachlufe zwingt sich der graue Mantel heraus. Der Mann gab der Menge Zeichen hinunter. Man verstand ihn nicht, man schrie, man bebte in Angst. Da kroch er über das Stuckwerk eines Sims hin — Verwegener! Wenn er ausgleitet — Frauen schlagen die Hände vors Gesicht. Hinter ihm springt ein Soldat aus dem Dachfenster, sieht den grauen Mantel — reißt das Seitengewehr heraus, schlägt nach ihm — der krampft sich nur noch mit einer



Hand fest . . . drunten die Menge in wirrem Geschrei, Rufen, Winken.

Ein einziger brüllender, wahnsinniger Schrei . . . Nein, nein, nein . . . kein Spion — — Halt! Halt! Der ist's nicht . . . flehend erhobene Hände . . . Da begreift erst der Soldat, steckt das Seitengewehr ein.

Aus der gräßlichen Erregung der stauenden Menge heraus drängt sich Willi Merkens. Am Bodschen Haus trifft er wieder auf Emma, die im Auto mit großen Leinwandpaden zu Verbandzeug anfährt.

Sie winkte ihm ab. Sie hat keine Zeit mehr zum Schwagen, sie ist schon mitten in der Tat. Da ruft er's ihr zu, daß er nun bald feldmarschmäßig paradiert. „War beim Hauptmann. Ich hab jetzt ein preußisches Ehrenwort, ich hab's.“

„Und ich hab auch was,“ sagte Emma gelassen, strippte ihre Handschuhe an. „Ich hab von Papa Merkens einen Scheck auf zehn Betten, die ich dem Feldlazarett stifte. Für diese zehn Betten Sorge ich und amtiere dann sozusagen im eignen Krankenhause. Für meine Montur ist bald gesorgt. Weiße Kittelschürze mit dem roten Kreuz auf der Armbinde. Heute abend wirst du mich also auch feldmarschmäßig sehen. Ade, Schwager Willi, ich bin momentan eine Frau, die vor ihren Kindern davonläuft, um nicht von den Tränen aufs Sofa geworfen zu werden wie die arme Mia.“

Am Tore hantierte die alte Anne mit dem Staubbesen, berichtete dem Herrn Willi in froher Wichtigkeit, daß soeben ein Regiment Kürassiere durchgezogen sei.

An der Tür droben rief ihn schon seine Mutter

an. Robert habe antelephoniert, es sei ihm wahrscheinlich noch möglich, auf einen Sprung nach Hause zu kommen. Diese Nacht ging's wohl über die Grenze. Wo, wüßte keiner von ihnen.

„Meinst du, daß es die Luxemburgische Grenze ist?“ fragte die Frau mit stillinnerm Zittern, aber äußerlich gefaßt und liebevoll. Nur nichts die Kinder merken lassen, nur nichts merken lassen. Es wäre ihr eine große Erleichterung, wenn der Robert die Luxemburgische Grenze überschreitet, in Luxemburg hat doch Tant Lotte das große Gut, und der Robert könnte dann auf ein gutes Quartier rechnen, und Gott weiß, was Tant Lotte noch alles für den Robert tun könnte.

Willi warf den Mantel ab. Die stürmische Eile prickelte ihm durch den Körper. Ging im Zimmer auf und ab.

„Luxemburg ist bereits von Truppenteilen des achten Armeekorps besetzt. Zum Schutz der dortigen Eisenbahnen. Robert wird wohl nach Belgien hinein müssen, Mutter.“

„Nach Belgien, Jungchen? Ist das denn nicht — ich denke, Belgien ist doch neutral.“

Er blieb wie eingestochen vor ihr stehen, Zornröte im Gesicht.

„Nach dem, was wir erlebt haben, Mutter, solltest du die Neutralität Belgiens nicht mehr in den Mund nehmen. Ich fürchte, Deutschland hat sich durch sein Zaudern die Raubtiere auf den Belgien rücken lassen.“

In eine fürchtbare Aufregung geriet da die stille Frau.

„So redet ihr Männer. Wir Frauen, wir liegen auf den Knien mit erhobenen Händen vor dem zaudernden Kaiser, wir flehen ihn mit unsern weinenden Herzen an: Zaudere noch! Zaudere noch! —“

Die Stimme schluckte ihr ein, sie wandte sich ab und wischte sich die Tränen. Ging schnell und schloß die nur angelehnte Türe des Nebenzimmers. Mias erneutes Schluchzen drang heraus.

Willi trat ans Fenster. die Stirne an der Scheibe, sprach's vor sich hin, dumpfe, wehdurchzitterte Worte:

„Ja, er zaudert noch . . . er hält noch die Faust an dem Schwert in der Scheide . . . noch ist das Schwert nicht blank gezogen . . . zaudert noch, möchte der Welt den Jammer ersparen . . . Aber wehe, wenn das blanke Schwert aus seiner Scheide fliegt, wenn sein Ruf durch Europa hallt: Es werde Krieg! . . .“

In einem schweren Atemzug erstickten seine Worte.

Schritte auf dem Flur die Treppe herauf, wuchtige, durch die Smyrnaläufer gedämpfte Schritte. Die Stimme des Vaters. Willi eilte ihm entgegen, riß die Tür auf. Merfens brachte eine Belgische Zeitung.

„Die ‚Etoile Belge‘, amtlich.“ Las laut, noch draußen im Flur stehend. „Gestern abend sieben Uhr überreichte der deutsche Gesandte in Brüssel, von Below-Saleske, dem Minister des Auswärtigen Davignon ein Ultimatum im Namen seiner Regierung. Es schlug Belgien ein Einvernehmen vor behufs Erleichterung der Operationen Deutschlands.“

„Also Durchmarsch durch Belgien nach Frankreich.“

„Ich denke, Frankreich können wir uns schon in Belgien holen.“

„Belgien wird verneinend antworten.“

„Belgien hat verneinend geantwortet.“

Die Frau stand nun todenblaß in der Türe.

„Dann muß Robert diese Nacht —“

„— nach Belgien marschieren, ja, wahrscheinlich.“

Sie schwankte gegen den Türpfosten. Wie eine grauenhafte Vision stieg ihr das Erlebte auf, die wilden Ereignisse vor dem Hause des Notars, die bis zur Mordlust fanatisierte Menge. Und in solche Hölle hinein schickt man seine Söhne!

Sie trat ins Zimmer zurück, warf einen besorgten Blick nach der Tür, wo die junge trostlose Frau saß. Und ging zu ihr.

Die Dämmerung sank auf das alte Patrizierhaus. Eine beklemmende von geheimer Furcht durchpulste Stille. In dem parkartigen Garten hinterm Hause das einschläfernde Rauschen der Bäume. Ein verlorenes Vogelgezwitscher in den schwankenden Baumwipfeln. Weltferne, vornehme Einsamkeit. Man könnte vergessen, daß Deutschlands Boden unter dem Stampfen seiner Kriegsgrosse dröhnt.

Aber wenn dann jäh die Erinnerung alle Pulse der Angst wachstößt — wenn man verstört um sich blickt, die Augen reibt, sich wach ruft, sich fragt: „Warum dieser lastende Druck auf der Seele?“ — Ach Gott, dann dämmert's dumpf herauf: Krieg, es ist ja Krieg! Kein wüster Traum, kein Schreckgespenst. Draußen klirrt's von Waffen.

Da hielt's den jungen Mertens nicht mehr in der

vornehmen Friedensstille des Hauses, die nur eine Maske war auf die Fraße der Kriegsfurie. Hinein in die Stadt, Nachrichten erfahren, irgend etwas hören, sehen. Oder auch nur unter Menschen sitzen.

Man weiß nichts, man hört nichts. Ein ungewisses, dumpfes Fragen und Harren.

Sprach Ludwig Borgers nicht von einer Kriegssitzung in der Schwemme?

Da will man auch dabei sein. Hin zu den Freunden! Auch sie drängen zur Fahne. Freiwillige vor!

Er verfiel unwillkürlich in den Marschschritt, er pfiff vor sich hin, zum Takt der festen Schritte. Was pfiff er? Er pfiff's wie aus dem Flüstern einer feierlichen Eingebung heraus . . . Das ist, das ist Lügows wilde verwegene Jagd . . .

An der Schwemme faßte ihn Ludwig Borgers ab.

„Wir haben den Rütlichwur in die Weinstube verlegt, der alten Herren wegen, oder vielmehr auf eine Anregung des Professors Walter hin, der ja eigentlich den Anstoß zu der Kriegssitzung gab. Er will die Sache nicht unter studentischen Komment gestellt wissen, weil ja auch andere sich beteiligen werden.“

Von der Weinstube aus erregtes Murmeln, hie und da schon angeregte Debatte. Kellner entpfropften Flaschen. Zigarrendunst über allen Köpfen.

Professor Walter schmiß die erste Ansprache. Da traten noch ein Oberarzt und ein geheimer Baurat ein. Große, schwere Männer, mit vollem Bartwuchs, imposante Schweiger, kühle Köpfe mit wohlwollenden Augen.

Hinter ihnen blieb die Thür halb offen, als sei einer noch im Begriffe, sich hereinzuschieben, draußen im Halbdunkel des Ganges.

Willi Merkens sprang auf und bot seinen Platz dem Oberarzt an, bei dem er sein Praktikantenjahr begonnen hatte. Der winkte dankend ab. Keine Störung! Professor spricht. Da blieb der junge Merkens neben ihm stehen, lehnte an der Wand.

Am Kopfende des Tisches die aufrechte Gestalt des Redners. Der schimmernde Lichtkreis des Kronleuchters über ihm. Die lauschende Tafelrunde um ihn, erhobene Gesichter, inbrünstige Stille. Eine schwungvolle Stimme, die an die Kaiserrede im Lustgarten zu Berlin anknüpfte. Unsere Blicke nach Berlin gerichtet, die Blicke von ganz Deutschland . . . Dort wie Fels im Meer der Hohenzollernthron . . . Was birgt die wallende Toga — Krieg oder Frieden? Krieg! schrie es über die Grenzen des Reiches. Daß Er, der da am zweiten August am großen Fenster über dem Schloßportal in der Uniform der Königsjäger stand, den Frieden gewollt hat, das wußten die Tausende und Abertausende, die da im Lustgarten die Begeisterung von ganz Deutschland in ihre Sänge und Huldigungsrufe zusammenfaßten. Die Wogen des gewaltig brausenden Meeres, die um den Hohenzollernfels brandeten. ‚Hier sind nur noch deutsche Brüder!‘ dröhnte das Kaiserwort über sie hin. — Bravo! klang es aus dem Beifallsgemurmel der Lauschenden. Schneller wogte der Atem. — Dies Kaiserwort, das widerhallt in die aufgeschauchten Täler des Reiches: Hier sind nur noch deutsche Brüder! . . . Bis zu uns an die äußerste Westmark her der Kaiserruf, auf gol-

denen Tafeln an die ragenden Grenzpfähle angeschrieben: Hier sind nur noch deutsche Brüder! . . . — O, bravo! bravo! — . . . Und wolle Gott und möge es der Herr der Heerschaaren lenken, daß nun bald vor Petersburg und Paris die Parole erschallt: Hier stehen deutsche Brüder!

Stühle scharren zurück. Sie sprangen alle auf, alle. Gläserklang. Treueschwur. Mit Herz und Hand dem geliebten Kaiser! Nie waren sie so nahe seinem Thron. Heil Kaiser, dir! Ja, nun mag er fühlen in des Thrones Glanz die hohe Wonne: ein einig Volk von Brüdern! Nie, nie war er so ganz unser! Heil dir, geliebter Kaiser!

Und standen so mit hoherhobenen Gläsern, und rückten zueinander, Schulter an Schulter, der Jüngling und der Mann, der Blondbart und der Graubart. Hier sind nur noch deutsche Brüder!

Und einer schob sich da noch ein — aus dem Halbdunkel des Ganges fiel sein wuchtiger Schatten an die schimmernde Wand — ein grauer Kopf, ein stolzer Nacken: der Merkens. Blieb da stehen im Dämmer der Türe wie aus Schatten der Vergangenheit heraus.

„Freiwillige vor!“ hörte er eine jungföhne Stimme.

Und wieder eine und noch eine, und mit einem Male ein Zusammenklang wie eine Hymne im Gotteshaus, herausgejauchzt von Jünglingsstimmen, markig gesprochen von ernstern, sinnenden Männern:

Frisch auf, mein Volk! die Flammenzeichen rauchen;  
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.  
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen.  
Frisch auf, mein Volk! — Die Flammenzeichen rauchen!

Von draußen herein Waffentirren, Rossesgewieher, dumpfe, dröhnende Marschschritte. Deutschlands Heere marschieren an.

. . . Der Freiheit eine Gasse! — Wasch die Erde, dein deutsches Land, mit deinem Blute rein! . . .

Und wieder die Gestalt des Redners im Lichtkreise des Kronleuchters.

„Burschen heraus! Der Freiheit eine Gasse! Die Manen der Freiheitsjäger sind nun heraufbeschworen. Und so will ich eurem Treuschwur einen Namen geben:

Lützowsches Freikorps!

Wer einverstanden ist, wer sich einschreiben will, wer freiwillig mit will, Jüngling und Mann, der hebe die Hand!“

Die Arme reckten auf, die Hände zum Rüttschwur.

Nur einer, der noch im Dämmer der Türe stand angereicht an die Schulter des Geheimrats, der eiserne Graukopf, der Wollbaron. Der sprach jetzt in die ergriffene Stille hinein:

„Wenn ihr den Alten mit haben wollt — er wär auch dabei. Aber euere Blicke sagen mir: Noch ist Deutschland nicht so weit, daß Greise und Frauen mit ins Feld müssen, die Jugend will zum Kampf, die Männer mit der Jünglingsbrust. Darum gebe ich meine drei Söhne. Ich gebe sie hin, als wären sie jetzt nicht mehr für mich. Als hätte ich sie schon verloren. — Aber laßt euch von dem alten Merkens sagen, daß er auch noch was wert ist. Wir Zurückbleibenden übernehmen die Sorge für die Verlassenen.



Ich verpflichte mich hiermit feierlichst, den vollen Bestand meiner Arbeiterschaft, so weit er nicht zur Fahne berufen ist, beizubehalten, keinen zu entlassen, der nicht freiwillig zu seinem Kaiser geht. Die Hinterbliebenen meiner Fabrik unterstelle ich der Obhut meiner Frau. — Meine Herren, so viel muß man einzahlen, um seinen grauen Kopf zu entschuldigen. Es ist wenig genug.“ Sprach's, trat in den Hausgang zurück und war im Dämmer verschwunden. Aus den Schatten der Vergangenheit heraus und wieder hinein. Man soll ihm kein Nachwort widmen.

Auf schwarzwallenden Tüchern glitt die Nacht herab. Die Straßen vereinsamt. Die Laternen wie fahlblickende Katarakte.

Dreie Arm in Arm schweigend durch die Nacht. Willi Merkens zwischen den zwei Freunden. Ein heißes Wallen und Wogen in ihnen. Eine schluchzende Freude. Die Freude am Schwert, am blinkenden Eisen. Die eiserne Freude.

Der Herzschlag im Takte ihrer Schritte. Und leise summend dazu: Das ist, das ist Lühows wilde verwegene Jagd . . .

Und über ihnen in den Klauen des Nachthimmels die ewigen Sterne.

Weit aus den vereinsamten Straßen heraus wogte es plötzlich auf. Spätlinge rotteten sich zusammen, Fenster klirrten auf, Stimmen. Und Pferdegetrappel, Wagenrollen, immer näher, immer lauter, anschwellender Lärm, Kommandoruf. Vier Pferde-Bespannung. Hurra! Kanonen! Schwer rattert's, Eisen prallt, Funken stäuben von den Rosseshufen. Und immer mehr, immer mehr, eine lange, drohende Reihe,

vier Pferde, Kanonen, vier Pferde, Kanonen . . . Mannschaft Trab! Trab . . . Munitionskolonne, Proviantwagen, einer hinter dem andern, unübersehbar . . . Mannschaften — Marsch — Marsch! Ordonnanzreiter den Zug auf und ab. Infanteriekolonnenwagen, Radfahrer, ein Reitertrupp, stolze Reiter, Lanzenreiter . . . Hurra! In die leere Nacht . . . Hurra! Aus allen Straßen, von allen Plätzen . . . Hurra! Aus den Fenstern. Weiße Tücher winken in die Nacht. Glück auf, tapfere Krieger! Schützt uns, rächt uns! Schlagt drein! . . . Und sie lächeln, die Krieger, und sie nicken, und sie winken Grüße und Abschied. Wir schützen euch, wir rächen euch! Der Kaiser rief und wir kommen! Nun gute Nacht! Träumt weiter euere schönen deutschen Träume! Derweil wir ziehen hinein in Feindesland zur Nacht. Marsch, Marsch und Trab, Trab . . . Ade! Ade!

Hoch über ihnen schimmern die deutschen Sterne.

Die Nacht ist erfüllt von vielen Wundern. O, welch eine Nacht! Es lodert und hallt und klingt und singt: die eiserne Freude!

Am Tore des Merkenschen Hauses steckte Willi den Schlüssel ein. Auf der Treppe war noch Licht. Also war man noch auf. Das Speisezimmer hell erleuchtet, zwei Gedecke für ihn und den Vater. Ob Vater noch nicht zurück war?

Auf dem Balkon nach dem Garten zu hörte er die Mädchen. Er rief sie an. Sie saßen, in Tücher gehüllt, auf der Brüstung, sie konnten nicht schlafen und wollten horchen, wie die Truppen über die Grenze marschieren. Madam und die junge Frau seien auch noch auf dem Türmchen. Der alte Herr sei noch nicht zurück.

Willi stieg die Treppen zum Türmchen hinauf. Zum zweiten Stoß, zum Speicher, eine Wendeltreppe höher und in das Türmchen hinein.

Zwei Frauengestalten an dem Geländer, wo die Fahnenstange ragte. Das arme kleine Frauchen an den Arm der Mutter geschmiegt.

Als sie Willi auftauchen sahen, waren sie froh. Eine angstvolle Vereinsamung war über sie gekommen. Die Nacht erfüllt von stummem Drohen. Eine ungewisse, bohrende, schleichende Furcht. Sie lauerte in den Zimmeredeln, sie atmete zischelnd in der Stille des verlassenen Hauses.

Wenn sie dort droben standen, glaubten sie den Ereignissen näher zu sein. Robert näher zu sein. Was spielt sich jetzt hinter dem Grenzstrich ab? Was ist bereits geschehen? . . . Man weiß nichts, man harret mit stockendem Atem.

Wetterwolken ziehen herauf und verdunkeln die Sterne. O, Himmel, welche Lose wirfst du uns streuen? . . . Schüsse in der Nachtluft —? Täuschung . . . nein . . . wiederum der kurze, scharfe, trockene Knall.

Sie spähen bang in die Finsternisse der Nacht. Die Nacht antwortet nicht. Düsteres Grauen lagert über der Flur. Drüben in dem drohenden Dunkel der Heretogenwald. Dahinter lauert der feindliche Nachbar. Welche Mär aus dem Rauschen seiner Wipfel dringt herüber?

In die dumpfe Mitternacht dröhnen die Marschschritte der Regimenter. Schwadron und Bataillon. Deutschlands prächtigste Regimenter zur großen Kriegsparade. Die Heerstraßen überflutet, den nachschauenden Blicken in eine ungewisse Zukunft hinein.

Noch Hurraruf in der Ferne — und dann wieder das dumpfe furchtgejagte Bängen.

Wenn einmal die Kanonen donnern . . .

Horch! . . . Hört man's — das ferne, ganz ferne murrende Drohen . . .

„Willi! Ist das . . .?“

Er nickte.

„Kanonendonner, ja.“

Ein einziges Mal, und wieder — Und nichts mehr — nichts — Todstille, atemschöpfendes Grauen.

Dann fing's wieder an — ein dumpfer Aufprall, weit wie aus Wolkenschlüften heraus — wie ein im Schlaf murrendes Ungetüm — und wieder und wieder . . . Der Herzschlag jagte — Es schlug, es quoll, es scholl in die dunstlodernde Finsternis hinein, das tiefe, stöhnende Brummen, der Jammer einer Welt, der dröhnende Fluchschrei aus dem eisernen Schlund.

Willi Merkens stand hinter Mia. Sie hielt sich am Geländer, so blieb sie steil aufgerichtet, mit todstarrem Gesichte der Grenze zu, wo jetzt die blutige Tragödie der Menschheit ihren Anfang nahm.

Sie tat ihm leid. Er legte beruhigend seine Hand auf ihre, die sich ans Geländer festkrampfte. Da hörte er die stoßend hervorgeschluckzten Worte:

„Und jetzt ein Liebes da drüben wissen . . .!“

Seine Hand zuckte auf der ihren, sein Atem floss an ihrem Ohre vorbei. Er wiederholte ihre grauen-erfüllten Worte:

„Und jetzt ein Liebes da drüben wissen . . .!“

Es peitschte ihm das heiße, jähre Weh herauf, es

zerriß ihm die Brust. Jetzt litt er wie die da, die kleine mutlose Frau. . . . Ein Liebes da drüben . . . ein süßes aufreizendes Lachen in dem Donnerschlag der Geschütze . . .

Herrgott, wie es ihn schüttelt, wie es ihm die harten Gedanken gegen sie weicklopft! Er liebt sie ja noch, liebt sie, liebt sie bis zum Wahnsinn! Und jetzt da drüben — Herr im Himmel! — Er geht auf der schmalen Plattform auf und ab, er hört, daß an den Hinterhäusern da und dort ein Fenster aufklirrt, lauschende Köpfe in die Nacht, Angstweinen — und das ferne Brummen und hoch über ihnen der stumme Himmel — —

Er bleibt bei der Mutter stehen, er ist an sie geworfen, ein hilfloser Junge, ein leidender —

„Mutter . . .“ und rauheiser wieder: „Mutter . . .“

Sie will ihn an sich nehmen, mütterlich und gütig und ohne viel Worte — da schrillt drunten die Hausglocke . . .

Gell wie ein Alarmruf.

Atemlos die drei. Horchend. Das Geschick naht. Sie fühlen es.

Die Mädchen laufen hinunter. Das Tor knarrt auf. Ein Motor rasselt vor dem Hause. Und wieder eilende Schritte die Treppen herauf, höher herauf, zum Türmchen herauf.

Ein Ruf. Man fragt nach dem Herrn Willi — der Oberarzt — schnell. Willi Merkens stürmt die Treppen hinunter. Franz Borgers kommt ihm entgegen. Hastiges Raunen, packt ihn beim Arm. Der Oberarzt schickt ihn her, der Oberarzt ist per Ordonnanz nach Belgien hinein berufen, — die ersten Zusammenstöße

— deutsches Blut geflossen — die Einwohner schießen aus den Häusern — schnell . . .

In rasender Fahrt durch die nächtlichen Straßen. Krankenhaus. Licht in allen Räumen. Betten zurecht. In einer Stunde vielleicht . . . Hier Krankenschwester! Schnell die Bandagentasche. Verbandzeug. Rotekreuzbinden um den Arm, und nun los!

Der Oberarzt zu Willi Merkens.

„Ich kann doch auf Sie rechnen? Habe Sie gern um mich. Sind noch nicht einberufen, wie?“

„Befehl kann jede Stunde eintreffen.“

„Schon gut. Kommen Sie!“

Der Autoführer kurbelt an. Franz Borgers und noch ein Soldat als Begleitmann, Gewehr im Arm, neben ihm. Im Wagen der Oberarzt, die Krankenschwester, Willi Merkens.

Der Motor pufft, surrt, springt an. Die Hupe heult. Fort! Die Stadt hinter ihnen. Die grellen Lichter der Maschine gleißen über die dunkle Landstraße. Schwarzgelbrote Grenzpfähle. Feindesland. Die Nacht tobt.

— — — — Noch waren die im Hause Merkens nicht zur Ruhe gekommen, als der alte Herr mit vier Mann Einquartierung zurückkam. Mitten in der Nacht. Die Leute irrten in der Stadt herum und fanden ihre Quartiere nicht. Da nahm sie Merkens kurzerhand von der Straße aus mit sich.

Aber über die feinen Teppiche — nee, das geht doch nit. Die Dienertreppe wollten sie hinauf, nee, nich mit den schmutzigen ‚Gurken‘, den Soldaten-

Stiefeln — Papperlapapp, nur mal feste druff! in den Gurken' steckt eben ein deutscher Vaterlandsretter. Jeder einzelne Mann eine Rettung mehr für uns. Auf, ihr Mädchen, Kaffee kochen, Bad und Bett zurechtmachen.

Das letzte deutsche Quartier — hah! Kindhaftes Wohlbehagen in den weichen Betten. Und dankten und versicherten, wenn sie nu in aller Herrgottsfrühe raus müßten, sehr leise zu machen, die Herrschaften sollten nix merken, gar nix. Und sagten noch, daß sie eine Feldpostkarte schicken würden. Ja, und wußten nicht, wie sie ihre grundehrliche bescheidene Freude ausdrücken sollten. Eine so tiefe Anständigkeit und unverbrauchte Kraft der Freude.

Die Frau nahm Merkens beiseite. Der Sohn sei fort. — Fort? Und von Hauptmann von Pracht höre er soeben, daß Willi morgen früh seine Einberufung habe. Sanitätskompagnie. Na, das mag schön werden, der Junge ausgerissen. So'n verdammter Lütkower. Muß er also Hauptmann von Pracht antelephonieren. Oder besser, man geht hin. — Aber, Karl, in der Nacht! — Ei was Nacht! Sie soll nu mal sehen, wie da jetzt bei Militär, Regierung, Post Tag und Nacht gearbeitet wird.

Am Morgen war er noch nicht zurück. Frau Merkens seufzte in die Kissen. Wenn das so weiter ging, liefen ihr die Männer alle aus dem Hause. Welch eine Zeit! Was reißt sie den Menschen empor! Das zertretene Gute, das sie in sich hatten. Das Laster schweigt, und nur das Gute redet, rankt sich empor zum Höhren und Erhabenen. Alle, alle edel, hilfreich, gut.

Wieder die Hausglocke. Man schrak schon zusammen, wenn der Klang durch den Eingang hallte.

Der Pütz drunten, wahrhaftig der Pütz. Die Mädchen liefen aufgereggt zusammen. Was ist's mit dem Pütz? Er war doch einberufen, aber wieder aus der Reservetolonnen zurückgestellt, weil er Autofahrer ist und weil man jetzt Autofahrer nötig hat, wie's täglich Brot. Er ist also bei den Kraftfahrern eingereiht, hat Munition und Hafer den Truppen nach Belgien nachzufahren. Hat schon eine Fahrt hinter sich. Und einen Toten mit reingebracht, einen Kollegen, den sie vom Kraftwagen weggeknallt haben, aus Kellerlöchern raus. Das Auto zerschossen am Wege. Die Biester! Die schießen nicht mehr, gleich hat man Benzin ums Haus gegossen, angesteckt. Aber der Kamerad ist tot. Der Düwel soll dreinfahren! — Und was er sagen wollte, die Hauptsache eigentlich: den Herrn Willi hat er gesehen, legt mit dem Oberarzt und der Krankenschwester den Verwundeten Notverbände an. Und gesagt habe der Herr Willi, er komme im Laufe des Tages zurück, aber ob er noch nach Hause kommen könne, wisse er nicht, er habe gehört, daß er einberufen sei und sich innerhalb drei Stunden stellen müsse. Vielleicht ziehe die Sanitätskompagnie heute schon los, da Gefecht im Gange sei. Von Robert gute Nachricht, er bleibe vorläufig mit seiner Abteilung zur Besetzung eines Franktireurdorfes, das gleich beim Anrücken der Truppen die weiße Fahne ausgehängt habe.

Dies und das erzählte die alte Anna am Bette der Madame, und sie habe Pütz eine Wurst mitgegeben und der Pütz habe noch gesagt, die Franzosen



wären schon im Nachener Wald gewesen, und auf dem Rathhaus hätten in der Nacht schon die gedruckten Zettel gelegen: 'Frauen und Kinder flüchten.'

Sagte das und sank auf den Stuhl hin. Du lieber Himmel, mit ihren gichtigen Beinen wär sie wohl nicht weit geflüchtet.

Da machte die Frau sich auf und ging zu Mia ans Bett. Der Robert besetze ein Franktireurdorf, das sich ergeben habe, ein Franktireurdorf auf dem Wege nach Lüttich.

Die beiden Frauen sahen sich an. Ein Franktireurdorf auf dem Wege nach Lüttich. Sie wußten nicht, ob sie es aussprechen sollten. Frau Merkens blauäderige Hand fuhr glättend über den weißen Scheitel, und das war immer ein Zeichen, daß sie etwas auf dem Herzen hatte.

„Mutter,“ sagte da die junge Frau müde aus den Rissen heraus: „Wenn es das Dorf wär —“

Die alte Frau nickte. Ja, wenn es das Dorf wär — wenn der Notar in letzter Stunde seinen Einfluß geltend gemacht hätte —. Und nun stand's wieder bei ihr fest: er war ein feiner Mann, ein höflicher Mann, man kann ihm so etwas nicht zutrauen. — Und dann kann vielleicht ja noch alles gut werden — mit dem Willi.

Frau Mia wurde lebhaft, wurde redselig und versicherte, es müsse nun alles wieder gut werden. Denn sie wußte, daß es der alten Frau wohl tat, und sie war ja froh, so froh. Und in ihrem erlösten Freuen stellte sie sich vor, wie ihr Robert nun in einem eroberten Dorfe liegen bleibe, vielleicht gut aufgenommen bei dem Notar, und daß es noch lange,

lange, lange dauern könne, bis er in die Feuerlinie komme.

Ruschelte wieder in die Decke ein, wonnig und glücklich, wollte nicht frühstücken und nur schlafen bis in den Mittag.

Da ging die Frau, setzte sich ans Fenster und wartete, ob der Sohn oder der Mann heimkomme.

Es wurde Mittag — es kam keiner.

Aber ein Lärm ward in den Straßen, der widerhallend in die Stille des Hauses hineinschlug. Die Heere Deutschlands. Das rasselte an, brandete, wettete, klirrte. Reiter- und Marschkolonnen. Schwadronen, Batterien, Regimenter. Bestaubt, sonnenverbrannt, fauchende Rosse, polternde Lastwagen. Die Landstraßen überflutet. Die Bevölkerung überall auf den Beinen. Redende Arme zu den Reitern hinauf. Liebesgaben. Die Rosse lechzen. Die langen Graben hinunter Pferdetränken, Kübel mit Wasser. Tische mit Limonade für die Mannschaft. Alkohol verboten. Soldaten springen ab, sitzen bei den Leuten vorm Haus wie daheim bei Müttern, schwagen, der Kreis der Familie schließt um sie. Aufsteigen! Hei, knirschen die Räder an. Marsch! Dröhnend, stampfend Eisen. Klirrklarr! Ade, auf Wiedersehen! Man reicht ihnen die gefüllten Feldflaschen hinauf, man winkt noch einmal. Und Marsch und Trab und Klirrklarr hinein ins feindliche Land. Noch dröhnt der Boden.

Und noch hallt und schallt die Luft von kriegerrischen Sängen. Aus allen Straßen flutet's feldmarschmäßig. Der Menge jauchzend Hurra empfängt sie. 'Die Wacht am Rhein' und zum Markt hinauf.

„Deutschland über alles“ und Aufstellung am Eisenbrunnen. Ablegen! Die Tornister rasseln herunter. Die Helme werden gegen die Feldmützen vertauscht. Ein Feldlager. Mannschaften beim Waffensputzen. Das blinkt und blitzt. Heba! Was seid ihr für Leute? Die Regimentsnummer auf den Achselklappen geheimnisvoll aufgerollt. — Muskel- und Fuseltiere! lacht's in germanischer Heiterkeit los. — Richt euch! Jeder sehe sich nun seinen Vorder-, Neben-, Hintermann an!

„Du, Sandlatscher, sieh mir an, aber ohne den Schnäuzer, den laß ich mir gleich wegschicken.“

„Nee, behalt ihn nur bis Paris, da kannst du ihn als Blöröje verkaufen.“

Sie pfeifen, sie singen, sie necken sich. Als ging's zum Tanz und nicht zum Kampf. Ein kühner, freudiger Geist.

Schön und erhebend, an diesem Frühmorgen durch die Straßen zu gehen. Die Luft schimmerte. Die Bäume rauschten wie in goldenen Friedenszeiten.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .

Die Herzen weiten sich. Der Mut jauchzt. So lange diese Nacht am Rhein steht — Aber immer noch und immer wieder dieser dumpfe, drohende ferne Donnerschlag der Geschütze . . .

Achtung! Sanitätskompagnie. Acht Krankenwagen, Zweigespanne. Sanitätswagen, Packwagen, Proviantwagen, Fußmannschaften, Krankenträger. Und zwischen und neben ihnen die Offiziere. Assistenzärzte hinter den Sanitätswagen. Ruhige, sinnende Gestalten. Ihr Geschäft ist Wunden heilen und nicht Wunden schlagen.

Die Menge in achtungsvoller Stille. Kein nachgejubeltes Hurra. Man sah Frauen verstohlen das Taschentuch an die Augen drücken. So zog's ernst, fast weisevoll vorüber. Aber jeder, der da stand und ihnen nachschaute, sandte ihnen einen flehenden Gedanken mit: Wenn ihr meinen findet . . . steht ihm bei . . .

Nur einer mit blanken, zuversichtlichen Augen. Der sprang aus den Marschreihen heraus — auf eine alte Dame zu, küßte sie, strich ihr über die welke Wange. Und winkte und fort.

„Es war seine Mutter,“ sagten die Umstehenden.

„. . . Merkens,“ drohte ein Offizier ihm halb scherzhaft, „das bringt Ihnen drei Tage Arrest ein. Un-erlaubtes Austreten aus der Front.“

Der hatte das Gesicht noch zurückgewandt. Den greisen Kopf sah er zwischen den Frauen des Volks, ihm zu lächelte sie. Guten Muts soll er ausziehen, guten Muts.

Er denkt: Nun wird sie nach Hause gehen und sich einschließen und weinen, sehr weinen.

Am Münster vorüber und hinauf auf die Lütlicher Landstraße. Mit geheimnisvollen Waldschlünden tut sich der Nacher Wald auf. Die Bäume brennen in der Abendglut.

Vorüber an dem ‚Ländchen der unhaltbaren Zustände‘. Altenberg, das neutrale Dörfchen. Ein Kirchturm weit im Feld. Ein Bächlein rauscht. Das belgische Land.

Trab-Trab, Marsch-Marsch . . . Ein altes Soldatenlied kommt ihnen in den Sinn. Sie heben an mit gedämpften Stimmen:

Wenn die Kanonen blißen,  
Kartätschen und Haubizen,  
dann so manche junge Braut  
weinet, weinet überlaut.  
Den sie so treu geliebet,  
ist in der Schlacht geblieben.  
Seine Laufbahn ist vollbracht,  
schöner Jüngling, gute Nacht . . .

Auf den dürren Boden klatschen die Pferdehufe.  
Es hämmert in den purpurnen Abend wie hohle  
Schläge auf Särge. Hinter verschlossenen Fenstern  
lauern die feindseligen Blicke.

. . . Schöner Jüngling, gute Nacht . . .

So reiten sie hinein in das dumpfe Rot der unter-  
gehenden Sonne.

---

### III

Wie lag es wunderbar in seinem Abendfrieden,  
das belgische Land!

Die träumerische grüne Einsamkeit. Die leise Trau-  
rigkeit endloser Wiesenflächen. In flammender Lohe  
schlug das Abendrot hinein. Blutige Ströme glühen-  
den Lichts über den Hügeln.

Mit hochgereckten Hälsen standen die Kühe im  
Gelände. Die Rüstern geschwellt, mit zitterndem  
Wanst, mit schlagenden Schwänzen, unruhig, als wit-  
terten sie die unheilgeschwängerte Luft.

Ein Kirchlein im Feld. Ein Bach rauschte. Zwei  
Schafe angepflückt an der Hecke. Und Friede, Friede.

Über niemand ringsum. Kein Mensch, kein Kind, keine Stimme. Kein Hund, der am Gehöft bellt. Still wie ein Friedhof.

„Der Himmel ist wie Blut,“ sagte Assistenzarzt Merkelbach, neben Willi Merkens. Seine Stimme war heiser vom langen Schweigen.

Ein Oberarzt ritt an.

„Herr Merkens, Sie sind in Belgien ortsbekannt, wo befinden wir uns jetzt?“

Willi Merkens wies nach einem verschatteten Tale hinüber. Auf einer Anhöhe eine knorrige Buche. Hob ihre gewaltigen Umrisse in den Abenddunst.

„Wenn wir diese hinter uns haben, sind wir im Herver Land und auf Berviers zu.“

„So so? Herver Land? Meine Kenntnisse beschränken sich auf Herver Käsechen. Feine Sorte, nur im Geruch etwas — unanständig.“

Ein Offizier schnupperte die Luft auf.

„Nach Käse scheint das nicht zu riechen.“

„Brandgeruch,“ flüsterte Willi Merkens, setzte sein Glas an. In der ganzen Weite nichts zu sehen. Die Dämmerung fiel schnell. Die Fahrer zündeten die Laternen an den Wagen an. Die blanken Lichter strichen über die Landstraße hin.

„Es sollte mich nicht wundern, wenn vom Kompagnieführer Befehl kommt, diese Illumination aus-zupusten,“ sagte Merkelbach. „Wir geben den Leuten hier ja die schönsten Lichtsignale.“

„Na jedenfalls ist's besser, daß man immer weiß, wer wir sind. Also nur ran in die Beleuchtung.“

„Die Genfer Konvention schützt den Sanitäter, Merkelbach.“

„Hopp! Da scheint 'ne Hemmung an der Spitze.“

„Der Kompagnieführer reißt sein Roß zurück —“

„Eine Ordnung —.“

Ein Reiter sprengte an, hob den Arm. Halt! — Ein Wagenführer dem andern: Halt! — Ruck in den Zügeln. Still stand die Kolonne. Die Offiziere ritten an die Spitze. Die Stimme des Kompagnieführers hallte in den Abend: Mannschaften vor!

Die Kolonne kam nicht vorwärts. Landstraße aufgerissen. Rechts und links die stattlichen Bäume umgehauen, quer über die Straße gerammt.

Fast mitleidig der Blick des Kompagnieführers über diese Barrikade hin.

„Damit wollen die Leute die Heere Deutschlands aufhalten. Großartig!“ Seine Worte schnarrten auf: „Gegend absuchen! Ausschwärmen! Volk austreiben und mit dieser geschmackvollen Holzauktion aufräumen lassen. — Nicht nen Finger krumm soll meine Mannschaft machen. Jetzt blasen wir denen mal preußisches Reglement.“

Willi Merfens wurde mit den Leuten ausgesandt. Er kannte hier Weg und Steg.

Quer abspringen von der Landstraße über den Graben und ins Feld. Nochmals das Glas an die Augen. Kaum erkennbar eine dunkle Masse in einem Geviert von niedern Hecken. Ob eine Baumgruppe? Ob Häuser? Näher ran! Ein Wiefengraben, rispeldes Wasser. Ein Sprung hinüber, zwischen Pappelbäumen hindurch. Und jetzt auf einem Wiefengelände. Ein Blick zurück nach der Kompagnie. Stumm harrend, drohend die Schattenlinie des langen Zuges im lauernden Abend.

„Es ist ein Hof,“ sagte der Unteroffizier neben Willi Merkens.

„Es sind mehrere Höfe,“ nickte der. „Los! Schleichen wir den ersten Hof an. Geschieht nichts, so dringen wir ein, aber immer die Blicke feste nach den Fenstern des ersten Stocks, während wir durch die Haustüre einzudringen suchen.“

Ein Soldat zischelte hinter ihm: Licht im Haus. — Wo? — Unterm Dach. — Schnell durch die Hecke. — Es ist keine Hecke, aufgestapelte Reiser — die Zauntür offen — durch!

Die Kolben rasselten gegen die Tür. Polternde Schläge in den lautlosen Abend. Niemand. Läden geschlossen. Brecht die Tür auf! Schlag auf Schlag. Die Splitter flogen. Die Tür krachte zusammen. Über die geborstenen Bretter hinweg polternde Schritte ins Haus. Türen auf, in die Zimmer hinein, in die Küche, in einen Holzverschlag. Nirgends Licht, gefährliches Dunkel. Man tappte, stieß an Tisch und Schränke, man denkt, jeden Augenblick knallt's hinter einem auf. — Nein, nichts. Der Unteroffizier ging mit dem glimmenden Taschenfeuerzeug voran. Knarr, knarr die breite, mit Öl gestrichene Treppe hinauf. In die Schlafkammer, Betten durchwühlt. — Nichts.

Das keuchende Atmen der Mannschaft in dem dunklen Haus. Das Feuerzeug wie ein Fünkchen voran.

Und der Soldat noch: „Ich hab's Licht unterm Dach gesehen.“

Die Speichertreppe hinauf. Kisten, Kisten gehoben. Ein altes Spind in der Dachecke, wo das



Korn aufgespeichert lag. Unverschlossen, die Schranktüre offen. Also wieder nichts.

„Da liegt doch was,“ sagte Willi Merkens, „auf dem Boden des Spinds.“

„Kornsäcke.“

Ein Soldat griff hinein, griff einen Kopf. Und da fingen die Kornsäcke mit einem Male an, fürchterlich zu schreien, eine Kinderstimme, ein etwa zehnjähriges Mädchen, zitternd, weinend.

Als Willi Merkens ihm übers Haar strich, weinte es nicht mehr, plötzlich nicht mehr. Die Augen klar und lauernd. Begann mit großer Zungenfertigkeit zu versichern, es habe sich aus Angst verkrochen, eine so fürchterliche Angst habe es vor den Deutschen, die Kinder auf ihre Lanzen spießen.

„Du bist doch nicht allein hier. Wo sind die andern?“

„Je ne sais pas.“ Zuckte beide Schultern hoch.

„Wer hat die Straße verbarrikadiert?“

„Je ne sais pas.“ Zog beide Schultern bis zu den Ohren hinauf.

Seine Blicke flackerten angstvoll. Sie schien nichts zu wissen, wahrhaftig nicht. Also komm, mein Mädchen, wirft uns mal Licht schaffen. Wonach noch es hier? Nach Kerze. Mädelschen, wohin hast du die Kerze verscharrt? Aha, hier die Laterne. Anzünden! So, Mademoiselle, nun vorangehen. Im Hause niemand. Vielleicht in den Ställen. Los! Um die Hausecke, dort an dem Reiserhaufen vorüber.

„Non, non, par ici, messieurs, s'il vous platt.“

Trippelte linksam am Dunghaufen vorüber.

Der Unteroffizier blieb an dem Reiserholzstapel

stehen, rißte wieder das Taschenfeuerzeug an, hielt es in das dürre Holz.

„Wir wollen mal 'n bißchen mehr Beleuchtung machen.“

Hei! Da macht's der Reiserhaufen wie die Kornsäcke, er schrie, er bewegte sich, er bekam drei Paar Beine und entsetzt fuchtelnde Hände.

„De grace, messieurs, de grace!“

„Gras wollense,“ lachte der Unteroffizier. „Na kommt mal mit, Gras fressen.“

Auch aus den andern Höfen wurden die Männer herausgeholt, vor die Gewehrläufe genommen, und nun Marsch voran die Landstraße aufräumen. Schwächliche zusammenkauernde Gestalten, sie bückten alleruntertänigst, sie stammelten: gut camarad, gut camarad . . .

Aber die Augen unstät, der Mund in verzerrter Freundlichkeit. Das Mädchen mit der Laterne voran. Willi Merkens führte es bei der Hand. Die magern, kalten Finger krampften zudend um seine. Das fahle Licht strich über das Kinder Gesicht, angstweite Augen starrten zu Willi Merkens hinauf. Da drückte der beruhigend die Kinderhand.

Ans Werk! Die Bäume rollten, prallten. Gebückte Rücken, huschende Schatten. Schwer wälzten die Bäume in die aufgerissene Vertiefung der Straße hinunter, füllten sie aus. Schweißtriefende Arbeit. Die Mannschaft, als behagliche Zuschauer auf den Wagen, rauchten und starrten in die Nacht, in die Riesenschatten der Bäume, die da noch längs der Straße stehengeblieben waren.

Und da krabbelte es aus der Nacht heraus, tauchte

auf über dem Straßenrand, von dem Wiesengelände her, Frauenköpfe, die Weiber der herangeholten Fermiers. Vielleicht von der Angst um ihre Männer angelockt, vielleicht aus Neugier.

„Boschur!“ rief die Mannschaft sie an, „kommez vous, nig Halsabschneiden, versthete vous!“

Da huschten sie näher, scheu, sahen dann dreister, dann dicht zu ihren Männern. Die knurrten, murrten ihnen zu. Willi Merkens trat näher. Da verstummten sie.

Der Kompagnieführer stand neben ihm. Dem raunte er zu, es wär vielleicht besser die Frauen zu entfernen. Der schnickte ihn etwas spöttisch an. Furcht vor Unterröden?

Die Frauen lauerten her, die Hände fröstelnd unter den Schürzen, die Gesichter fahl, einfältig lächelnd im trüben Zwielicht.

Fertig. Aufsitzen! So, und nun holte sich der Kompagnieführer die Fermiers heran, im ganzen fünfzehn Mann, ließ sie im Viereck um sich antreten, das Kind mit der Laterne hinter sich. Stand so, ragend im Lichtkreis, sagte ihnen im besten Buchfranzösisch folgendes:

„Ihr habt nun gesehen, was es euch nützt, uns derlei nichtige Schwierigkeiten zu machen. Ihr alle geht uns nun voran, und wo wir auf Häuser treffen, habt ihr mit lautem Zuruf euere Landsleute zu warnen. Wir werden euch kein Haar krümmen, wenn ihr . . .“ Ein Schuß — der Mund schnappte weit offen — lautlos sank der Kompagnieführer um.

Das Kind stand und lächelte mit klaren, schuldlosen Augen. In der Hand die rauchende Waffe . . .

Eine blitzhafte Sekunde jäher Erstarrung, einem Soldaten entfiel vor grauenhafter Bestürzung das Gewehr. Und da duckten die Männer ein, mit schnellem Griff in ihre Stiefel . . . Revolver, vorgeschnellte Arme, blindlings zielend . . . Schuß, Schuß . . . die Frauen gedeckt im Straßengraben . . . Schuß Schuß . . .

Da erst rissen die von Entsetzen überwältigten Mannschaften die Gewehre hoch, losprallend in das Geknatter der Schüsse — ein geller Frauenschrei — dann wieder das stumme, verbissene Losknallen, das Fluchkeuchen, das Wutstöhnen — Platsch! Knarr! In die Laterne hinein. — Dunkel, nur noch die Laternen an den Wagen. Fahl, geisterhaft strich der Lichtschein darüber hin. Platt ausgestreckt die Mannschaft darauf, das Gewehr an der Wange.

Willi Merkens hinter dem Sanitätswagen, schleppte den toten Kompagnieführer. Da rutschte etwas von dem Wagen ab, ein Paar derbe Stiefel, nachpolternd ein toter Körper. Rückenschuß.

Aus der Höhe prasselte es herunter . . . blindwütige Schüsse. Woher? Aus den Bäumen — aus allen Bäumen — die ganze Landstraße hinauf . . . Hagel von Geschossen . . . tocktocktocktock . . . ein Maschinengewehr, fürchterliches Geknatter, nervenerschütternd.

Die Bäume schwankten, die Äste knackten. Das Pulver qualmte.

„Deckung suchen . . .!“

Schüsse in die Laternen — husch aus! Scherben splitterten. Knarr! Knall! Tocktocktocktock . . . Und um das Losen und Würgen und Wühlen und

Ächzen und Fluchen und Todeslachen froh schaurig und lechzend das tote Dunkel, immer tiefer, immer dumpfer, — nur eine Laterne noch an dem überdeckten Sitze des Proviantwagens . . . Ein Pferd riß an den Strängen, stampfte los, schrie sein Gewieher, plumpste hin, die Deichsel knackte entzwei, das zweite Pferd schlug aus, sprang hoch, knirschte im Zügel, zerrte vorwärts, wahnsinnig vorwärts, toll und wild, riß den Proviantwagen mit sich, toll und wild; Stoß, Krach gegen den Sanitätswagen der schleuderte um, dumpfes, schauervolles Gepolter, ein Geröll von Saß und Paß, Menschen, Wagen, tobenden Pferden. Und Knarr und Knall und Loddoddock aus Bäumen rechts und links, aus Hecken rechts und links. Mann gegen Mann in dem fürchterlichen Dunkel.

Man umkrampft sich, man schreit sich an. Freund oder Feind? Ein Leutnant, der mit einem Unteroffizier ringt — der blanke Stahl . . . Deutschland über alles! schreit der Unteroffizier auf. Da erkennen sie sich, da fassen sie sich Arm an Arm, schlagen drein, Arm an Arm . . . Deutschland über alles! . . . da und dort in das Tosen der Schüsse der Erkennungsruf. Zischender Atem. Gesicht an Gesicht . . . Greift aus in das leere Dunkel, haut, sticht, schießt hinein . . . Freund oder Feind? . . . Deutschland über alles! . . . Und mörderisch aus dem Dunkel rechts und links und aus der Höhe Schall, Knall und Rauch.

Willi Merkens wühlte sich aus einem Anäuel von Toten, Sterbenden, röchelnden Pferden. Das Licht dort — die einzige Laterne . . . Er kriecht über die Trümmer, zwischen Rädern durch, tastet sich bis zu dem Proviantwagen weiter . . . auf ein Gesicht

tastet er . . . warmes Blut in einer Lache am Boden . . . er ruft den Liegenden an . . . keine Antwort. An der zerbrochenen Wagendeichsel hinauf über das krepierte Pferd hin — und langt zur Laterne, nimmt sie herunter . . . Krach! schlug ein Schuß dort ein. Und nun wurde das Licht das Ziel von Schuß auf Schuß. Rasch riß er den Rock auf, barg die Laterne darunter. Hinunter an die Hecke, an einen Baum, einen Strauch, irgend etwas, das er in Brand stecken kann, damit diese furchtbare Finsternis über dem Gemüsel weicht.

Unter einem Schlagbaum hindurch in eine Wiese. Er lüftete etwas den Rock, ließ das Licht durchflitzen, eine Sekunde nur, um das Gelände zu sondieren. Eine Baumschule schien dort zu sein, die jungen Stämmchen mit Strohseilen umwickelt. Ein blühhafter Gedanke — die Strohseile los, zu Strohwischen schlingen, anzubrennen. Die brennenden Wische an verschiedenen Stellen in die Hecke hinein. Hell aufstrahlen soll's in die Nacht, erkennbar Freund und Feind. Und dann die Kerle abschießen wie Hasen.

Esst . . . flammt's auf. Inmitten der Hecke, Flackerfeuer. Schnell muß er in die Schatten zurückspringen, aus allen Richtungen sausen nun die Geschosse auf den Strahl zu, auf den Berwegenen in dem Strahl. Jetzt steh ihm Gott bei! Von Baum zu Baum die Strohseile abwinden, da und dort in die Hecke einzwängen. Er kriecht am Boden hin, nahe dem ärgsten Tumult — Soldaten und Hedenschützen in einem Wust mörderischer Umarmung. Jetzt dorthin und den Wisch in die Hecke hinein. Mitten ins Kreuzfeuer der Schüsse. Licht in die tosende Finster-

nis! Er denkt an seine Mutter — wie Menschen in höchster Not an Gott denken, denkt er jetzt an seine Mutter — die wird nun den düstern Himmel da droben bestürmen, die wird schon sorgen, die wird schon sorgen . . . Viktoria! Die Hecke lodert.

Die Tollkühnheit wirft ihn wie ein Kausch. Die jungen Stämmchen bricht er um, taucht ihre Laubköpfe in die Flammen, stößt sie in die breitästigen Obstbäume. — Teufel! Wie ein Peitschenschlag streift's ihm die Schulter. Blut —? Nein. Nur Beule und Kragwunde. Gnädig vorüber. Wirft sich zu Boden, schurft sich liegend weiter zum Schlagbaum zurück, wo sein Gewehr lag. Ffft! Das Gepfiff der Kugeln . . . Lieber Gott, Mutter . . . verdammt! Wenn er so'n niederträchtigen Tod durch eine Zivilkugel finden müßte. Im Kampf, Heldentod sterben, aber nicht von Meuchelmördern und Heckenbüchsen übern Haufen geschossen — Hurra! Wie das nun flammt und leuchtet und knistert und knarrt in Hecken und Büschen und Bäumen. Flammenzucken, fauchend aufzischende Strahle. Die Nacht lodert. Riesenfackeln. Die Flur illuminiert. Der Qualm in aufsteigenden Säulen. Fahle, verzerrte Gesichter, ringende, wälzende Knäuel, toll davonrasende Pferde, irres Gelächter und Fluch. Die Flammen brummen, die brennenden Baumwipfel stürzen funkenstäubend zusammen. Und noch Schuß auf Schuß von den Bäumen längs der Landstraße herunter.

Willi Merkens reißt das Gewehr an die Backe — tack! Durch die Äste raschelt's herunter, kopfüber, ein herabpurzelnder schwarzer Hut, nachstürzend flatternde lange Röcke — zwei Mann der Bürgerwehr. Einer

mit dumpfem Fall zu Boden, der andere kopfüber im Baum, baumelt herab, der Mund weitoffen, das fletschende Gebiß . . . Deckung suchend nimmt Willi Merkens in ruhigem Zielen seinen Mann aufs Korn. Kniet nieder — worauf kniet er? Die Leiche einer Frau — festgekrampft an einen Verwundeten — ihre Fingernägel in seine Augen — — entsetzlicher Anblick. — Er will sie wegreißen — umsonst. Totenstarre. Er muß ihr die Finger zerbrechen, die grausamen Finger — o Weib!

Er schleppt den besinnungslosen Verwundeten in Deckung unter den Proviantwagen, trennt aus seiner linken Rocktasche das Verbandzeug, das jeder Soldat mit sich führt. Schuß in die rechte Wade und Lungenschuß. Es ist der Zahlmeister.

Ein Krankenträger hilft ein scheu gewordenes Pferd zum Stehen bringen. Willi Merkens ruft ihn an. Mit dem Verbandtornister herkommen! — Seine Worte verhallen in einem Schuß, der die Luft erzittern macht. Weit aus dem Dunkel der Landstraße heraus. Herrgott, was ist das? Hufschlag, Rasseln, Klirren. Ein Reitertrupp plötzlich aus dem Dunkel heraus, spukhaft jagende Schatten von Mann und Roß in Qualm und Feuer. Hurra in die lohende Nacht. „Die Halberstädter Kürassiere!“

Sie kommen nicht durch. Die Landstraße übersät von Trümmern, Toten und Verwundeten. Schwengung rechts und das Gesindel aus den Wiesen hinaustreiben.

Da schweigt aber schon das hinterhältische Feuer. Verschwunden in Nebel und Nacht die Mordhande. Ein paar Schüsse schickte man ihnen noch nach. Dann



auschwärmen zu je acht Mann in die Umgegend und die Kerle einfangen.

Ein Glöckchen tinkte in die Nacht, wie leise vom Wind bewegt.

Noch lohete der Brand in der Flur zum Nachthimmel. Dazwischen das rote Licht der Krankenträger — husch! über die leichengelben Gesichter hin.

Tragbahre her! Willi Merkens kniete noch neben dem Zahlmeister, tupfte ein Wattepföpfchen in Äther. Eine schlaffe Handbewegung des Verwundeten, ein pfeifender Atemzug, ein noch halb betäubtes Erwachen. Und wieder die schlaffe Armbewegung nach dem Gesichte hin — ein Lispeln:

„Nehmt mir doch die Binde von den Augen . . .“

Ein Kürassierrittmeister neben Willi Merkens.

„Das bengalische Feuer haben wir also Ihnen zu verdanken? Ein Heldenstück, auf Ehre!“ reicht ihm die Hand.

Er stuzte. Ein Glöckchen tinkte wie vom Winde bewegt.

Und ein Surren die Landstraße herauf. Grelle Lichter. Die Militärautos von Aachen her. Eine Abteilung von acht. Halt! Zwei Wagen müssen zurück, um die Verwundeten ins Lazarett zu bringen. Die Fracht ist Hafer. Die Säcke auf die andern Wagen verladen. — Unmöglich, es sind Luxusautos, die schon überfrachtet sind. — Macht nichts, muß ist die Kriegsparole! Los!

Die Säcke plumsten in die Plüschpolster der Autos. Die beiden ersten frei für die Verwundeten. — Ist das der Pütz? Pütz hierher! Den Zahlmeister aufladen. Und seiner Familie auf dem Blücherplatz Nachricht geben.

„Jawoll, und werd auch bei onse Herrschaft vorfahren. Melde gehorsamst, werd ich sagen, melde gehorsamst: Held Willi hat sein Bravourstück gemacht!“ Stolz war der Pütz, stolz war er.

Es ging zum Morgen. In den flatternden blassen Nebel qualmte die verwüstete Flur. Die arg mitgenommene Sanitätskompagnie war wieder formiert. Sie hielt auf der linken Seite der Landstraße. Die Autos, die Kürassiere zogen rechtsseitig los. Sechs Mann blieben bei dem ersten Zug der Sanitätskompagnie zur Bedeckung zurück. Befehl: die eingebrachten Franktireurs abzurteilen, und dann nachrücken.

Im dunstfahlen Morgen quer durchs Feld ein Trupp. Die Patrouille mit den Franktireurs. Zwanzig Mann mit düster gesenkten Köpfen, verbissen die Lippen eingekniffen. Einige in kurzen blauen Kitteln, am Halse nicht zugeknöpft.

„Die Biester ham sich in der Eile noch als brave Landleut verkleiden wolln!“ riefen die Soldaten schon von weitem.

Da sagte der Führer es frech heraus: Ja, er sei regulärer belgischer Soldat, er ‚befehlige‘ die wackern Franktireurs, vive!

Gebt ihm eine Kugel ins Maul! — Halt! Wir wollen ihn noch dreimal Luft jappen lassen.

Einer aus der Bande ächzte auf, seine Augen stier auf dem erschossenen Weibe am Boden.

„Deine Frau, du Hund, was?“

Da zuckte er in stumpfem Gleichmut die Achsel:

„Une revanche comme toute autre —“

Nun ließ der erste Offizier sie in zwei Reihen längs der Wagen aufstellen.

Zum Schuß — fertig!

Und zu den Franktireurs: „Tournez vous!“

Legt an — Feuer! Sie sinken. Schwerplumpsend. Schlag auf Schlag. Nur einer noch aufgerichtet. Und da — dort — noch einer. Kopf hoch. Die starren Blicke entgeistert gegen die Wand. Harren. Harren des Todes in wildem Mut. Dem Offizier greift's ans Herz. Soll er —? Los! Blut fordert wieder Blut. Legt an — Feuer!

Und nun Marsch! Den Kürassieren nach. Die Spitze des Zuges setzte sich in Bewegung. Langsam, Lücken waren in seine Linien gerissen.

Feucht wallte der Morgendunst. Der Brandgeruch hing betäubend in der Luft. Weit von den Weiden her brüllten die Kühe. Als ob eine Welt stöhnte.

Stumm schlich der Zug durch den grauensvollen Morgen. Dieses erste furchtbare Zusammentreffen mit dem Feind lag allen auf der Seele. Menschenmord, Leichen. Man gewöhnt sich wahrhaftig nicht leicht daran, ein Menschenschlächter und Mordbrenner zu sein. Verglaste Augen, blutgrinsende Lippen, so liegen sie auf der verödeten Landstraße und starren in den fahlen Morgen.

Aber Willi Merkens sieht nur das eine, und immer nur das eine: Ein Kind mit treuen Augen — und die rauchende Waffe in seiner Hand.

Das ist der schauervolle Schmerz, der ihm auf dem Gemüt lastet.

Ein Glöckchen tinkte wie vom Winde bewegt . . .

Der erste Offizier, der die Führung übernommen hatte, stuzte, sagte zu dem Stabsarzt:

„Fällt Ihnen was auf?“

„Das Gebimmel, ja.“

„Ein eigentümliches Gebimmel, einmal drei Schläge, dann zweie. Passen Sie auf, ich lasse Halt machen, dann ändert sich der Glockenschlag.“

Abteilung — Halt! Gewehr ab!

Eins schlug hart und blank das Glöckchen.

Ein Ordonanzreiter auf Strecke. Aus dem Hufschlag sprangen die Funken. Meldung: Berviers nicht berühren, rechts abshwenken an der Kreuzungsstraße und Fühlung nehmen mit den Truppen, die von Nachen aus über Bleyberg anrücken.

Die Offiziere traten beratend zusammen. Berviers nicht berühren. Zwei Gründe: einesteils ist Berviers ein gefährliches Streiknest, vollgepfropft mit zweifelhaften Elementen, andernteils — Teufel! Geht da drüben wieder die Schießerei los? Der Wind trägt den Schall von rechts herüber, also aus der Richtung der Kreuzungsstraße her. Herr Leutnant, Generalstabskarte! — Abzweigen Richtung Battice. Wenn die Bimmerei hier nur nicht mit der Schießerei dort in Verbindung steht. Jedenfalls Patrouille aussenden nach dem Kirchdorf. Ein Offizier mit zwei Leuten und Merkens, der hier ortskundig ist. Am Kreuzweg vorgeschobene Feldwache auslegen. Patrouille nicht über achthundert Meter über Stellung der Feldwache hinausgehen. Patrouille voraus! Marsch!

Eins, zwei schlug hart und blank das Glöckchen.

Ein weit in die Flur verstreutes Dorf. Raum zwei Häuser zusammen. Die Kirche aus rotem Backstein auf einer Anhöhe.

Sechs Mann in Abständen um die Kirche als Wache. Zwei Mann zum Pfarrhaus, Schlüssel zum

Turm fordern. Das Pfarrhaus etwa fünfzig Schritte weit unter einem knorrigen, breitästigen Kastanienbaum. Niemand dort, als die Haushälterin. Der Curé sei auf einem Bersehgang. Die Schlüssel zum Turm nicht im Pfarrhaus, der Küster habe sie.

Trotzdem wurde das Pfarrhaus durchsucht. Kein Priester dort. In der Küsterwohnung nur Kinder. Père sei im Wirtshaus, bon ami.

Nu krabbel mir Küster und Pfaff den Buckel rauf. Turmtüre einschlagen! Bimbimbim tintte das Glöckchen.

Die schweren Stiefel klatschten auf die Steinfliesen des Kirchenschiffs. Süßlicher Weihrauchduft. Geschmückte Altäre. Bumm! Krach! gegen die Turmtüre. Die steile Wendeltreppe hinauf. Links eine offene Türe zur Empore, wo die Orgel stand. Rechts eine niedere verschlossene Pforte in die Turmmauer. Bumm! Krach! Eine Leitertreppe in das Turmgebälk hinauf. Nur durch die schmalen Luken Tageslicht. Spinnweb hing in Fäden. An der Mauer tropfte es herab. Droben im Gerüst die drei Glocken.

Willi Merkens als erster hoch auf der Leitertreppe. Die andern hinter ihm. Er spähte in das Gebälk. Still, unbewegt, monumental hingen die Glocken. Oder bewegt sich da — jawohl, im Glockenmantel des Besperglöckchens in leiser Bewegung der Klöpfel, schwankt.

Die Treppe endet im Glockengerüst. Willi Merkens schwang sich auf den Balken hinauf. Die andern spähend, die Gewehre schußbereit.

„Quelqu'un là?“

Der Schall der Stimme hallte singend in den Glocken wider. Aufgeschreckte Dohlen stoben schreiend davon.

Nun versuchte Willi Merkens sich um den Glockenmantel zu drängen — da krachte es hinter der dritten Glocke los, sprang gegen den Mantel der ersten, prallte ab und in die Mauer. Ein knarrendes Klingeln im Metall, häßlich, mißtönend, ein dumpfes Echo im Turm.

Die Soldaten sprangen in das Gebälk, mit einem Satz gleich drei Mann. Die Balken knarrten. Wo steckt der Schuft? Die Hölle hat ihn eingeschluckt. — Sah . . . was zappelt da? In der Glocke drin zwei strampelnde Beine. Der Kerl hält sich am Klöppel fest, zieht sich in den Glockenmantel hinauf. Sah . . . ein flatternder Schwarzroß. Der Priester —? Oui, oui, oui er sei der Curé, er habe hier, da der Küster zum Militär berufen sei, einen Toten im Dorf angeläutet.

„Den Toten, den Sie anläuten, haben Sie sich wohl erst abschießen wollen!“ zürnte Willi Merkens los, riß ihm den breittrempigen Hut ab. Wo die Tonjur? In dem dichten Haar nicht die kreisrund ausrasierte Stelle für die Salbung. Ein Franktireur, der sich in den Talar des Curé gesteckt hat. Der Küster? Runter mit dem Mann, an die Mauer und — er ist erledigt.

Als sie aus dem Turm traten, kam der Curé vom Versehgang zurück, im blühweißen Röckle, den goldenen Kelch in der erhobenen Hand, den Kopf gesenkt. Hinter ihm ein Bauer mit der Ampel.

Willi Merkens trat salutierend heran.

„Monsieur le Curé, wir sind genötigt durch das

Dorf zu ziehen. Können Sie verhindern, daß geschossen wird?“

Der Curé hob das Gesicht, erwachend aus den Verzückungen anbetender Versunkenheit.

„Ich will den deutschen Soldaten vorangehen, nehmen Sie mich als Geißel mit.“

Man brachte ihn zu der Sanitätskompagnie. Vor dem Kompagnieführer sollte er hergehen.

Da sagte er noch, indem er den Kelch hob:

„Für das katholische Volk ist der Kelch das Gefäß der Gottheit. Ich ziehe Ihnen unbesorgt voran. Es wird sich kein Judas finden, der seinen Herrn und Meister verrät.“

Er setzte sich an die Spitze des Zuges und schritt voran mit erhobenem goldenem Kelche, mit gesenktem Kopfe, versunken in die hehre Vision dieses Wunders. Das weiße Röckle flatterte im Wind. Der Bauer mit der Ampel hinterher, ließ, wie er auf dem Versetzungszug zutun hatte, sein Schellchen klingen. Und wo sie da und dort zwischen den Häusern auftauchten, sanken sie in die Kniee, bekreuzigten sich, starrten bleich und verstört dem Zuge nach.

Vor einem Holzlager stand eine Gruppe und lachte. Ein Ruf:

„Nehmt ihn nur mit, den Curé, dann sind wir ihn los!“

Und Trab und Marsch und mit Räderrollen die Höhenstraße rechts auf Battice zu. Lauter und näher das Schießen.

„Herr Oberleutnant, sehen Sie den Dampf?“

„Nee, Qualm.“

„Das funkt sogar.“

„Qualm, mein Vewer, chemisch vereidigter Qualm. Die Häuser brennen. Kennen Sie ne richtig gehende Flamme vom Laternenpfahl unterscheiden? Na, dann sehen Sie mal hin — feines Feuerchen, was? Das ganze Battice scheint zusammengeschoffen zu sein.“

Halt! Stehen! — Von der walldigen Böschung herunter gleitet etwas — ein Mensch? Ein Vieh? Donnerwetter! Ein leibhaftiger Feldgrauer. Menschenskind, markierste Saufwerkann?

Mit Hallo sprangen die Soldaten ihn an.

Nanu, der Kerl schweiß! An der Hand verwundet, Finger zerschmettert. — Melde gehorsamst: in Battice sind wir freundlich empfangen worden, jekwunken mit weißen Tüchern und nachher beschossen. Zehn Mann von uns verwundet, drei tot. —

Nanu! natürlich Söcher Jonge. Der dritte Mann ein Nachener. Holla der Pitt Lamperk!

Nu jehäfte kapott, wenn dat net der junge Herr von Merkens und Söhne, von s e i n e Firma, eh! Dag, Herr Willi! Joe, joe, ich ben der Pitt von die Artillerie; auf dem Munitionskasten jeseffen, onschuldig wie'n neujeborenet Kenk, und erunnerjeschossen worden, Jemeinheit, wat, Herr Willi? Nu, mir hanse jekt einjepfeffert, een ganze Ladung deutscher Hülisfrüchte. Die Frauen und Kenger ham mr in die Kirche jerettet. — Heda, Artillerist Lamperk! — Zu B'fehl, Herr Kompagnieführer! — Ob man durch das brennende Dorf hindurch kann? — Nee, zu B'fehl, die Artillerie funkt noch hinein. Eene Bande von zweihundert Franktireurs zieht sich auf die Stadt Herve zurück.

Nun denn, irgendwo lagern. Aber hier nicht ratsam. Die walddige Böschung hier linksseitig wär 'ne



gute Deckung für die Heftenschützen. Darum weiter vorrücken. — Ei, der Deichsel! In dem Gebüsch wird's lebendig. Achtung! Ein Kopf im Gebüsch, eine Feldmütze — hie deutsch! Ein Verwundeter, noch einer, sie winken. Droben im Gestrüpp ein ganzes Verwundetennest. Sie hatten sich aus dem Feuer gerettet. Auf Bieren davongetrochen. Fort aus dem mörderischen Aufruhr, um nicht unversehens von der eigenen Batterie überritten zu werden.

Sie hatten alle Arm- oder Beinschüsse. Einer von einer zusammenstürzenden Mauer getroffen, Rippenbrüche. Nun lagen sie da hilflos, lechzend vor Durst, blutüberströmt.

Man schaffte sie von der Böschung herunter. Notverband, und dann schleunigst aus dem Hinterhalt heraus.

Um nicht in das Feuer des feindlichen Dorfes zu kommen, mußte man wieder zurück. Oder war da ein Umgehungsweg?

Auf der Fahrstraße das mit Leinwanddach überspannte Kärstchen eines Lumpensammlers. Vor einer Stunde vielleicht noch sein hingefungener Ruf in den Dörfern: Cliquottes!

Halt, Lumpenmännchen! Ob er einen Weg wisse, der das brennende Dorf nicht berührt? — Ah, ja, ja, mon capitaine, er weiß einen, ganz zu Diensten, mon capitaine, er weiß sogar zwei Wege, mon capitaine. Bückt und beugt sich, zerknüllt de- und wehmütig den Filzhut in den schmierigen Händen. — Er weiß einen Feldweg, der gut, sehr gut fahrbar ist, in einem Umweg zurück auf das Dorf Thimister zu, und von dort wieder auf die Landstraße nach Battice, oder an Battice vorbei, oder —

Nun denn, Lumpenmännchen, mit der Zigeunerkarrosse voran. Ah tonnerre! Ah sapristi! Vor den Gewehren her? Die Gebeine schlotterten ihm.

Langten an bei Thimier auf der Höhe, wo an der Mündung zweier Landstraßen das Kreuz ragte. Auch dort herüber knallte es. Das Heulen der Granaten. An einigen wenigen Häusern das Dach in Brand.

„Wenn doch die Leute Vernunft annehmen wollten!“ sagte der Stabsarzt. „Sie schaufeln sich selbst ihr Grab.“ Eine Ordonnanz wurde nach Thimister entsandt, ob Verwundete einzuholen seien. Meldung zurück: Ein Halbzug schleunigst auf Thimister zukommen!

Die übrigen zogen linksam die Straße weiter in der Richtung Battice zu.

Der Halbzug, dem auch Willi Merkens zugehörte, auf Thimister zu. An einem alleinstehenden Hause mit tiefhängendem Dache bemerkten sie einen Aufmarsch von Militär. Ein Bortrupp Artillerie.

„Hier wurde hinterm Haus geschossen!“ rief ein Soldat. Ein Offizier sprengte an. Haus durchsuchen. Ein Altmütterchen allein im Haus. Es nickte und faute seine Worte heraus, nein, nein, nein, nix geschossen, ein Autoreifen sei geplakt. — Na was! Hinterm Haus nur ein Dunghaufen, auf dem Mist plakt kein Autoreifen. Die aufgeregten Soldaten richteten das Maschinengewehr gegen das Haus.

„Erst die alte Mutter raus!“ dröhnte die Stimme des Offiziers. Willi Merkens sprang in die Hütte, führte Altmütterchen am Arm heraus. Ihre Kinnbacken kauten noch in Angst und Erregung. Ihre knöchigen Finger krampften sich an den jungen Krieger fest.

„Was hat er gesagt, Ihr Offizier, hä, was, hat er gesagt?“

„Die alte Mutter raus!“ Und übersekte ihr das.

Sie nickte befriedigt, sie lächelte, sie kaute und wulste die welken Lippen, versuchte die Worte nachzusprechen.

„Die alt Mutter raus . . . die alt Mutter raus . . .“ nickte, nickte. Zwei Häuser weiter nahm man sie auf. Da winkte sie mit dem knöchernen Arm ins Haus hinein:

„Anne Djosef! Die alt Mutter raus, hat er gesagt, Anne Djosef, um der Liebe Gottes willen, trag ihm einen Becher Kaffee hinaus. Der einzige Prus-sien, der in den Himmel kommt.“

Und hocte sich ans Fenster und sah das Dach über ihrem Häuschen brennen.

„Anne Djosef . . .“ hauchte sie ins Zimmer zurück, „ich will's euch wahrhaftig nicht nachtragen, aber wenn dein Mann nicht hinter meinem Häuschen geschossen hätt — . . .“

Da stürzte ihr Häuschen zusammen.

Und stahl- und eisenklingend ritt und rollte es nun heran. Gewehr im Arm durch die engen Sträßchen, schöne, kühne Kriegergestalten. Bahn frei für Deutschlands Heer!

Ein hügeliges, schluchtenreiches Land. Bergauf und -ab führten die Landstraßen. Gute, festgesteinte Heerstraßen.

In Friedenszeiten weideten am Wegrand die Rühe oder angepflöckte schwarze, feiste Hammel. Und nur Weiden und Hecken, die wiesengrüne Monotonie bis in die fernste Linie des Horizonts hinein.

Wieder bergab und vereinzelte Häuser in Sicht.

Die Bremsen der Räder knirschten. Ein Nonnenkloster im Tal. In den weiten Gärten die ragenden weißen Leiber der Heiligenstatuen. Mit ausgebreiteten Armen und wallendem Mantel der segnende Heiland.

Und die Anhöhe hinauf das kleine Dorf Minrie. Droben, die weißgetünchten Häuser überragend, die Kirche in einer laubdichten Baumgruppe.

Aus dem Klostertore der ‚Ferme‘ sprang kläffend ein Hündchen, hergeweht wie ein Federbusch.

„Bobby!“ rief eine jagende Stimme aus dem niedern Bau der ‚Ferme‘. Und aus dem Halbdunkel des Hausflurs der weiße flatternde Schleier der Küchenschwester. Scheu, verängstigt — und huschte zurück.

Da die ausgesandte Patrouille noch immer keine freie Passage durch Battice meldete, gab der erste Offizier als Kompagnieführer den Befehl zu rasten.

Brotbeutel her und ausgekrant, was da im letzten deutschen Quartier hineingestopft worden war. Lagereten auf der untermauerten Brücke, die über einen kleinen Bach führte. Eine Straßenpumpe stand da. Die Leute dürstete. Man winkte einer Frau aus dem Hause, sie soll zuerst von dem Wasser trinken. Sie brachte einen Krug Milch. Mißtrauisch winkten die Soldaten ab. Da trank sie davon, und die Leute nahmen. Auch ging der Pumpenschwengel, und die Mannschaft lagerte daneben, schnitt ihr Brot, trank aus der Pumpe, aus den Milchkrügen. Dann kam's züchtig aus dem Kloster herauf, glattgescheitelte Arbeitsmädchen brachten einen Kessel dampfenden Kaffees.

Und in der Kirche drinnen der schwarze Chor der Nonnen auf den Knieen: Herr, erbarme dich der armen Welt . . .!

Leutnant Sand trat ans Klostertor, schrieb mit Kreide daran:

„Hier wohnen gute Menschen. Wir bitten, sie zu schonen.“

Erblickte in dem an die Kapelle angebauten Häuschen die Schwester Pförtnerin, grüßte zu ihr hinüber. An ihrem Gürtel hing die schwere Kette des Rosenkranzes, den sie in den Fingern krampfend hielt. Der Leutnant fragte:

„Ma soeur, um was beten Sie jetzt?“

„. . . daß der Wille Gottes geschehe . . .“ Senkte den Kopf und trat in die Pförtnerstube zurück.

Da traf die Meldung ein, daß die Franktireurs sich auf das Städtchen Herve zurückgezogen haben. Gleichzeitig sausten Autos die Anhöhe herab, die Verwundete mit nach Aachen zurücknehmen sollten. Sie waren teilweise stark beschädigt. Ein Auto durch eine einstürzende brennende Wand zerstört, der Fahrer tot.

Pütz kam mit versengtem Haar und Rock davon. Pütz hat Herrn Robert gesehen.

„Er eß als schon weit bis Lütt erav. Leive Jott, Herr Willi, da geht schon alles schapp en jüüß, eene Festung wie et Siebenjebirge, — macht nüs! Wenn dat nu so anfängt aus onse Jerichofanonnen zu blenke und zu fönkele und zu bleße, Herr du mein Jott, Herr Willi, was meinense, wat dann jeschieht? — Dann jeschieht ne dütsche Tanzmusik!“

„Mit Kruppschen Brummbässen, was Pütz? — Hören Sie, Pütz — sagen Sie der Mama, daß sie Ihnen aus meiner Schreibtischschublade links unten die Mappe mitgeben soll. Hier der Schlüssel.“

Weiß der Teufel! Nun tat er's doch. Und hatte

sich zugeschworen, das Zeug zu verbrennen, nicht mehr anzurühren, nicht mehr Erinnerungen zu wecken.

Und dann kam das über ihn — plötzlich — und wild und heftig — als er die Offiziere in die Brusttasche greifen sah — manchmal nach kaum entronnener Gefahr — und starrten auf ein Bild, in lächelnde Kindergesichter, in die schmerzvollen Augen einer Frau . . .

Herrgott ja, dann schüttelte ihn das wilde Sehnen, dann überfiel ihn die Traurigkeit wie eine Krankheit. Na ja, also er will ihr Bild wieder bei sich tragen, er will ihre Briefe lesen in dieser Umgebung von Blut, Not und Tod, seine gehezte Seele, seine vom Jammer dieser Schreckensbilder getrübbten Blicke ausruhen lassen auf den lieben Zeugen seiner schönsten Lebensidylle.

Kurz vor Battice wurden sie beordert: Die Sanitäter unverzüglich auf Lüttich zurücken, dort hinter der Front Verbandsplatz einrichten, vor Wisé Hauptverbandsplatz, benachbarte Orte für Hospitäler mit Beschlag belegen.

Unweit des Dorfes hielt das Krankenauto mit der Fahne des roten Kreuzes. Arzt und Krankenschwester aus Aachen mit Verwundeten beschäftigt. Aber nun hörte man, daß auch Herve beschossen werden müsse. Borausichtlich auch dort Verwundete von beiden Seiten. Also bat der Arzt um Hilfe aus der Sanitätskompagnie. Teilung der Sanitätsformation nicht angängig. Krankensammelpunkt erst weiter auf Marsch, aber den Merkens kann man als Aushilfe mitgeben. Wer der Herren Assistenzärzte will mit? Herr Merkens? Sehr angenehm, da Sie nun mal hier bekannt sind. Order: bleiben, solange nötig, dann der Kompagnie nachrücken.

Die Straße herauf ein Wagen des K. F. A. C. Schnarrsignal. Bahn frei! Eile, jagende Eile. Hallo! Arzt mitnehmen. Von Herve her das nervenerregende Tücktäck . . . Das Auto fuhr in den Zug des Trains ein. Halt! Straße gesperrt.

Quer durchs Feld ein seltsamer Trupp, weiße flatternde Talare, schwarze Stapuliere darüber. Zwei Cisterziensermönche mit einer von Bauern geschleppten Tragbahre. Ein verwundeter Belgier darauf. Am Arm des Mönches ein mühsam sich fortbewegender Feldgrauer.

Da war Willi Merkens schon aus dem Auto. Ein orientierender Blick. Rechts drüben weit hinter den Hügeln die alte Abtei Gottestal. Wenn man die mit Verwundeten belegen konnte. — Die Mönche schienen ja ihre Barmherzigkeit über Gerechte und Ungerechte walten zu lassen.

Ein Herr trat zu Willi, stellte sich als belgischer Arzt aus Herve vor. Er hatte seine Verbandsmappe mit Besteck unterm Arm.

„Wenn es Ihnen recht ist, lege ich hier die ersten Verbände an, und Sie treffen in der Abtei Anordnungen,“ sagte der Arzt.

„Abgemacht.“

Quer durch bergiges Gelände, über schroffe Felsen, durch Waldgestrüpp fand Willi Merkens den Weg zur Abtei Gottestal. In majestätischer Einsamkeit vor der Welt versteckt. Jahrhundertmauern. Ehrfürchtige Stille. Ein Kaffeehaus für Wallfahrer nebenan. Sie wallfahren zu den Beichtstühlen dieser berühmten Seelsorger.

Ein einziger Deutscher unter der Schar der Mönche.

Vater Sylvian. Er begrüßte den jungen Arzt im Namen des Superiors, erklärte seine Bereitwilligkeit, die Verwundeten, ob Freund oder Feind, aufzunehmen. Die ersten Leichtverwundeten seien schon untergebracht.

Er hatte Willi Mertens unter dem massiven Torbogen empfangen, jetzt ging er ihnen voran durch den Klosterhof, durch die breiten, alten Korridore, die wie Kellerwölbungen sind, und gelangte an eine niedere Pforte in der tiefen Mauer.

Hier gebieten die Gesetze des Klosters dem Laien Halt. Die Pforte führt zu den Kreuzgängen des Klosters. Wandelgänge der Mönche. Auf massigen Steinpfeilern die hochgeschwungenen Bogen. Kahle Wände. In langer Reihe daran die dunklen Gemälde der Äbte. Ein Sonnenstrahl glitt herein in die dumpfe Kühle.

Auf den Fliesen eine Strohspreite. Vorläufig hingebettet einige leichter Verwundete. Einer halbaufgerichtet, hob den Arm hoch, rief froh überrascht herüber:

„Hier Pitt Lamperz! Melde mir zur Stelle, Herr Willi. Noch net kapott geschossen, nur en besche die Näs anjeräuchert.“

Stieg über die Liegenden hinüber zu dem Herrn Willi. Er hatte einen Verbandstreifen durchs Gesicht über die Nase hin.

„Sonst noch was angeschossen, Pitt?“

„Nee, absolüumang nix, nur das Loch durch die Näs. Wo also angere Leut zwei Löcher han, han ich jetzt drei.“

Lachte gemächlich, nahm ein paar Zigarren vom Herrn Willi an und legte sich wieder hin.



Ein Stöhnen aus der Reihe der Liegenden, ein Hauch:

„Ich ben auch von Doche.“

Ei, was war das? Das geübte Ohr des Arztes hörte das leise Röcheln in dem Atem.

„Ihr seid von Doche?“ fragte er teilnehmend zu ihm niedergebeugt.

„Joe, joe, aus Forst bei Aachen. Der Willem Kopenen, der in der Eisenhütte arweit. Ich ben seit Montag von minge Frau und minge Kengerchen fut . . .“ Seine Stimme schnappte um, er schluckte, er würgte: „Dat Lennche . . .“

„Zeigen Sie mal her — wo sikt der Schuß?“

„Sie am Knie — aber ich laß gleich eene Schrei av und fall pamp dernier wie dud . . . und ich han lang ohne Besinnung gelege . . . und ich kann nu net mehr piep sage . . .“

„Atmen — lang atmen!“

„Ich kann net — eksüs.“

Vater Sylvian half den Mann auskleiden. Na ja, da haben wir's, Schuß im Rücken, Lungenschuß, die Haut durch den Schuß glatt getrennt, ein feiner Schlitiz in der Haut.

„Eine böse Sache,“ raunte Willi Merfens dem Vater zu.

Wolldecken her und den Mann einwickeln. Liegen lassen, er soll sich nicht bewegen. Und, Pitt Lamperg, keine Späße machen, den Mann nicht zum Lachen reizen.

„Arme Keäl,“ dachte Pitt, „steht's esu um dich?“

Und wieder der Hauch: „Dat Lennche . . .“ Et! Nicht sprechen! Ruhe!

Da schloß Noppeney die Augen, fiel in leichten Schlaf, flüsterte noch: „Dat Lennche . . .“

„Wat der nur mit das Lennche will!“ brummte Pitt, legte die Zigarre auf die Fenstermauer und rauchte nicht mehr.

Pater Sylvian erbot sich zur Nachtwache. Die Sonne verlosch jäh wie ausgedrehtes Auerlicht. Die Jahrhundertbäume um die Abtei warfen ihre Abend-schatten in die hohe Wölbung des Kreuzganges.

Weit in der Tiefe des Kreuzganges, wo die Türe in die Klausur der Mönche führte, gleißte ein schwaches Laternenlicht in das Duster und über die bleichen Gesichter der Verwundeten hin.

Lagen da friedlich neben einander, der Frank-tireur, der vielleicht dem Willem Noppeney die Kugel meuchlings in den Rücken gejagt hatte. Der Friedensengel des Schmerzes vereinte sie.

Und da war's, als wehten leise inbrünstige Stimmen durch den heiligen Dämmer der Klostersnacht: Warum sind wir einander feind? Ich kannte dich nicht, du kanntest mich nicht. Und wir haben uns gehaßt und vernichtet. Warum, o warum . . . ?

In dem dumpfen Schweigen hoßt der Pater Sylvian, die Perlen seines Rosenkranzes gleiten durch seine Finger: Herr, erbarme dich ihrer . . .

Droben im Kapitelsaal hatte man Willi Mertens den Tisch gedeckt. Braten aus dem Klosterhühnerhof und Wein aus der Kellerei. Ein Hallensaal, in dessen kirchenhoher Raumweite der einsam speisende Mensch fast verschwand. Wuchtige Säulen mit breitausladenden Kapitälern, in kühnen Kreuzungen die Steinbogen bis zur Decke hinauf. Längs den Wänden hinlaufend

die eichenen Chorstühle. Und Bild an Bild die Leidensstationen des Heilandes.

Von der Gaslampe an der Wand her ein Scheinchen über den Tisch hin. Und sonst überall das weite, lauernde Dunkel. Ein Gemurmeln wie von betenden Männerstimmen, ein ganzer Chor. Ein dumpfes Gewoge. Die Käuzchen schriegen gell im Turm.

Willi Merkens fühlte es über seinem Rücken hinrinnen, ein Frösteln des Grauens. Er dachte ans Daheim, er sah die schimmernde Traulichkeit des Wohnzimmers, er sah das stille, ernste, leidtragende Gesicht seiner Mutter, die breite, gefurchte Stirne seines Vaters. — Schreckte auf. Horch! Man pochte gegen das Tor. Stimmen und Schritte. Man hörte den belgischen Arzt über den Klosterhof rufen. Neue Verwundete, ein größerer Transport.

Das Mundtuch hinwerfend, eilte Willi Merkens die schwungvoll geschnitzte altertümliche Treppe hinunter, kam in den Gang, traf schon auf Pater Sylvian, der ihn zu dem belgischen Arzt beschied. Schwerverwundete, viele mit Bauchwunden, sofortige Operation.

Man hatte schnell einige Betten aus leeren Zellen aufgeschlagen. Willi Merkens richtete den Operationstisch her.

Der Belgier stand schon in Hemdärmeln, desinfizierte sich mit Alkohol, das Operationsfeld mit Jodtinktur.

Ein Artillerist, der sein kräftiges Gebiß in die Lippen einbohrte, um keinen Schmerzenslaut von sich zu geben.

Der Belgier nahm sein Besteck aus dem Etui, begann die Wunde zu untersuchen. Willi ihm zur Hand.

„Voyez-vous? Glatter Lochschuß. Das Gewebe durchschlagen, nicht zerrissen. Triumph unserer modernen kleinkalibrigen Geschosse, nicht wahr?“

Er tupfte den trockenen Blutschorf ab, der die Wundöffnung verklebt hatte und keine Infektionsstoffe von außen einließ.

Sie arbeiteten beide bis in die Nacht hinein. Ein Verwundeter nach dem andern ging durch Hände. Freund und Feind. Stöhnende, Fluchende, Geduldige, ja Lächelnde. Und alle dankbar, und alle hilflos, heimwehfranke Kinder, die Bärtigen und die Jungen.

Vater Sylvian trat hinter Willi Merkens, tippte ihn an die Schulter.

„Wenn Sie abkommen können, möchten Sie zu Noppenen gehen, er wünscht Sie dringend.“

„Ist's schlimmer mit ihm?“

„Nicht schlimmer, als es leider schon ist.“

„Ich werde kommen.“

Dann gab's noch Wunden zu vernähen. Zuletzt eine an den Schläfen.

Immer tiefer sank die Nacht.

Wieder jemand hinter ihm. Ein Klosterbruder.

„Noppenen läßt Sie rufen.“

Da war es schon nach Mitternacht, als Willi Merkens nach dem Kreuzgang hinüberging. Der Mann wolle an seine Familie geschrieben haben, aber von keinem andern wolle er das besorgen lassen, als durch Herrn Merkens aus Aachen.

Sie traten durch die Pforte in den Dämmer. Es raschelte im Stroh.

Eine Gestalt hauchte in der tiefen Fensternische. In einen weiten Mantel gehüllt. Eine Frau.

„Wer ist die Dame, Bruder?“

„Baronesse Urviel, die wohlthätigste Dame des Landesadels. Sie hat bei Cardinal Mercier großen Einfluß. Sie kommt uns jetzt wie von Gott gesandt, um uns die Verwundeten pflegen zu helfen.“

Als die Baronesse den schlanken, hochgewachsenen Feldgrauen vorüberkommen, militärisch grüßen sah, erhob sie das Gesicht — eine leichte Verneigung und versank wieder in ihre mystische Stille.

Der Bruder blieb bei ihr stehen, denn sie fragte ihn flüsternd etwas. Ein Frauengesicht wie eine Gemme aus Marmor. Man konnte nicht unterscheiden, wie jung sie noch, wie alt sie schon war. Aber wenn sie in vornehm überlegener Liebenswürdigkeit sprach, fühlte man, wie schwärmerisch sie in die mystische Romantik dieser Stunde versank.

Ihr Blick unauffällig aber unverwandt nach dem jungen Krieger hinüber, dessen Schatten über den mühsam Sprechenden Verwundeten hinfiel.

„Herr Merkens — grad heraus: wie steht es um mich? . . . Ich muß dat nu wissen, ich muß doch minge Frau . . . noch eene Gruß . . . net wohr, Sie sagen mich dat jetzt . . . uff Ehr und Gewissen und so, als ob onse Herrgott jetzt neben uns ständ . . . ich muß doch minge Frau . . .“

„Versteht sich, Noppeney, versteht sich,“ sagte er mit seiner frischen Stimme, die schon kräftigend wirkte, „ein deutscher Soldat muß auch sterben können, ohne mit der Wimper zu zucken. Aber er stirbt noch nicht, der Noppeney, wenn er sich nur ruhig verhält. Trotzdem — wenn Ihr Curer Frau ein paar Worte schreiben wollt — das könnt Ihr ja immerhin, Noppeney.“

Die verschatteten Blicke des Mannes standen auf ihm fest. Die forschenden Augen auf dem jungen Arzt, hauchte er:

„Dann sind Sie so gut und schreiben, was ich Ihnen jetzt sage.“

Willi Mertens legte seine Briefftasche aufs Knie, Notizblock heraus — so, und nun kann's losgehen. Also zunächst mal: Liebe Frau . . .

„Ja, schreiben Sie: Liebe Frau.“ Hielt einen Augenblick nachsinnend inne, sagte wieder: „Liebe Frau . . . ich liege hier in einem schönen großen Kloster und mein Arzt ist ein Söher Jung, das wird Dich sehr freuen . . . Ich hab tüchtig eins weg, in die Lunge, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, denn das fühlt man besser, als die Doktern einem sagen wollen. Aber ich hab meine Pflicht getan und hab mein heißgeliebtes Vaterland retten wollen, darum sterbe ich gern, wenn es sein muß. Liebe Frau, wenn ich nur wüßte, daß Ihr all versorgt seid. Daran denk ich nur immer . . . Liebe Frau, unser kleines Vennche hätt ich doch noch gern mal wiedergesehen. Sind seine Härchen noch gewachsen? Und der Schäng . . . ist's mit dem Keuchhusten soweit besser, daß er wieder zur Schule kann? Grüß mir die Freunde, den Jakob, auch den Konzen, ob'schon wir noch Streit gehabt haben, ehe ich ging, aber ich verzeihe jetzt alles, und er soll auch mir verzeihen . . . Liebe Frau, wenn man Dir diesen Brief bringt, haben sie mich irgendwo in ein Massengrab gelegt, dann sei nicht zu traurig, sondern sorge für die Kinder. Dann will ich Dir bis in den Tod hinein dankbar sein — Gruß Dein Mann, Willem Noppenen . . .“ Hob mit einem energischen

Ruf die Hand. „Und schreiben Sie noch drunter: Mit Gott für König und Vaterland.“ Legte sich befriedigt zurück, langte nach dem Brief, steckte ihn zu sich. „Und wenn mir nu wat passiert, Herr Merkens, dann sind Se so gut und besorgen den Brief, net wohr?“

Da raschelten hinter dem jungen Arzt Frauenkleider. Die Baronesse stand neben dem Verwundeten, beugte sich über ihn. Streute ihre warmgütigen Worte wie Blumen über ihn. Er verstand sie nicht, er ließ das Gezwitscher der fremden Sprache über sich rinnen, starrte sie an und beglückte sich an ihrem Lächeln.

„Wollen Sie mir helfen, daß wir uns verstehen?“ wandte sie sich an den jungen Arzt. Willi Merkens erklärte sich bereit, den Dolmetscher zu spielen.

Und den Mantel um sich schließend, wieder über den Verwundeten gebeugt:

„Vous etes catholique? Ah, ja nicht wahr?“ Sie nestelte unter ihrem Mantel ein Stapulier heraus, legte es ihm um den Hals. Ein Talisman. Nun wird er ruhig und selig sterben können. Erzählte ihm vom schönen Himmel, erzählte es in kindhaft inbrünstiger Freude.

Willi Merkens stand daneben, er übersehte nicht mehr, er ließ sie reden. Und der Mann schien zu verstehen, er verstand ihre verklärten Augen, ihre warmen, beschwörenden Händedrücke, ihre wunderbar reine Seele. Eine temperamentvolle Gottesliebe.

Ja, das sind sie, die frommen belgischen Damen, die Apostel mit den klingenden Namen. Wie Weihrauch flutet's um sie, webt ihn in eine Mystik ein, die deutscher Art fern liegt. Aber er kennt sie . . .

er kennt sie . . . wie fernes Klingen, das uns traurig macht.

Die Türe rasselte auf. Die Brüder brachten noch zwei Verwundete, die in der Gegend herumirrten. Der eine sank auf das Stroh hin und schluchzte laut los.

Die Baronesse bei ihm. Das Blut tropfte von seinem Bein herab, die Hose angeklebt.

Willi Merkens schnitt ihm die Hose auf, untersuchte ihn eingehend. Keine weitere Verletzung.

„Der Mann hat nur eine Fleischwunde, aber seine Nerven scheinen kaputt. Die Erschütterungen des Kampfes und so weiter.“

Die Baronesse brachte Wasser, um die Wunde auszuspülen. Die Hand des Arztes wehrte ab. Kein Wasser! Wunden werden nur mehr trocken behandelt. Trockenheit wirkt antiseptisch. — Aber Baronesse half, wo sie konnte, macht sich nützlich, wo sie konnte, war ganz Güte, ganz Hingebung, warf ihre lechzende Seele, die an den Freuden der Welt nicht mehr satt werden konnte, auf den Altar der Menschenliebe.

„Sie haben einen sehr guten französischen Akzent,“ sagte sie ihm, „très bien, fort bien. Aber nicht pariserisch. Eher schon ein belgisches Französisch. In Frankreich verhöhnt man uns sehr unsere belgische Art.“

„Aber doch ist man Bundesgenosse,“ sagte er fast schroff heraus.

„Ah, jawohl! mon coeur pour la France.“ Bemerkte, wie sein Gesicht sich verdüsterte, lenkte ab. „Übrigens hat man in Deutschland auch immer eine große Vorliebe für das Französische gehabt, nicht wahr? Ihr



liebt doch die Franzosen, ihr Deutsche, nicht wahr? Ihr seid stolz, die Sprache der Franzosen zu sprechen. Und ihr habt auch gern unsere Art, nicht wahr? Ich entfinne mich —“

Er winkte ihr, trat mit ihr in die Pfeilernischen, das Gespräch störte die Schlafenden.

Sie zog den seidengefütterten Mantel fest um ihre Schulter, erzählte in der Verschattung der hochgewölbten Nische wie das da war, als sie sich ein paar Besuchswochen in einer Fremdenpension Deutschlands aufhielt. Es war da noch eine Französin und eine Engländerin. Die deutschen Damen hielten rührend peinlich darauf, die Engländerin ‚Miß‘ und die Französin ‚Mademoiselle‘ anzureden. Sie hatten große Freude, das zu tun, sie schienen stolz zu sein, eine Miß und eine Mademoiselle unter sich zu haben.

„Das amüsierte uns sehr, sehr. Wir kennen das nicht, ob Miß oder Fräulein oder Signora — wir machen daraus eine Mademoiselle.“

„Ganz recht,“ sagte Willi in starrer Ruhe, „es mußte ein Krieg kommen, um uns dieses vergeudete Entgegenkommen abzugewöhnen.“

Verneigte sich, Hand an die Mühe, und durch die Pforte davon.

Fahl kroch der Morgen in den Klosterhof. Bleischwer überfiel Willi die Müdigkeit, der Schlaf. Ein paar Stunden hinstrecken, und dann losziehen, der Kompagnie nach. — Sprach dort jemand im Klosterhof? Ein Feldgrauer mit Vater Sylvian, ein Offizier. Die Stimme scheint ihm doch — Herrgott, Robert!

Woher, wohin? Jung! Bruder! Na, die Freude!

Robert war sehr eilig.

„Mein Divisionskommandeur hält da mit seinem Stab auf der Höhe. Ich soll hier für die Herren für einige Stunden Quartier machen. Beratung, vor Lüttich hat's schon heftig eingesetzt, Junge. Die Vorhut hat schweren Stand. Ich muß jetzt zum Stab zurück. Gleich treffen wir uns doch noch, was?“

„Ich warte im Kapitelsaal.“

Im Kapitelsaal brannte noch die einsame Gasflamme. Die Fensterläden fest verschlossen. Er öffnete einen der schweren Holzläden. Ein Schimmer des Morgenlichtes floß herein.

Draußen im schläfrigen Erwachen des Tages die grünleuchtende Flur. Auf einer Höhenlinie hielt der Divisionsstab. Reiter und Rosse in scharfen Umrissen im Nebelmorgen. Der Kommandeur beschrieb mit seinem Degen die Richtung, die man zu nehmen hatte. Dann kam der ganze Troß auf die Abtei zugeritten.

Willi Merkens stand noch in dem Morgenschein am Fenster, als mit schnellen federnden Schritten Robert eintrat. Nicht mehr das verweichlichte Gesicht, die gepflegten Hände. Von Pulverrauch geschwärzt, Stiefel beschmutzt. Willi lachte.

„So müßtest du Mia über die Teppiche laufen. — Übrigens, hast du noch von ihr gehört?“

„Sie schreibt wunderbar gefaßt. Aber ich denke, die Mama steckt dahinter. — Hör mal, meinst du, daß man hier ein Bad nehmen kann? Oder gibt's das nicht in einem Kloster?“

„Nein, denk mal, das gibt's nur zu Ostern, aber dann gründlich.“

„Dir ist's noch drum, Witze zu machen?“ Er ging

ein paar Schritte durch den Saal. Es hallte bis in die dunklen Ecken hinein. Kam dann schnell zurück, faßte in seinen Rock.

„Du, Willi! Der Pütz hat mir da etwas für dich mitgegeben, eine Taschenmappe. Pütz muß jetzt durchfahren bis in die Feuerlinie und fürchtete, dich nicht mehr zu treffen.“ Er tippte an die Mappe. „Da steckt wohl das Allerheiligste drin, wie? Du bist also noch immer nicht von ihr frei?“ Spazierte weit in den Saal hinein, blieb vor einem Bilde an der Wand stehen, eines der Leidensstationen Christi: Der Kreuzträger mit Schweiß und Blut bedeckt, schleppt sich an der schmähenden Menge vorüber, Veronika, die fromme Frau, reicht ihm das Schweißtuch dar.

Ein Frösteln lief Robert über den Rücken. So war nun das Gesicht der Menschheit! Mit Schweiß und Blut verunstaltet! Er hat in Hunderte dieser blutstarrenden Gesichter gesehen. Die mißhandelte Menschheit folgt den Blutspuren des Kreuzträgers.

Er wandte sich um. Regungslos stand Willi noch in dem heller werdenden Schein am Fenster. Er ging zu ihm, legte ihm den Arm um die Schulter.

„Bruder — ich habe sie gesehn. — Im Garten stand sie, als wir durchzogen, in der Laube unter dem alten Holunderbaum — du weißt ja, halb versteckt. Sie hoffte wohl, dich bei den Truppen zu sehen —“ Hielt inne, sah nach dem Bruder.

Der blickte noch geradeaus, unbeweglich. Und schroff und kurz:

„So —? Meinst du?“

Kein Wort weiter. Da begann Robert noch zu erzählen. Bis jetzt sei in diesem Franktireurnest noch

kein Schuß gefallen, aber man traue der Sache nicht. Der Bürgermeister und der Pastor seien als Geiseln in Haft genommen. Aber die Leute dort — Galgen- gesichter. ‚Teufelsloch‘ hieß das Nest im Soldaten- mund.

Nun wird Robert wirklich mal nach einem Bad fragen, Willi sich eine Stunde aufs Holz werfen und ausruhen.

Die Brüder umarmen sich. Wiedersehen — viel- leicht. Achselzucken. Und noch stummer Händedruck. Ade!

Robert, plötzlich an die Türe gebannt. —

„Hörst du's?“

Kanonendonner vor Lüttich. Die Luft dröhnte.

Aus tiefem Schlafe wachgeschüttelt, sprang Willi Merkens auf. Vater Sylvian stand vor ihm, die blassen Hände ineinandergeschoben in die weiten Kut- tenärmel, sprach den üblichen Gruß.

„Gelobt sei Jesus Christus! — Ich muß Sie leider stören. Soeben kommt eine Dame im Automobil hier an, die Frau eines Hauptmanns, der vor Bißé gefallen ist. Sie will zu seiner Leiche. Aber sie kommt an der Landstraße nicht mehr durch. Und da sie hörte, daß Sie hier wären —“

„Wer ist der gefallene Hauptmann?“

„Hauptmann von Pracht.“

Ohne ein weiteres Wort eilte Willi Merkens hin- unter. Hauptmann von Pracht. Seines Vaters Freund! Ein Mann wie Goliath. ‚Held Willi‘ hört er ihn sagen ‚Held Willi‘.

Unter der Mauerwölbung des Klosters das Auto. Eine kleine untersekte Dame davor, ohne Kopfbe-

deckung, einen Abendmantel um sich geworfen, so wie sie in der Eile davonlief. Berweinte wirre Augen. Ein Nacherer Herr, der sich der Militärverwaltung als Autofahrer zur Verfügung gestellt hatte, sprach auf sie ein.

„Gnädige Frau —“

„Herr Merkens, ich muß zu ihm, ich muß —“

„Ich will tun, was ich kann, gnädige Frau.“

„Die Landstraßen sind voller Truppenzüge, man läßt uns nicht durch,“ sagte der Nacherer.

„Einsteigen! Man muß mich durchlassen. Muß zu meiner Kompagnie zurück.“

Fort sauste das Auto.

Aus den Kreuzgängen heraus trat Baroness Urviel. Und schnell auf Vater Sylvian zu, der noch unter dem Toreingang stand.

„Wo ist die Dame?“

Er wies den Weg hinunter, wo die Staubwolke aufwirbelte.

„War sie sehr, sehr trostlos?“

„Sie sagte: er starb den Heldentod.“

„Mon dieu, wie diese deutschen Frauen sind!“

Sie lauschten. Durch die Lüfte Donnern, Pfeifen, Säusen. Von Dampf und Blut rauchte das blühende belgische Land.

Ein Zucken um die Lippen von Baroness: „Mon coeur pour la France.“

Weit auf der Landstraße die aufstäubende Wolke hinter dem Auto her.

Es traf auf eine Nachhut Besatzungsmannschaften, die das beschossene Herbe unter Beobachtung zu nehmen hatten. Die Wache im Feld unter einem Zelt.

Ein Schwein wurde eingebracht und abgeschlachtet. In einem Heckenweg Soldaten, die eine Koppel herrenlos umherirrender Pferde antrieben. In Herde schwalgte der dicke, schwarze Qualm aus den brennenden Häusern. Hausrat zerstreut auf den Straßen. Soldaten spielten mit einer Weckeruhr Fußball. Scherzworte, Zurufe. Krachend stürzte ein Schornstein ein. Noch eine ragende Wand. Die Tapete schlotterte herab. Ein Bild an der Wand, das Bild der Königin mit den Kindern.

Auto halt! Straßen gesperrt mit Trainwagen. Zelte wurden errichtet. Hämmern, Lärm, Arbeit. Ein Zeltlazarett vor Herde errichtet.

„Wenn die Franktireurs uns nur nicht die Bude zusammenschießen!“ sagte der Lazarettarzt zu Willi Merkens, möchte ihn hier behalten, ihn für sich wegkapern. Kein Arzt zur chirurgischen Beihilfe war zur Stelle, auch kein Verbandszeug mehr.

„Geht nicht,“ winkte Merkens ab, „muß zu meiner Kompagnie zurück.“

Frau Hauptmann in leisem Flehen: „Vorwärts! Vorwärts!“

Es war fast kein Durchkommen. Rechtsseitig der Landstraße zogen die frischen Truppen, linksseitig rasten die Autos ununterbrochen mit Verwundeten zurück nach den Nachener Spitalern. Dazwischen Mannschaften des roten Kreuzes mit Krankentragen, radelnde Jugendwehr, ein Gedränge und Gewühl und Rasseln und Reiten und Wogen.

Und näher und näher das dumpfe Rollen der Geschütze. Nichts Neues vor Lüttich? Beschießung der Forts! Gefecht im Gange? Ja, gegen ausfallende

feindliche Truppen. Auch von Bišé her knattert's noch. Versprengte belgische Truppen schwärmen überall in der Gegend, stoßen zu den Banden der Franktireurs.

Vor dem Schloß hielt ein Bataillon. Absolut kein Durchkommen. Ein Offizier sprengte heran, winkte mit dem Degen ab. Zurück. Kein Auto darf durch!

Schickte einen Offiziersstellvertreter zu dem Auto. Der wollte Meldung machen, stutzte, reckte fröhlich lachend vom Gaul herunter.

„Willmann, Menschenkind, wie bringen sie dich denn da gebracht? Raus aus dem Rheumatismuskasten und auf die Delphine! — Herr Unteroffizier, von der Delphine ist Hauptmann von Precht abgeschossen worden, also wollen wir den Gaul dem Karbofährer hier verehren —“ hielt inne, Willi gab ihm ein Zeichen. Da erkannte Franz Borgers die Gattin des gefallenen Hauptmanns, fuhr in Haltung, stammelte bewegte Worte.

Sie hörte nicht auf ihn. Vorwärts, nur vorwärts! Durchkommen einfach ausgeschlossen. Sie beratschlagten. Der von Bišé aus verkehrende Autopark hatte sich Umwege durchs Feld gesucht. Also nachforschen. Ein Soldat meldete sich, der als Begleitmann mit diesen Autos gefahren war. Man gab ihn der Hauptmannsgattin als Führer mit. Die Offiziere salutierten, als das Auto weiterfuhr. Arme Frau! Eine Leiche suchen auf diesem Gräberfelde!

Franz sagte, daß er die Sanitätskompagnie in der Nähe von Bišé arbeiten gesehen habe. Also könne Freund Willi sich dem Bataillon anschließen, es habe Auftrag eine Brückenbarrikade zu räumen und dann zu stürmen.

Die Freunde ritten neben einander. Delphine hatte einen Streißchuß auf der Flanke, ging aber noch brillant.

Die Mannschaften marschierten los. Stramm wie zur Parade. Und die Sonne brannte. Aber ein Gewaltiges schien sie hochzustimmen. Ihre Sänge brausten los . . . Deutschland, Deutschland über alles . . .

„Hörst du — das ist singende Mut,“ sagte Franz und biß die Zähne aufeinander, „du weißt doch die neuste Schweinerei.“

„Nichts weiß ich. Ich lag ja in der Abtei fest.“

„England hat uns den Krieg erklärt.“

Aus der tosenden Ferne ein Alarmsignal, und rechts und links Signalblasen, ein mitötönder Wust.

Willis Hände krampften, rissen am Zügel. Ein heißer Schreck wie ein Trauerfall, jäh unvermittelt. Sein Gesicht ehern, als verbiete ihm die Scham, sein Entsetzen zu zeigen.

„Und die Gründe?“ preßte er heraus.

„Verletzung der belgischen Neutralität.“

Da löste sich seine Erstarrung in einem schneidenden Gelächter. Der Brite, der Kronräuber, der großfarierte Handelsmann mit 'nem sittlichen Anfall . . . hahahaha . . . Leute, lacht doch mit, haha . . . Wer 'nen Engländer mit 'ner Tugendrose verwechselt, kriegt drei Zigarren. Leute! Brüllt die Wacht am Rhein, daß überm Kanal drüben 'ne Trommelfellentzündung entsteht!

Und da brüllten sie los, die Leute, hei, da brüllten sie los. Jeder Schuß — ein Ruß! Jeder Stoß — ein Franzos! Jeder Tritt — ein Britt! . . . Hei, ein Holper- und Stolpervers, Schuß auf Schuß, Stoß auf



Stoß, Tritt auf Britt, wie der eiserne Marschschritt von Deutschlands Heeren.

Und da lachte Willi Merkens nicht mehr. Das Herz stieß ihm in schmerzhafter Wut um sein verrathenes Vaterland, um sein biederherzig, treuehrlich Deutschland! Um den Kaiser, seinen geliebten Kaiser!

Neben ihm sprach Franz in starkem Freuen:

„Dann weißt du wohl auch nicht, was Großes im Reichstag geschehen ist. Alle Parteien einig um unsern Kaiser. Schwuren's ihm in die Hand — Junge, ein Wort — so urdeutsch klingt keins mehr auf der Welt: ‚Nun wollen wir sie dreschen!‘ . . .“

Das Wort flog in die Reihen der Marschierenden, sie griffen es auf, sie schrieten es in ihre tosende Begeisterung hinein:

Nun wollen wir sie dreschen! Deutscher Michel, Dreschflegel raus! Drauf! Drescht und drescht! Der Kaiser will's! Der Kaiser ruft! Drescht und drescht! . . .

Einer aus dem Trab der Mannschaften sprang auf einen Trainwagen, man sagte, ein bekannter Schauspieler, schmetterte das Gedicht, das ihm der lohende Augenblick eingab.

Es sitzt der Zar auf seinem Thron  
mit heuchlerischem Grinsen,  
und Frankreich zahlt den Judaslohn,  
und Deutschland soll's verzinsen.  
Der Ruff', der Ruff', der wollte sich erfrehen,  
Drum Schluß, drum Schluß, nun wollen wir sie dreschen!

Der Russe rief, Marianne lief  
mit Kompliment zum Tanze

und setzte fest das Käppi schief  
und wehte schon die Lanze.  
Parbleu, parbleu! Möcht sich mit Blut bezeichnen.  
O weh, o weh, nun wollen wir sie dreschen!

Mylord strich sich den schmalen Bauch,  
verkniff sein hämisch Lachen  
und will, wie das so Krämerbrauch,  
auch sein Profitchen machen.  
Zu zweit, zu zweit schwingt nun den eisern Rechen!  
All right! all right! nun wollen wir sie dreschen!

Willi ließ die Zügel locker. Er sang nicht mehr mit, er jauchzte nicht mehr seinen Ingrim. Der Kopf hing ihm zur Brust. Stoßweise murzte er seine zornbebenden Worte hin:

„Das verdammte Gerede von der englischen Rasseverwandtschaft. Hatte es nicht der Engländer Chamberlain geprägt? Wo haben diese Gewürzkrämer sich uns rasseverwandt gezeigt? Nur einmal, Franz, einmal bei Waterloo. Aber da half es Napoleon niederzwingen um seiner selbst willen. Unsere deutsche Gefühlsduselei hat ihm nicht dafür zu danken. Wir haben immer Anlaß gehabt, Englands Krämertisch aus unserm Wege wegzuräumen. 1848, 1864 — immer störte uns sein Ubelwollen. Ach Franz! Einen neidischen Krämer erschlägt man nicht mit einem deutschen Schwert. Strich her!“

„Ja du! Wie sagt doch der Freiheitsdichter Herwegh — ‚Wir haben lange genug geliebt, wir wollen einmal hassen! —‘“

„Haß! Herrgott, Franz, ich hab einen Haß, an dem ich selbst erstarre. Ich habe verwundete Frank-

tireurs unter meinen Händen gehabt, ich werde dem Franzosen seine Wunde heilen, als wär's die meines Bruders — aber ein Engländer unterm Messer . . . Herrgott, Herrgott! Alle Menschlichkeit in mir muß ich zu Hilfe rufen, um mich zu erinnern, daß auch er daheim eine Mutter hat . . .“

Verstummt der Sang. Kein Ruf, kein Jauchzen mehr. Den Berg herüber tobte der Lärm der nahen Schlacht. Und da tauchten auch schon die Verwundeten auf dem Kamm der Anhöhe auf.

Ein Lüzhower, die Hose aufgestrippt, das Bein nackt, von Blut überströmt, hinkte die Böschung herunter. Ein Kamerad sprang ihm bei, brachte ihn hinter einen Busch, schiente ihm das Bein mit dem Seitengewehr. Ein anderer brach im Laufen zusammen. Pferde rannten reiterlos die Anhöhe hinauf. Und hinter dem Berg heraus lohnte, krachte, zischte, heulte es wie ein tosender Hegenkessel. Eine wirbelnde Dampfkugel in hohem Bogen durch die Luft — plakte und prasselte in sunkenden Schüssen nieder.

Bersprengt die beiden Freunde. Der dröhnende Befehl: Auf den vierten Zug Gruppenkolonne rechts — marschieret auf! Berdeckt an der Brücke aufstellen!

Delphine mit ihrem Reiter querfeldein auf das Schlachtfeld Visé zu. Der Boden besät mit Uniformen, Rappis, Hunderten von Patronentaschen, Sattelzeug, zerschossene Wagen, Haufen von Waffen, Hügel von funkelneuen Fahrrädern. Eine Fahrradfabrik zerstört und das Material herausgeschafft. Waffenvorräte aus der Herstaler Fabrik. Auch Karren voll zusammengesucht aus den Häusern. Und noch

immer strömten die Einwohner herbei, lieferten ihre Waffen ab, scheu, verstört, verdüstert.

„In die Maas mit dem Zeug!“ befahl ein Hauptmann. „Will doch hier kein Eisenlager einrichten.“

Man lud die Karren voll, versenkte in den Fluß, was da herumlag. Drüben querfeldein schlug die Feldküche ihre Zelte auf. Im Offizierszelt zwei Zivilisten. Der Bürgermeister und der Pastor. Blaubern und trinken Kaffee.

„Morgen baumeln sie,“ sagte ein Offizier, machte die Bewegung des Aufhängens. „Der Bürgermeister hat sich unsern Truppen zum Führer erboten und lenkte sie auf feindliche Schützenlinie. Und der Pastor? Man fand einen Revolver in seiner Soutane, einer mit Sechskugel-Ladung, eine Kugel abgeschossen . . .“

Ein Leutnant kam eilig.

„Herr Oberleutnant! An der Brücke heftige Schieberei. Bänden von Franktireurs mit versprengten regulären Truppen fallen der linken Flügelgruppe, die Brücke räumt, in Flanke. Gruppe Schulze, die zu Hilfe eilen wollte, rückwärtig mit Granaten beworfen. Haben Sie Mannschaft, die einspringen kann?“

„Mannschaft, aber nicht ausreichend Patronen. — Feldwebel! Ausschwärmen lassen und Patronen suchen, dann Anschluß links nach der Brücke!“

Sprung auf! Eine Abteilung von acht Mann, über das Leichenfeld hin, den Gefallenen die Patronen abnehmend. Und los mit Leutnant Gräber. Seh, Merkens!

Da der nun doch mal der verlorene Knabe im Weltall ist, soll er mit. Willi Merkens sprengte nach.

Die Sanitätskompagnie nirgends in Sicht, sie soll auf Fort Fleuron zu zurückgegangen sein.

Über den zerstörten Bahndamm hupte ein Militärauto an, hatte ein zweites im Schlepptau, arg zerstossen, ein rotes Auto. Willi erinnerte sich, daß die Hauptmannsgattin in einem roten Auto losfuhr. Meldung: Der Wagen geriet ins Feuer Franktireurs, Frau des Hauptmanns erschossen.

Hellauf schmettert ein Signal. Über den Berg herüber. Halt, Halt! Und wieder. Und nochmals. Sie stürmten los, sie waren kaum zurückzuzwingen.

An der Brücke hatte sich die zweite Sektion zu der ersten durchgeschlagen. Über die Brücke herüber aber heulten die Granaten, und gegen die Brücke an drängten mit wahn sinniger Schießerei, blindlings, toll und wild, die Bande. Ein zusammengewürfelter Haufe, Blaufittel, Bürgerwehr, Gendarmeriesoldaten. Schwarze Kerle mit einduckenden Köpfen, die Männer aus der Erde, Mineurs aus der Hölle. Ei verdammt! Diese Teufelscharen, die Willi Merkens kennt — ei ja, er kennt sie, er hat ihre Frauen wie Hyänen der Nacht vor den Häuserchen kauern sehen, er hat die zähnefletschenden Bleichgesichter gegen das Haus des Notars anstürmen sehen. Hier hat er sie nun Waffe gegen Waffe vor sich, die wilden Scharen aus dem 'Teufelsloch' . . .

Er war abgeseffen. Delphine rast wildgeworden ins Feld. Von einem Gefallenen nahm Willi das Gewehr auf, Patronentasche — und stieß in die Reihen der Kämpfenden.

„Auschwärmen bis an die Hecke ran . . .! Erweiterte Zwischenstellung!“

Ergriff wie auf dem Exerzierplatz, in knieender Stellung. Und schleichend und kriechend im Umkreis um die Bande, — hinter Bauschutt versteckt, hinter herumliegendem Hausrat, — ein umgestürzter Tisch.

Der Feldwebel hingestreckt neben Willi Merkens:

„Wenn wir uns dahinter verschanzen . . .“ Da plägte ihm ein Schuß ins Gesicht, er sank auf den Rücken zurück, verlor aber nicht das Bewußtsein, raffte sich auf, wies mit dem Arm nach dem Heckenestrüpp, hingestammelt wirre Laute, kroch davon, den Verbandsplatz suchend.

„Hinter die Hecke zurück!“ rief Willi seinen Vordermann an, „die Kugeln unserer eigenen Leute treffen auf uns.“

Sinlegen! ging die Parole von Mund zu Mund. Auf dem Bauche liegend, schurften sie über den Ackerboden hin. Pfuffit . . . die Kugeln über ihnen, klatschten neben ihnen in den Boden.

Gott sei Dank, hinter der Hecke. Jetzt anlegen, ruhig zielen, jeder nehme seinen Mann aufs Korn!

Sie versuchten die Gewehrläufe durch das dichte Geäst zu stoßen, es ging nicht. Nun denn: durchschießen! Ein Schuß krachte in den Heckenstamm, die Lohe summte auf — Leute, hierher! Famoser Schießscharte. — Die Gewehrläufe stießen hinein . . . Verdammt! Da tauchen auch jenseits der Brücke belgische Soldaten auf, Jäger mit dem gelben Flügelhorn an der hohen Mütze . . . paffen gleich los in den Rücken der deutschen Schützenlinie . . . Ha vive! hallt das teuflische Gelächter der Franktireurs auf — jetzt rechts umgehen, und die Prussiens sitzen in der Falle, ha vive! ha vive! Es lebe das unabhängige Belgien!

Herrgott, jetzt hinter der Hecke raus. Sprung auf Marsch! Aufpflanzt das Seitengewehr! Marsch! Marsch! Im Lauffschritt vor und Hussa und Hieb und Stich . . . der blanke Stahl den Überraschten in den Rücken . . . ein Aufbrüllen, Fluchen, Wälzen am Boden und Flucht . . .

Die deutsche Abteilung bekam Lust, schob von der Brücke ab aus dem feindlichen Zwischenfeuer heraus. Und nun flüchtete der Rest der Bande über die Brücke, über ihre eigenen Barrikaden, durch Drahtverhau und über rollende Balken. Flucht, Flucht . . . in die starrenden Gewehrläufe der Jäger jenseits der Brücke . . . Zurück, Feiglinge! Laufen vor einer Handvoll deutscher Hunde davon . . .

Und brachten die Horde zum Stehen. Gedeckt durch die Jäger wandten sie sich um, rissen von neuem Gewehr an die Backe, und blindwütig wieder das Schießen. Ha vive! Jetzt überrennen sie das Häuflein Preussens wie Bleisoldaten. En avant!

Neben Willi Merkens knöpft einer das weiße Tuch an den Flintenspieß.

„Runter mit dem Lappen!“ schrie ihn Willi an.

Aber was ist das —? Hinter ihnen plötzlich die Rüppis — ein Belgier des elften Infanterieregiments, schleppte ein Säckchen mit sich.

Ein Gewehrlauf zückte auf ihn.

„Die Waffe nieder, Merkens!“ rief da der belgische Infanterist. Es war Leutnant Gräber. — „Gebt Scheinschüsse auf mich!“

Und eilte auf die Brücke zu, warf sich hin, mitten im Wechselfeuer von Freund und Feind — streute den Inhalt seines Säckchens unter die Brücke . . . Pulver

. . . und streute, streute . . . Feuer — eine aufzischende Flamme — Krach, Splintern, Reißen, Knarren, eine dröhnende Explosion . . .

Man sah Leutnant Gräber Gesicht und Uniform versengt, nach dem Verbandsplatze zu verschwinden.

Aufklatschte das Wasser des Flusses. Die Balken, die Pfähle stießen hinunter, plumpsten hinunter, nachrollend Schutt und Gestein, und kopfüber stürzende Menschen, zermalnte Körper, verzerrte Gesichter in der aufklunsenden Flut, redende blutige Hände . . . Und die Böschung des Flusses herauf klettert's, klimmt's, fanatisch, mordlechend; gereizte, blutrin- stige Raubtiere — suchen nach Waffen. Brillende Wut. Hinter ihnen die deutschen Kugeln. Flucht! Flucht!

Ein Fünfundzwanziger, ein Trompeter mitten im Feld, hielt die schnaubende Delphine, zwang sie still, wollte sich aufschwingen. Holla! sprang da Merkens an, winkte ihm, faßte das Roß kurz. Sprung auf den Gaul. Trompeter zum Sammeln blasen!

Da blies er. Da blies er die Toten aus herstenden Gräbern wach. Trätätätä . . . Trätä . . . tää . . .

Was ging und lag und stand, eilte herbei. Bewundete rafften sich auf, taumelnd auf, Blut tropfte ihnen übers Gesicht — ei was tut's! Trätätä . . .

Aus einem Leichenhügel ein redender Arm — der eine gesunde, der andere abgeschossen — ein junger Mensch stieß sich hoch — Hurra! . . . und sank wieder hin.

Hell und klingend das Trompetengeschmetter über das grauenhaft zerstörte Feld hin. Dreißig verstreute Mann aus verschiedenen Regimentern fanden sich ein. Und Husa und vorwärts nun hinter den



Flüchtenden her. Franktireurs, die man aus ihren Schlupfwinkeln herauszauen wollte.

Delphine voran, schlug die Hufe in den Ackerboden, daß die Erde aussprigte. Vorüber an Hütten und Schlössern. Über einen Bach — Sprung! über Schlagbäume, durch Gärten. An leeren Häusern vorüber, Läden geschlossen. Ein einsamer Hof — Winkeln — ein Hund an der Kette, kann nicht los, verhungert, kann nicht mehr bellen, winselt. Ein Gnaden schuß hinüber . . . Waldgestrüpp, Unterholz . . . Und eine Villenstraße.

Willi riß das Pferd zurück. Es bäumte hoch, feuerte nach hinten aus, wieherte gell auf.

Und erstarrt der Reiter darauf.

Die Mannschaft brach durchs Gebüsch . . . Halt!

Sein Herzschlag raste. Die Villenstraße . . . jetzt erkennt er sie — jetzt erst — drunten in der Flucht der stolzen Häuser die ragenden weißen Mauern des Notarhauses. — —

„Links rückt die versprengte Sektion an!“ rief ein Soldat hinter ihm.

Seitlich durch die Gärten ein Reiter mit einem Trupp Feldgrauer. Zerstampfte Beete, umgebrochene Zäune. Der Reiter schwang grüßend den Degen. Hurra!

Hurra! antwortete die Mannschaft im Busch. Ein Gewimmel durch die Gärten. Der Reiteroffizier hin zu Willi Merkens. Hurra, Franz Borgers! Hurra, Willimann, jetzt wird formiert und in diese hochanständige Straße ingeritten. — Heda, Leute! Ist da noch einer mit Zetteln bewaffnet?

Ein Gefreiter trat vor. Er hatte eine Papierrolle, lange Streifen gedruckter Zettel mit der Mah-

nung an die Bevölkerung, sich ruhig zu verhalten, es geschehe ihnen nichts.

Da reckte Willi Merkens zu Franz herüber. Sein Gesicht in fiebernder Erregung, die Adern an den Schläfen schwellen an, ein Zucken über die gebräunte, von Staub und Schweiß bedeckte Haut hin.

„Lege Wache hierher, laß die Straße sperren — keine andern Maßregeln hier in der Straße. Bitte! Wir wollen mit der Mannschaft durch den Wald zurück in das untere Fabrikdorf.“ Das muß der Franz für ihn tun. Das muß er.

Franz sah ihn an.

„Als Freund müßt ich dir ja unbesehen den Gefallen tun, aber du erlaubst wohl, daß ich in Kriegzeiten etwas gründlicher verfare. — Du hast Gründe, diese Straße zu schonen?“

„Ja, Franz, ja.“

„Welche?“

Ein zornvolles Aufblitzen in Willis Augen — und vorüber. Verdammt! Der Freund handelt recht. Ohne ihn anzublicken, sagte er:

„Wenn die Franktireurs hierher geflüchtet sind, dann halten sie sich eben im Arbeiterviertel an den Fabriken versteckt.“

Franz bog zu ihm hin.

„Und sonst kein Grund, Willi?“

Dessen Blick traf in seinen, eine jähe Verzweiflung darin. Stumm drückte Franz ihm die Hand. Eine Wache von drei Mann die Straße gesperrt halten. Dann wandte Franz sein Pferd und links um durch den Wald zurück.

Galopp und schlanker Trab durch die Waldschneise. Dumpf pochten die Pferdehufe auf den Moosboden. Die Mannschaft auf dem nähern Waldpfad weiter.

Herrgott, das war er, der Wald ‚roi de prusse‘ — Schäfer's nicht aus den Schluchten heraus, ihr klingendes Lachen . . . ? Das Spottfunkeln aus verschleierten Blicken . . . An der Buche dort vor der Waldrinne hatten sie gestanden . . . sie sprang über den Rain . . . husch in den Waldgrund, er ihr nach . . . dort hinter dem Brombeergestrüpp fing er sie ein . . . hielt sie, preßte sie . . . die Glut ihrer Küsse — . . . Herrgott, Herrgott, das wird nun alles lebendig, das fängt in ihm zu brennen und zu schmerzen an.

Jetzt möcht er vom Gaul abspringen, in den Wald hinein — und dort liegen, wo ihr Fuß stand — stumm liegen und die Welt über sich zusammenbrechen lassen.

Hurra! am Waldrand. Er schreckte auf. Verdammst, wo war er? Wohin irrten seine Gedanken? Der Krieg tobt. Hier ist Feindesland.

Auf der Landstraße, die ins Unterdorf einlief, wartete die Mannschaft auf die Reiter. Und nun sah man, wem ihr Hurra galt. Leutnant Gräber, den ganzen Kopf in weißem Verband, war angeritten. Er ordnete sofort an, daß eine Patrouille voranreite und die Häuser nach Waffen durchsuche.

Aber wie ausgestorben das Unterdorf. Läden geschlossen oder dicht die Vorhänge zugezogen.

„Vorsicht!“ rief Leutnant Gräber, „gleich bummsen sie uns in den Rücken.“

Mannschaft Gewehr schußbereit, die Blicke scharf auf die Fenster gerichtet. Am Dachfenster ein Kopf — krach! prallte ein Schuß hinauf. Versteck dich nicht, du Halunkel!

Häuserchen inmitten von Gemüsegärten. Eine Bank vorm Haus, Kannen und Eimer darauf. Über die Türen verrammelt. Totenstille. Tauben gurren um den Dachfirst. Eine einzige Haustür offen. Ein steinalter Mann hockte auf der Schwelle.

Hände hoch!

Hob die verknöcherten Arme, hob sie hoch, sie reckten aus dem Ärmel des Kittels heraus, die spannende Haut über Knochengeriippe, — und hielt so die Arme, aber die Hände gekrümmt, die Finger eingekrallt zur Faust — zwei drohend erhobene Fäuste über dem greisen, grinsenden Kopfe. Fluch den Eroberern!

Und Trab und Marsch und Hurra, waffenklirrend vorüber. Dieses dröhnende Hurra, dieser rauhprollende Kriegsruß! Die Luft zittert nach davon. Über das rauchende, blutstöhnende Land hin dieses fürchterliche, sieglachende gejauchzte Hurra!

Vae victis!

Mit Poch und Bumm krachten die Fensterläden auf. Die Patrouille drang in die Häuser, stöberte auf, was da sich in den Winkeln versteckt hielt. Poch, bumm! an die Türen. Im Namen des Kaisers! Und die Gewehrläufe starren. Im Namen des Kaisers! Die Läden flogen auf. Und aus den Häusern quoll's, scharte sich zusammen, Weiber und Kinder. Sie sagten, es seien keine Männer mehr im Dorf.

Sie griffen die Zettel auf, die von den Mannschaften ausgestreut wurden, sie lasen, sie nickten, sie sagten demütig:

„Ja, Herr General, merci, Herr General.“

Und drehten sich um und knirschten Schwüre und Flüche und — ein Schuß von einem Dache herunter

— aus dem Schornstein heraus. Verschwunden plötzlich wie vom Erdboden verschlungen Weiber und Kinder.

„Hier! Aus diesem Haus hat's geschossen!“ schrie die Mannschaft. Marsch! Das Haus durchsucht. Wer es auch ist, Mann oder Weib oder Kind, an die Wand gestellt und füsiliert!

Sah — da steckt ein Kerl im Schornstein. Raus oder wir schießen in den Schornstein! Krach! — Ein schreiendes Weib — springt hinter der an der Leine baumelnden nassen Wäsche hervor, sticht mit einem Küchenmesser auf die Soldaten ein. An ihrem Rock zerrend ein kreischendes Kind. Da stürzt schon der Mann aus dem Schornstein herunter, plumpst schwer auf den Boden auf, von zwei Schüssen getroffen.

Das Weib sticht, sticht in wutheulendem Rasen, blutiger Schaum auf den Lippen — da streckt eine Kugel es hin — fällt und reißt das schreiende Kind mit sich. Die Soldaten über beiden gebückt, wollen das Kind von ihr reißen — da richtet sich wieder der Mann auf, schießt — tot sinkt ein Soldat hin.

In wahnsinniger Verbitterung die Soldaten über ihn. Drei Kugeln in den Leib! Nein, eine Kugel zu schade für ihn. Hängt ihn auf! Ins Fensterkreuz hängt ihn zur Warnung!

„. . . petit papa, petit papa . . .“ jammerte das Kind.

Den Soldaten riß es ins Herz. Aber Blut fordert wieder Blut. Ströme von kostbarem deutschem Blut sind durch diese Meuchelmörder hingeflossen. Kein Bardon mehr! . . . petit papa . . .

Zum Fenster hinaus baumelt der Mann.

Als Willi Merkens ihn sieht, erkennt er den Sei-

zer, der ihn in jener gefährlichen Nacht bis Verviers mitnahm. Der Bruder der braven mam' —

„Gebt das Kind her!“ rief er die Soldaten an. Sollte es zu sich aufs Pferd, sprach ihm zu —

Ein Auflauf um das Haus — plötzlich — als hätten alle auf das Signal gewartet. In Jammern und Heulen vor dem Hause, vor dem Toten, der mit verglasten Augen und verzerrtem Mund am Fenster baumelte.

Und wichen zurück und machten Bahn für einen heraneilenden Mann im schwarzen Talar.

Ah voilà, Monsieur le vicaire!

Der Vikar, die linke Hand auf die Brust gekrampft, die rechte mit ausgestreckten Schwurfingern erhoben, die Augen hinter den Brillengläsern funkelnd in leidenschaftlichem Zorn.

„Sind das noch Menschen?! Ist die Barmherzigkeit aus der Welt geflüchtet?! Den Himmel rufe ich an, den Himmel beschwöre ich — haltet ein! Genug der Greuel! Barbaren sind über unser blühendes Land gekommen —“

„Herr Pastor,“ sagte Leutnant Gräber, „noch drei Worte weiter in diesem Tempo und ich werde Sie verhaften.“ Die Weiber schrieken auf, drängten um den Vikar. Der breitete seine Arme gegen sie aus. Und mit zurückgewandtem Gesicht gegen die Soldaten:

„Nun schießt los, schießt auf Witwen und Waisen! Ladet den Fluch einer ganzen Welt auf euch —“

„Im Namen des Kaisers!“ Soldaten legten Hand an ihn.

„Hört ihr's?“ rief er mit Emphase. „Im Namen des Kaisers! Nun wißt ihr, in wessen Namen diese Greuel geschehen . . .“

Fort mit ihm! Bahn frei! Wer sich widersetzt, wird niedergeschossen! Achtung! Halt! Ein Trupp kommt die Straße herauf. Garde civique und ein gebietender Mann an der Spitze.

Ah, der Bürgermeister! Ah, nun wird man's hören, was der für Töne mit den Preußen redet!

Feierlich trat der Bürgermeister an, feierlich schwenkte er seinen Hut in weitem Bogen zum Gruße. Sieh die scharmanten Offiziere, die braven Soldaten Guillaume II. willkommen, fragte an, ob man Quartier zu nehmen wünsche? Einzelquartiere? Die Bevölkerung, so sehr sie auch das Unglück des Vaterlandes beweine, würde dennoch den wackern combattants gastfreundlich ihre Häuser öffnen.

Leutnant Gräber winkte Merkens zu.

„Jetzt tun Sie mal den französischen Schnabel auf und sagen dem Fuchs Bescheid.“

Willi Merkens ritt heran.

„Herr Bürgermeister, wir verlangen weniger, als Sie anbieten — und vielleicht auch halten können. Weisen Sie diese Leute zur Ruhe, machen Sie ihnen das Unsinnige und Frevelhafte ihres Widerstandes begreiflich, setzen Sie Ihre ganze Autorität ein, um Ihrer Gemeinde ein weiteres Strafgericht zu ersparen.“

Da setzte der Bürgermeister von der Gemeinde der schwarzen Teufel seine ganze Autorität ein und sprach:

„Habe ich euch nicht immer gesagt, daß ihr das edelste und gentilste Volk des Lütticher Beckens seid? Eh bien, heute müßt ihr euere stolzeste Tugend zeigen: seid gastfreundlich gegen arme Soldaten, die seit drei Tagen keinen Bissen Brot im Leibe haben. Ich

lade euch ein, ruhig in euere Häuser zurückzukehren, niemand etwas zuleid zu tun. Und damit euch nicht, ohne daß ihr's wollt, eine Waffe zwischen den Fingern losgeht, lade ich euch ein, mir euere sämtlichen Waffen aufs Rathhaus zu bringen. Eh bien, also ich erwarte euch, um euch dankbar die Hand zu drücken.“ Und mit einer Handbewegung vor den Reitern:

„Messieurs, es ist geschehen.“

„Hatte Worte?“ flüsterte Franz Borgers Willi zu, „er läßt sie ein, sich ruhig zu verhalten und uns nicht umzubringen! Na, die müßten unter preußische Zucht und Ordnung kommen.“

Um das Maß seiner Ritterlichkeit voll zu machen, erbat er sich die Ehre, den Herren Offizieren einen kleinen Imbiß in seinem Hause vorsetzen zu dürfen. Wiederholte auch, daß nun die Soldaten unbekümmert Einzelquartiere beziehen könnten.

„Damit sie um so bequemer abzuschlachten sind,“ raunte Franz dem Leutnant zu.

Also das mit den Einzelquartieren ablehnen. Imbiß angenommen. Soldaten als Wachen in die Straßen verteilen. Zwanzig Mann zur Bedeckung mit zum Rathhaus. Den Soldaten Brot und Wurst zu liefern. So kann wenigstens kein Pulverchen auf Beförderung in die Ewigkeit eingeschmuggelt werden.

Die Garde civique sollte sich mit den Soldaten in den Polizeidienst teilen. Wenn dieses gefürchtete Franktireurdorf ruhig blieb, lag auch im Kohlenzentrum für den Kolonnennachschub die Straße nach Lütlich frei.

Drei Reiter voran, der Bürgermeister zwischen ihnen. S'il vous plait — und lenkte durch eine Gasse



in die Villenstraße ein. Das mit Efeu bewachsene Haus eines reichen Schöffen, dann ein Gasthaus, der Stammtisch des Villenviertels dann eine Baustelle . . . und nun mußten die weißen Mauern des Notarhauses aufragen. Der Duft aus den Jasminheden wallte schon herüber — Halt — s'il vous plait, hier das Rathaus. Zugleich Wohnung des Bürgermeisters.

Als Willi Merkens vom Pferd absprang, auf der Steintreppe des Rathauses stand, sah er auf der andern Seite der Straße vor sich die weißen Mauern. Er wandte den Blick nicht ab, er sah starr hin. Ein kalter Stolz brannte in diesem Blick.

Vor nicht einer Woche war's, da mußte er aus dem Hasse dieses Hauses in die Nacht hinausflüchten. Das Deutsche schimpflich aus dem Dorfe hinausgepeitscht. Jetzt — . . .! Der deutsche Stiefel knarrte übers Pflaster. Die starren Nacken gebeugt. So schafft Deutschland sich Bahn! Unaufhaltbar, die Dämme überslutend wie Meereswogen. — Soll er jetzt sein Hurra dort hinüberschmettern?

Er fühlt sein zuckendes Herz nicht mehr, als er nun dort stand und stahlhart sein Blick über die weißen Mauern hinstrich.

Franz Borgers scharrte sich die arg beschmutzten Stiefel auf der Drahtmatte vor der Treppe ab, sah nach dem Balkon des Rathauses hinauf. Ausgelegte Betten hingen über dem Geländer. Bäuerische Art, dachte er, nicht grade Schönheitsfehler.

Trat mit dem Freunde ins Rathaus ein. Da man an der Krippe der Zivilisation war, wollte man sich auch den Luxus gönnen, sich mal wieder zu waschen.

Unterdessen war der Tisch bereitet. Die Soldaten

lagerten vor dem Hause, waren angewiesen, keine Getränke zu nehmen, ohne vorher einen Probetrunk nehmen zu lassen.

Der Bürgermeister saß mit zu Tisch, ließ die Weinflaschen verkorft und versiegelt aufstellen. Die Fleischplatte wurde Leutnant Gräber zuerst gereicht. Er wies sie mit einer Handbewegung lächelnd auf den Bürgermeister ab.

„Ich möchte dem Hausherrn nicht vorgreifen.“

Franz Borgers raunte dem Freund zu:

„Ich komm mir vor, wie die Nibelungen bei König Eckel, — mit den Waffen zu Gast.“

Wahrhaftig, sie hatten in schweigender Übereinstimmung ihre Waffen nicht abgelegt.

Willi führte sein Glas zum Mund, nahm einen Schluck, und da er dabei das Gesicht erhob, sah er durch das Fenster die weißen Mauern und auf dem Balkon, der längs des ganzen ersten Stockwerks hinlief, einen Schatten wirren. Seine Augen weiteten sich. Er wollte nicht hinsehen und sah doch . . . war sie es . . . ? — Nein. Ein schmaler huschender Schatten. Die Dämmerung fiel schon und verwischte die Umrisse. Aber deutlich huschte der Schatten auf der weißen Wand hin — lauierend, sprunghaft . . . Und verschwand. Die Gestalt trat jetzt dicht an die Brüstung. Ein Bubenkopf — Gaston.

Da trank Willi sein Glas auf einen Zug aus, atmete schwer. Die Luft in dem Zimmer war schwül zum Explodieren. Die Unterhaltung schleppte sich hin. Die Bäume im Garten tauschten gegen das Fenster.

Draußen vor dem Hause hatten die Soldaten die

Gewehre zu Pyramiden zusammengestellt und legten sich lang hin. Tiefersank die Dämmerung.

Der Bürgermeister war aufgestanden, holte die Zigarrenkiste her, trat im Vorübergehen und sehr unabsichtlich ans Fenster, lüftete etwas den Vorhang, sagte mit ungeheurer liebenswürdigem Lächeln:

„Vor diesen aufgepflanzten Bajonetten sollen also unsere Soldaten einen so immensen Respekt haben, wie?“

„Allerdings,“ sagte Franz Borgers trocken, „ein Sieb genügt, ein zweiter wäre schon Leichenschändung.“

„Eh bien denn,“ trat wieder an den Tisch, hob sein Glas, „dann wollen wir auf das Wohl — der deutschen Bajonette trinken!“ . . . Ein Schuß durchs Fenster . . . die Scheiben klirrten, spritzten ins Zimmer . . . Leutnant Gräber sank vornüber auf seinen Teller — lautlos. Aufzuckte der Arm des Bürgermeisters, reckte nach der Lampe, wollte abdrehen — Franz Borgers zog den Säbel blank, ein Stoß — schwer plumpste der Bürgermeister hin, riß das Tafeltuch mit, Gläser, Teller in Scherben. Und nun krachte es draußen los, das schaurige Geprassel eines Maschinengewehrs . . . vom Balkon herab . . . unter den ausgelegten Betten . . .

Franz riß Willi, der wie in einem Starrkrampf noch stand, mit sich fort, die Treppe hinauf, wo sie aus dem Maschinengewehr feuerten. Poltern der Soldaten wider die Haustüre. Ein Mensch stand da, schob die Eisenstange vor. Niedergeschossen! Die Soldaten herein, Treppe hinauf. Kampf um das Maschinengewehr. Franz erhielt einen Streifschuß an die Hand. Willi riß ihn aus dem Handgemenge zurück. Da schlug ihm ein jäher Feuerschein ins Gesicht. Am

weißen Hause lohete eine Flamme auf. Das Dach brannte.

Da sah er, daß die Soldaten das Maschinengewehr auf das Haus des Notars gerichtet hatten.

„Daraus fiel der erste Schuß!“

„Feuer einstellen!“ schrie er sie an. Er wußte nicht, was er tat, was er schrie, er wußte nur, daß er sie nicht elend zusammenschießen lassen durfte.

Dann sah Franz Borgers den Freund über die Straße laufen, in den Vorgarten des weißen Hauses hinein, rasselte an der Haustüre, sie war verschlossen, stürmte um die Hausecke die Terrasse hinauf. Auch dort verschlossen. Schlug in die Scheiben der Glastüre. Stieg ein — —

Und da stand mitten im Zimmer einer — hager, mit schlohweißem Kopfe und Zwidelbart. Stand so und wartete auf die schrecklichen Dinge, die kommen mußten.

„Herr Notar — . . .“

Des Alten Blick blitzte in seinen. Seine Stimme in heiserm Hauchen:

„Nach dem, was bereits geschehen, — wundert mich auch das nicht mehr.“

„Aus Ihrem Hause wurde geschossen —“

Sein Achselzucken:

„Seit wir nicht mehr Herren in unserm Lande sind — sind wir's auch nicht mehr in unserm Hause.“

Willi Merkens dicht bei ihm, raunte ihn an:

„Ihr Sohn schoß vom Balkon herunter . . .“

„Das sagt ein Deutscher — man kann das glauben oder nicht.“

„Wenn Sie davon wissen —“

„Ich weise Ihre Drohung zurück.“

„Holen Sie Ihren Sohn.“

„Ich habe von Ihnen keine Befehle entgegenzunehmen.“

„Im Namen des Kaisers!“ donnerte es da gegen die Haustüre.

Willi Merkens, todbleichen Gesichts, legte ihm die Hand auf die Schulter, beschwörende, bewegte Worte —

„Bei unserer einstigen Freundschaft — jetzt keinen nutzlosen Widerstand! Ich bitte Sie, Herr Notar, ich bitte Sie dringend — Ich ehre Ihr weißes Haar, ich möchte . . . trotzdem . . . Ihren Namen nicht verunehren lassen . . .“ Trotzig hervorgepreßte Worte, brach ab.

Der Notar hob die Schultern, hob den schmalen Kopf:

„Ich werde nicht zurückschrecken, ich und meine Familie, mit meinem Lande unterzugehen!“

„Im Namen des Kaisers!“ Die Türe krachte ein. Da schlug dem Alten das heftige Klüstern ins Gesicht:

„Wo ist Honorine?!“

„Sie gibt Ihnen kein Recht mehr, danach zu fragen.“

„Wo ist sie?!“

Achselzucken.

„Bahnsinniger Mann! Das Dach brennt!“

„Bien, voyez-vous? Sie läßt lieber das Dach über sich zusammenbrechen, als zu Ihnen zu kommen.“

Die Tür prallte auf. Der Lärm schwoll herein. Soldaten mit vorgehaltenem Bajonett. Hier wurde geschossen! Niederstechen! Hinter ihnen Franz Borgers.

„Herr Bizefeldwebel!“ rief ihn Willi Merkens an,

wehrte die Soldaten mit einer gebietenden Handbewegung ab, „nehmen Sie Herrn Notar Declair gefangen!“

Ein Frauenschrei hinter der nächsten Tür. Ein Schlüssel rasselte, die Türe wurde drinnen heftig aufgeschossen. — Doch ehe die Tür sich öffnen konnte, drängte Willi Merkens ein, schloß hinter sich, schob sich vor die Tür. Jemand wich vor ihm zurück, taumelte gegen den Kredenzschrank, hing da zitternd fest.

Stille. Abgründische Stille zwischen zweien in einem furchtbaren Lärm. Sie atmeten nicht mehr, sie horchten mit halbgeöffnetem Munde, was nun geschehen müsse.

„Honorine . . .“ Leise in rasenden Herzschlägen.

Ein zorniger Ruck durch ihren Körper, ein Wehren, ein Abscheu. Sonst nichts, kein Wort, keinen Blick.

Da war der wehlschreiende Augenblick seiner Seele auch in ihm vorüber. Ein harter, kalter Stolz dunkelte in seinen Augen auf. Fast herrisch sprach er's:

„Du kannst hier nicht bleiben, das Dach stürzt zusammen.“

Ein verzweifelttes Lachen vom Schrank her. Tränen stürzten ihr übers Gesicht.

„Du willst mich wohl auch verhaften lassen? Ah, mon dieu, mon dieu, jetzt steht er da, der Willi Merkens, der deutsche Eroberer, der Henker Guillaume II. — Ah! Wie ich dich verachte!“

Herrgott, das zornrote Blut wallte in seine Empörung.

„Ich bin hier jetzt nicht, um mit Honorine Declair zu streiten. Ich trage des Königs Rock, und den lasse ich nicht beschimpfen!“

Klar und hart fuhr seine Stimme über sie hin. Sie

zuckte unter diesem fremden Klang zusammen. Ihre Augen weiteten sich. Ein verstärkter, anklagender Blick nach ihm, ein Blick, der mit seinem innigen Vorwurf das unvergängliche Eigentumsrecht auf ihn auflöhen ließ. — Da ging ein dumpfer polternder Schlag auf die Stubendecke nieder. Knisternde Balken. Flammensurren. Das Dach eingestürzt.

Willi zu ihr hin, faßte sie um.

„Komm aus dem brennenden Haus!“

„— mon père — —“ Sie stürzte auf die Tür zu. Er fing sie auf.

„Wohin dein Vater nun geht, kannst du ihm nicht folgen. Komm!“

„Jamais!“

„Herrgott, du bist in Gefahr!“

„Eh bien, sei es!“

„Honorine! . . . mein Lieb . . . mein Lieb . . .!“

Fassungslos, wahnwitzig brach's in ihm los, die heiße Wonne nach ihr. Er riß sie mit sich. Über ihnen brannte schon die Decke durch. Sie bog und bäumte aus seinen pressenden Armen, sie weinte ihre Erschütterung in lauten Hilfeschreien.

„Nie! Nie! Nie mit dem Feinde meines Vaterlandes!“

Da brach die Decke ein. Da stand er draußen auf der Terrasse mit ihr. Da brannte lichterloh das Haus. Tumult in den Straßen. Schuß auf Schuß. Hilfesgeschrei, stürzende Mauern.

Am Waldrand eine aufstauende Reiterchar. Artillerie. Deutsche Kommandorufe. Die Granaten von den Forts her schlugen in den Wald ein. Verstärkende Geschosse. Brennende Bäume. Ein Dorf in Loderndem

Brand. Der Abendhimmel blutrot leuchtend. Und der tosende Donner der Mörser. Hundertstimmig dumphrohend das Hurra der Stürmer. Autos sausen durch das brennende Dorf. Munition in die Feuerlinie.

In der Waldschneise eingereimt ein Kraftwagen mit dem flatternden Fähnchen des Roten Kreuzes. Ein blonder Kopf am Fenster, eine Krankenschwester, ein Oberarzt. Franz Borgers läßt sich von der blonden Frau die Hand verbinden.

„Und Willi hier, Franz?“

„Ehrenwort, Frau Emma. Im Tumult des brennenden Hauses wurden wir getrennt.“

„Lieber Gott, wer kommt da —? Willi! Willi, hierher . . .!“

Er schleppt sich in die Schneise, das Mädchen auf seinen Armen.

„Emma,“ flucht er, „Emma . . .“ Es ist wie ein Dankgebet. Mit ausgebreiteten Armen nimmt sie ihm das Mädchen ab. Die Krankenschwester hilft. Sie betten es auf den Polstersitz des Wagens. Ihr irres Stammeln: „— mon père . . . Gaston . . .“

„Wohin kannst du sie bringen?“ wandte sich Willi hastig der Schwägerin zu.

„Nach Herve. Wir haben dort ein Feldlazarett — meine zehn Betten. Aber wir müssen noch Berwundete mitnehmen, nicht wahr, Schwester?“

Ein Granatsplitter schlug dicht neben dem Auto in einen Baumstamm ein, riß einen tiefen Spalt in das Holz. Der Baum wankte, schwankte, barst — und polterte schwer in das Gestrüpp hinein. Wäre er in entgegengesetzter Richtung niedergegangen, aufs Auto aufgeschlagen — —



Fort aus der Schneise! Explosionen und Erschütterungen machten die Luft erbeben.

Ein Verwundeter torfelt in die Schneise, winkt, macht verzweifelte Zeichen nach dem Rote Kreuz-Auto. Ein Granatsplitter hat seinen rechten Oberarm zerschmettert.

Da der Oberarzt ins Dorf hinein ist, um den dortigen Verwundeten beizustehen, schnallt Willi Merkens die Verbandtasche aus dem Sanitätskasten los, beginnt die Wunde mit Jodoformgaze zu tamponieren. Dann Wattedecke, fest angelegte Gazebinde. Notverband.

Aus dem Wagen heraus zwei fiebernd große Augen, die diesem schnellen geschickten Hantieren folgen. Ein stoßender Herzschlag —

So, fertig. Den Mann mitnehmen zum Lazarett. Abfahren. Die weiche pressende Hand Emmas auf Willis Arm.

„Ich versorg sie dir, Jungchen. Kopf hoch!“

Mühsam arbeitete sich der Wagen durch die Schneise auf die jenseits des Waldes hinführende Landstraße. Willi stand und horchte . . . Ob nicht ein leises Schluchzen nach ihm rief —?

„— mon père . . . Gaston . . .“

Ein rauhes Lachen vor sich hin. Willi Merkens, du stehst da und horchst auf ein Frauenweinen —? Granaten bersten um dich. Jammernde, Blutende, Sterbende rufen nach dir! Willi Merkens, horchst du da noch auf ein Frauenweinen?

Da sieht er, daß Franz von seiner Seite weg ist. In den mörderischen Tumult hinein dröhnende Kommandostimmen. Die Artillerie hat sich mit ihren

Einundzwanziggentimeter-Haubizen in die Waldschneise einzugraben. Dritte Kompagnie seitwärts gestaffelt auf der Landstraße längs dem Wald hin. Erste und vierte Kompagnie fünfhundert Meter vor zur Deckung der Haubizenbatterie.

Zug auf! Linksum, Marsch! Marsch!

Hoch durch den dämmernden Horizont die Feuerbahn der Granaten.

Unterdessen sauste das Rote Kreuz-Auto die Landstraße jenseits des Waldes hinunter. Links auf der Landstraße Train, rechts heranziehende Truppen. Zwischen beiden mittendurch die Autos.

Ein Aachener Herr als Führer des Kraftwagens, zwei Feldgraue als Begleitmannschaft.

Frau Emma ließ das Fenster nach dem Führersitz herab, sprach mit dem Aachener. Ihre Worte hallten laut in das Surren des Motors.

Man kam überein, den Verwundeten gleich mit nach Aachen zu nehmen.

Nach Aachen . . . In der Wagenecke ein raschelndes Frauenkleid, eine fluchtartige Bewegung. — Und wieder Ruhe, stumme, grübelnde Ruhe.

Frau Emma bemerkte es, ließ sich auf den Rücksitz fallen, sagte nichts, tat nichts. Sie wußte, daß hier gute Worte und Zureden wie Wasser auf glühendes Eisen fallen würden. Das Mädchen schien ja geradezu darauf zu warten, loszuzischen. Nein, dank schön, so was machte Frau Emma nicht. Also schön warten, bis das wallonische Hitzköpfchen verdampft war. Wenn sie erst sah, daß man keine Umstände mit ihr machte, würde sie schon selber heranrücken.

Und im übrigen ist der Jammer hier zu groß, um

sich noch sentimental zu verschwenden. Also, kleine Wallonin, troße, grüble, hasse da in deiner Ecke so lange, bis du hilflos in den runden, festen, schützenden Arm der Frau Emma einschlüpfen willst. — Ei . . . ein leiser geschluchzter Seufzer? — Frau Emmas Seitenblick glitt in die Ecke. Das Mädchen lag regungslos, das Taschentuch heimlich an die Augen gedrückt. Die roten Lippen zuckten.

Hopp — ein Stoß. Der Wagen sprang hoch. Der Verwundete stöhnte. Draußen stieg ein Begleitmann ab. Ein Pferd mitten im Weg, erschöpft zusammengebrochen. Eine mitleidige Kugel in die Stirne, und weiter.

Halt! — Ein Rufender im Straßengraben, winkte, flehte. Ein Verwundeter, der einen Beinschuß hat und nicht vorwärts kann. Kein Verbandszeug mehr da. Willi nahm das letzte mit sich. Schnell trennte Frau Emma das Verbandszeug des Soldaten aus dem linken Rockschuß, verband den Fuß. Und da saß auch ein Schuß in der Hand, ein Finger abgeschossen, hing noch am Gewebe. Nun die Taschentücher raus zum Verband. Keiner der Männer hatte mehr eins.

Da reckte eine kleine Hand aus dem Wagenfenster. Schweigend reichte das Mädchen ihr Taschentuch. Ihre Augen groß und erschreckt auf den blutenden Wunden.

Stoßweise, mit vor Schmerz zusammengepreßten Lippen, berichtete der Soldat, daß ein Trupp von etwa zwanzig bis dreißig belgischer Soldaten und Franktireurs in der Gegend herumstreiche. Und da kam auch schon ein Motorfahrer angerast, winkte schon von weitem umzukehren, er sei aus dem Wald heraus angeschossen worden.

Frau Emma widersprach. Sie werden doch nicht auf Frauen und Verwundete schießen. Die Fahne des Roten Kreuzes flattert auf dem Auto.

Fort sauste der Motorfahrer, zuckte die Achsel.

„Wir können den Wald umgehen,“ meinte der Nachener, fuhr in einen Parkweg ein, durch ein schwarz lackiertes schmiedeeisernes Tor.

Die beiden Verwundeten saßen zusammengekauert auf dem Rücksitz, matt von Entbehrungen und Blutverlust. Da zuckte einer auf — drückte sein Gesicht an das Fenster des Wagenschlags. — Man hat das Parktor geschlossen! Hinter ihnen geschlossen. — Was bedeutet das? Ach was, man schießt nicht auf Frauen und Verwundete. —

Da fiel vor ihnen der erste Schuß. Wie aus dem Erdboden heraus tauchte auf dem Parkweg eine Bande bunt zusammengewürfelter Männer auf, Soldaten verschiedener Regimenter, Karabiniers, mit halbhohen Zylinderhüten, Blaufittel, Bürgerwehr mit langen Pastorenröcken . . . Jetzt durch, mitten durch die Bande. Volle Geschwindigkeit. Mit vorgehaltenem Gewehr. Frieden winkend das Fähnchen des Roten Kreuzes.

Da prallt's rechts und links, ein Kreuzfeuer, die Kugeln schlagen in das Verdeck des Wagens, dicht an dem Kopf der Krankenschwester vorbei, die duckt ein, die Verwundeten springen hoch. Einer hat noch einen Revolver, faßt ihn in die gesunde Hand, Emma hält ihn zurück, nein, nein, nein, er darf nicht noch mehr Wunden bekommen, er kann sich ja kaum noch aufrecht halten. — Da fällt sie betäubt zurück, ein Hagel von Geschossen, das Verdeck durchlöchert — aufspringt das Mädchen, wirft sich über die blonde Frau, schüttelt

sie wach. Die Krankenschwester angstzitternd auf den Knien, ringt die betend gefalteten Hände: Barmherziger Gott, hilf! hilf! . . .

Draußen auf dem Führersitz sinkt der Begleitmann blutend zurück, das Gewehr poltert am Rad hinab, der Mann stürzt in den Wagen hinterrücks, der hängende Oberkörper über die Knieende hin . . . Barmherziger Gott . . . Da tritt einer der Verwundeten auf dem Rücksitz mit dem Fuß die Wagentür auf, und mit gezücktem Revolver vor die schutzlosen Frauen, schießt, schießt . . . deckt mit seinem blutenden Körper die Frauen . . . Hilf, barmherziger Gott . . . Mon dieu, mon dieu, ayez pitié de nous . . . Das Mädchen reckt neben dem Verwundeten hinaus, winkt, ruft, fleht ihre Landsleute an . . . Ah, Spionin! Springen gegen sie an, wollen sie herauszerren — da bückt sich der Verwundete, greift das entfallene Gewehr auf, schlägt mit dem Kolben drauf . . . Entsetzlich, entsetzlich . . . Willi . . . Willi . . . Sie ruft nicht mehr nach Gott, nicht mehr nach dem Vater — sie ruft ihm! ihm! . . .

„Wenden und zurück!“ ruft der Verwundete, schlägt wie ein Wilder los — da wankt er — ein Schuß in die Brust — Emma und das Mädchen wollen ihm beispringen, da . . . entsetzlich! . . . haben die Blaukittel ihn gepackt, zerren ihn heraus, in dem blitzhaften Augenblicke, als das Auto dreht und davonrast . . . Ein Schrei, ein einziger fürchterlicher . . . Honorine krallt sich die Hände ins Gesicht vor Grauen, Abscheu, Entsetzen, stöhnt, weint schrill ihre tödliche Erschütterung.

Ein Blick zurück — die Horde in wildem Getöse über den Sterbenden her . . . Vielleicht — zerstampft

unter ihren Füßen — — Das Tor verriegelt, also aufs Geratewohl rechts ab durch den Park und sehen, ob da ein Durchkommen. — Hört man's draußen auf der Landstraße —? Marschschritte . . . der zweite Begleitmann steht hoch auf dem Sitz, sieht über die Parkmauer hinaus — Fußartillerie in langen Kolonnen — Rettung! Rettung! Kameraden!

Tor einschlagen. Lauffschritt in den Park herein, den Verwundeten rauschauen, die Bande zusammenschießen.

— — — Sie brachten einen verstümmelten Toten und gruben ihn im Park ein. Ein aus Aststücken zusammengebundenes Kreuz darauf und die Feldmütze daran. Frau Emma pflückte Blumen in dem verlassenen Park und steckte den Strauß auf den Hügel.

Als sie dann ins Auto zurückkam, saß Honorine mit gekrampften Händen im Schoß, ihre Blicke starr auf dem Blutstrom über den Polstersitz.

Ihre Seele zerstört von diesem kleinen Zwischenakt in der fürchterlichen Tragödie des Krieges. Sie tastete nach Emmas Hand, sie klammerte sich an sie fest, ihre Nerven spannten zum Zerreißen. Vor ihren verstört starrenden Augen die gräßlichen Bilder, wilde Gesichter, mordgierige Gesichter, Bestien, nicht mehr Menschen, in zerfleischendem Haß, entfesselte Raubtierinstinkte . . . Waren das ihre Landsleute, das Volk, das um seine Unabhängigkeit kämpfte —? War das die glorreiche Erhebung Belgiens, wie der Vater sie pries —? Kämpften diese Unmenschen um ein heilig Gut, wie es das Vaterland war —? O Gott nein, sie kämpften dumm und verblendet, fanatisch und grausam . . . War das ihr Volk, ihr joyeuses, leichtlebigen Volk . . .?

Honorine erschauerte still in sich. Hatte sie ihr eigenes Volk nicht gekannt?

Fast demütig sank ihr Kopf an Emmas Schulter, verschüchtert, erschüttert. Warum schleuderte man sie nicht hinaus, sie, die Tochter dieses Volkes? So wie man sie schuldlos vertrieben aus Städten und Dörfern, die schuldlosen Deutschen? . . . Sie war unter Feinden, und die Feinde waren edel und gut.

Eng geschmiegt an die blonde Frau, furchtsam wie ein Kind, das den Weg in die Heimat zurück verloren hat. Und konnte kein Wort sagen, konnte nur im Stummen Anschmiegen um Milde und Barmherzigkeit für sie bitten . . . Aber leise, leise von ihren Lippen zitterte es: Willi . . . Willi . . .

Frau Emma rührte sich nicht. Der Willi war jetzt irgendwo da draußen in dem mörderischen Tumult. . . . Und die Nacht sank.

Das wüst zerschossene Auto ging mit den Truppen wieder zum Wald und an das Schlachtfeld zurück. Es sollte erst mit einer Kolonne von Krankenautos und unter Bedeckung nach Nachen zurück.

Aus der Richtung des Kanonendonners raste ein Radfahrerposten an. Fußartillerie als Unterstützung nach der Waldschneise zu schleunigst vorrücken!

Unter stetem Beobachten der Straße, ab und zu Schüsse in die Luft gebend, fuhr das Auto den Truppen voraus nach dem Schlachtfeld zurück.

Ein Infanterie-Doppelposten stand etwa dreihundert Meter vor der Waldschneise, wo die Artillerie feuerte, winkte ab: gesperrt! Das feindliche Feuer bestrich die Waldstraße . . . In seine Worte hinein ein Geheul in den Lüften, ein zischender Dampfbogen

hinauf in die Sonne, ein Funke bligt auf, ein zweiter, dritter, vierter — eine ganze Feuerähre, Dampfstöße, ein fürchterliches Krachen, eine knallende Feuergarbe mit einem endlosen Tumult von Schüssen geht nieder in die Reihen der vorgelagerten Infanterie. Und Huh und Sausen, eine Granate wühlt die Fundamente eines Hauses auf, Erde und zerschmetterte Steine pladdern auf das Auto nieder. Aus den Forts beschießen sie das eigene Dorf, in dem sie den Feind vermuten.

Sanitäter eilen aus dem Walde. Unheimlich knarrt's und kracht es darin. Mit Winken und Rufen auf das Fähnchen des Roten Kreuzes zu. Die Verwundeten sollen jetzt in ein Schloß in der Nähe eingebracht werden. Ein Baron hat dort seine Wohnung zur Verfügung gestellt. Es fehlt an Pflegepersonal, also zurück zum Schloß. — Wo? — Die Landstraße zurück in den Park mit den Pferdeköpfen über dem Tor. — Um Gottes willen! Wo der Überfall aufs Rote Kreuz stattfand? — Ohne Wissen des Barons. Es sind jetzt um den Park starke Postenketten aufgestellt. Man hat dort auch die belgischen Verwundeten eingebracht. Eile tut not. Hup — los!

Wieder die Straße zurück, ununterbrochen an nachrückenden Truppen vorüber. Park in Sicht.

Der letzte Strahl der Abendsonne huschte in die Wolken zurück. Der Himmel blieb rot wie mit Blut getränkt. Der Widerschein brennender Häuser.

Parktor mit den Pferdeköpfen. Die blonde Frau Emma mit der üppigen Gestalt hatte zwar starke Nerven, aber als sie jetzt wieder in den Park einfuhren, dessen Rieswege noch blutgetränkt waren, fröstelte ihr das Grauen über den Rücken. Ihr Arm



umspannte die zitternde Gestalt an ihrer Brust. Sie hat's dem Willi versprochen: ‚Ich werde sie dir gut versorgen.‘ Und diese Sorge wollte sie jetzt wie ein Vermächtnis übernehmen.

Sie fuhren in einen verschatteten Rosenlaubgang ein und hielten vor dem schmiedeeisernen, mit einem Messingsodol versehenen Thor der Halle. Lautlos, weit öffneten sich die Flügel. Ein glattrasiertes Dienergesicht dahinter, Wadenstrümpfe, Kniehosen, hielt den Kopf steif, würdigte die Eintretenden keines Blickes.

Einer der verwundeten Krieger, der sich noch hinschleppen konnte, blieb draußen zaghaft stehen. Nein, in diese schimmernde Halle bringt ihn keiner hinein. Wände mit weißer Marmorverkleidung und darüber die Wandmalereien in Gold auf weißem Grund. Das Billard neben der Marmorgruppe, der plätschernde Brunnen aus Kunststein mit Kupferbeschlag, daneben die schwarze Marmortreppe, Geländer weißlackiertes Eisen mit Messingfüllung, — und dort hinein soll er mit seinen beschmutzten Stiefeln, nein, bitte, wo ist die Küche — er wird sich neben den Herd setzen —.

Frau Emma faßte den guten Jungen untern Arm und nahm ihn mit sich.

Und da stand auf den schwarzen Marmorstufen der Schloßherr. Vornehm stand er, von einem eleganten Schneider ausgestattet, das hagere Gesicht gerötet von guten Weinen, schlohweiße Augenbrauen, aber das Kopfhaar schwarz, an den Schläfen stark angegraut.

Er sprach gebrochenes Deutsch, sprach nachdenklich und suchte bedächtig nach dem passenden Wort. Aber vornehm, aber sehr. Und brachte es über sich, mit

ritterlicher Grazie seine ‚Scharmanten Gäste‘ einzuladen, ihm in den zum Lazarett eingerichteten großen Speisesaal zu folgen. Einige Betten seien schon mit verwundeten Belgiern belegt, er freue sich, nun auch dem ersten Deutschen beistehen zu können. Er bedauere sehr, daß seine Gattin nicht das Bläsier habe, die Damen begrüßen zu dürfen, sie sei leidend und vor Ausbruch des Krieges nach der Riviera abgereist. Er bitte daher, mit seiner lieben Tochter Yvonne als Hausfrau vorlieb nehmen zu wollen.

Öffnete die Tür zum Balkonzimmer. Der Luftzug flatterte in die Spizenvorhänge der schimmernden Glastür. Von der Decke aus flutete das gedämpfte Licht aus gelben Schalen. An der Vitrine mit den zierlichen Kostbarkeiten aus Sevres-Porzellan stand die schmale, blasse dünne Baronesse Yvonne, pariser Schönheit, in weicher, schwarzer Seide, weiter Halsausschnitt, das leuchtende Schwarz auf der matten Haut — schick und sehr triste. Ja, und so, wie eine vornehme Dame um ihr Vaterland trauert.

Ihr gelangweilter Blick glitt über Honorine hin, blickte interessiert auf.

„Cher papa, kennen wir die Kleine nicht?“

Der Baron, schon in netter Unterhaltung mit der resoluten blonden Frau, drehte sich um — mais oui! Die entzückende Kleine des Notars Leclair. Man fuhr doch schon mal mit dem Auto bei Notar Leclair vor, Notar Leclair besorgte doch die Affären des Hauses. Eh bien, wie geht es dem bon vieux? . . .

Hielt inne. Eine plötzliche tödliche Blässe überzog das Gesicht Honorines. Ein wehdurchirrter Blick nach den fremden Menschen, die da um sie standen, eine jäh

auffteigende Angst um Vater und Bruder, und aus dieser furchtbebenden Sorge heraus wieder der heftig aufpulsende Groll gegen die 'Eroberer'.

Ein stürmender Schritt auf den Baron zu, umklammerte seine Hand. Er soll ihr helfen, er muß ihr helfen, sie muß über das Schicksal ihres Vaters wissen, o sie wird wieder in den Tumult hinauslaufen und nach père suchen, nach Gaston suchen. —

Da gab der Baron sie liebevoll in die Arme seiner Tochter, winkte in liebenswürdiger Aufforderung der blonden Frau zu und begab sich mit ihr und dem Verwundeten nach dem Lazarettsaal.

Unter der Leuchtschale, die einen Orangeton in das Kobaltblau des Balkonzimmers warf, die zusammengeschniegten Schatten der beiden Mädchen. Baronesse Yvonne nahm das von den Aufregungen zerrüttete Gesicht Honorines in ihre schmalen, fein durchäderten Hände, küßte sie auf die linke Wange, auf die rechte, auf die Stirne, auch auf die feuchtschimmernden Augen, ließ ihr warm tröstendes Geplauder über sie hinrinnen. Armer kleiner Engel, ohne Heimat, ohne Vaterhaus, ganz verirrt in der Welt, süße kleine Fliege, ach, nun wird man sie ein wenig verhättscheln, im Schloß behalten solange, bis der gute Papa Notar aufgefunden ist. Baron wird schon sorgen, Baron steht gut mit den deutschen Offizieren, Baron ist menschenfreundlich und will Freund und Feind in gleicher Weise helfen, die Not dieses jammervollen Krieges zu lindern.

Es tut dem Mädchen wohl, es tut ihr ungeheuer wohl. An dieser Emma mit dem starken deutschen Herzen prallt sie zurück. O, aber diese Yvonne! Sie

hat das zärtliche französische Herz, die lieblosende wallonische Hand. Das ist ihre Art!

„Kommen Sie, Liebling.“

Yvonne schlang ihren Arm um Honorines Schulter, führte sie auf den Balkon hinaus.

Das Dunkel wallte immer dichter auf den Park. Am nächtlichen Horizonte die mörderischen Feuerkugeln. Dumpfes Getöse. Ab und zu ein Donner Schlag, der das Haus erzittern machte.

Honorine sah starr in das furchtbare Panorama hinein. Ihre Hände faßten um das Geländer. In namenloser Aufregung bebten ihre Zähne aufeinander.

„Haben Sie niemand, der dort draußen ist?“ fragte sie Yvonne.

Einen verhaltenen Seufzer stieß Baroness aus, sehr verhalten, sie würde nie, wie diese hübsche Kleine da, sich einer Erregung hingeben. Obwohl sie den Cousin Marcel, der in Lüttich kämpft und Major ist und einmal ein berühmter General werden will, recht gern hat — mon dieu, so gern wie man's für eine sympathische Ehe notwendig hat.

Also sagte sie gefaßt:

„Ah gewiß, lieber Engel, ich habe einen scharmanten Jungen da draußen. Wir lassen jeden Abend die Andacht für ihn halten. — Hören Sie? man läutet schon.“ Beugte sich zu ihr, strich ihr mit dem Handrücken über die Wange: „Auch Sie wollen gewiß Ihre Lieben in die Abendandacht einschließen. Kommen Sie.“

Vom Türmchen der Schloßkapelle schlug voll und sonor die Uhr.

Die Kapelle lag im ersten Stock. Weit offen die

eisenbeschlagene Tür. Weihrauchduft flutete durch den Gang. Im dämmerigen Hintergrunde der lichtstrahlende Altar. Ganze Büsche blutroter Rosen darauf. Der Duft quoll in den Weihrauch, eine geschwängerte Luft.

Der Aumonier am Altare, zwischen Kerzen und Blumen, setzte das Sanktissimum aus, die kleine, goldblikende Monstranz. Lang flossen die Kerzenstrahlen über die Kirchenstühle hin. Hodende Schatten darin. Der Verwalter, die Wirtschafterin, der Kammerdiener, der Kutscher, zwei Kammermädchen.

Baronesse Yvonne spielte das Harmonium und sang dazu, sie allein. Sie sang: ‚Marie elle est notre patronne . . .‘

Sie sang es, wie man in Berlin die Rosenarie singt. Sie sind Operettensänger auch vor Gott dem Herrn, die Wallonen. Sie singen ein Sakramentslied auf die Melodie: ‚Ich hatt einen Kameraden.‘ Eh bien, man verkehrt joyeuse auch mit den himmlischen Mächten.

Neben dem Harmonium, auf einem Eisbärenfell, in einem weinrot gepolsterten Blüschfessel starr aufgerichtet eine alte, steinalte Dame in schwarzem Samt, die blühenden Bäckchen von weißem krausem Haar umrahmt. Madame d'Voinge, die Großtante. Sie saß, als ob sie noch eine Welt dirigierte. Sie war sich der Ehre voll bewußt, die ihre Großnichte durch ihren Gesang dem Personal spendete. Saß in starrer Würde und zuckte nur, wenn ab und zu ein Donner Schlag von Lüttich her in die Andachtstille platzte.

Aber nun horchte sie doch unangenehm gestört auf Stimmenlärm im Park, scharrende Füße durch die

Korridore. Wahrscheinlich wieder neue Verwundete. Zwar eine sehr wohlthätige, aber sehr ruhestörende Sache. — O, jetzt gar ein paar Leute in die Kapelle herein! Nun wohl, sehr hübsch von den Leuten, man muß sie nachher ein bißchen loben.

Baumlange Kerle, graue Uniformen, zerschossene Helme, zerrissene und zerschnittene Röcke, aus den Ärmeln hängt das blutbefleckte Hemd.

Sie bleiben an der Thür stehen.

Madame auf dem Eisbärfell winkt, näher zu treten, in den Bänken niederzuknieen.

Da schurften sie polternd in die Bänke hinein, bleiben aufrecht stehen. Es sind Braunschweiger; sie knieen nicht. Und dann geht einer auf den Fußspitzen zum Harmonium hin, fragt, ob sie ein deutsches Kirchenlied singen könnten. Baronesse Yvonne nickte entzückt zu dieser Idee. Man soll ihr nur den Ton angeben, sie kann aus dem Gehör nachspielen.

Da gab ein Baum langer den Ton an, und sie falteten die blutigen Hände, den zerschossenen Helm zwischen den Fingern, in tiefer, stiller Ergriffenheit. Und der inbrünstige Männerfang scholl in die Wehrauchluft, in das Donnern der Geschütze und in den stillen Andachtsfrieden:

„Ein feste Burg ist unser Gott . . .“

Honorine vergrub das Gesicht in den Händen. Auf den gebeugten Nacken wallte eine losgelöste Haarsträhne nieder. Da strich hinterrücks eine Hand diese lodige Strähne ins Haar zurück, und Emmas Stimme flüsterte eilig:

„Ich muß nach meinem Lazarett in Herve zurück. Machen Sie sich hier nützlich, liebe Honorine, es ist

immer ein großer Trost, wenn man mehr Jammer um sich sieht, als man selber hat. Ade! Ich hoffe auf Wiedersehen.“

Als Honorine sich umdrehte, ihr ein Wort sagen wollte, war sie schon fort. Was für eine Frau! Sie kämpfte Schlachten wie ein Mann. Schlachten, in denen kein anderes Blut floß, als ihr eigenes Herzblut. Aber wer wird davon viel Aufhebens machen . . . Ein feste Burg ist unser Gott . . .

Die Kerzen strahlen. Tiefer sank die Nacht.

---

#### IV

Das war eine Nacht!

Die Finsternis tobte. Man wagte nicht hinauszuhorchen, nicht den Kopf durchs Fenster zu strecken, denn die Luft schallte und zischte von Geschossen.

Honorine lag unter der himmelblauen Steppdecke, den dunklen Kopf in dem Kissenbausch. Ihre Augen starrten groß und grübelnd. Sie starrten in die rote Ampel auf der Etagère in der Ecke. Über der roten Ampel stand in einer kleinen Grotte die Mutter Gottes von Lourdes.

An dem weißen Blanstrich der Wände floß das rote Düstter herab. Mystische Schauer geisterten durch die nächtliche Stille des Gemaches.

Mitternacht schlug vom Kapellentürmchen, hart und schwer. Der unruhige Blick aus den Kissen noch auf der Statue über der roten Ampel. Madonna . . . Madonna . . . Wirres inbrünstiges Flehen. O Madonna, wie schön und rein, wenn ein Kind für den

Vater fleht, eine Schwester für den Bruder . . . Ah, mon dieu! Warum lügt sie denn —? Warum verbirgt sie vor Madonna das zuckende Herz —? Ihr heißes Flüstern ist ja nur für ihn . . . für ihn . . . Sie will ihn ja nicht mehr wiedersehen, nie . . . nie . . . nie . . . O Madonna, aber keine Kugel treffe ihn — — Wenn ihn eine Kugel trifft, o Madonna!! —

Ihre Hände krallten in die Decke ein, ein Angstschrei würgte ihr im Halse . . . Madonna, sie wird wie eine Irnsinnige davonlaufen, wenn eine Kugel ihn trifft!

Die seelische Erschütterung kam lähmend über sie. Eine Schwäche nahm sie in einen fiebernden Schlaf hinüber.

Verstummt der Kanonendonner. Plötzlich, jäh und abgebrochen. Ein dumpfes Atemholen. Und tiefe unheimliche Stille.

Hestig die ab und zu stockenden Atemzüge der Schlafenden. Ein kurzes Wachen in wilden Träumen. Und dann stockte der Atem — ein Horchen im Traum — jäh — Was war das . . .? Ein Surren in der Luft . . . näher immer näher . . . lauter immer lauter . . . unaufhörlich, eine brummende monotone Gewalt . . . näher . . . näher . . . und stark und stärker . . . jetzt ein Brausen überm Schloß — dicht über dem Dache.

Von wahnsinnigem Schreck erwacht, sprang Honorine auf, schlaftrunken, entsetzt, irr und wirr taumelnd durch das Zimmer. Ein tosendes Brausen in der Luft. Ein schwebendes Donnerrasseln. Ein langsam nahendes, drohendes dumpfes Schicksal.

Was ist das, o Gott, was ist das?!

Ein Rochen an der Tür.



„Wer da?“

„Yvonne. Kommen Sie schnell, Sie werden etwas Wunderbares sehen.“

Honorine schlüpfte in den Kimono, den ihr das Kammermädchen in die Garderobe gehängt hatte, schloß die Tür auf, schob die Portiere dahinter weg, und da sah sie die lichtweiße Gestalt der Baronesse auf dem Treppenpodest, hatte in der Hast den Bademantel umgeworfen.

Eilte in das Turmzimmer vorauf. In der Mauerlücke klickte das schmale Fenster auf. Baronesse schwang sich in die Mauernische, Honorine sprang auf den Schemel.

Und da sahen sie es. In dem fahlen Gewölk das schwebende Ungetüm.

Ein brummender, summender Riesenschatten, in majestätischer, feierlicher Flugbahn. Ein schnaubendes urweltliches Ungeheuer. Ein Phantom fiebernder Phantasie. Und hoch und kühn vom Wolkenmeer getragen.

„Zeppelin!“ scholl es von drunten herauf.

Der Baron stand in der untern Turmgalerie und verfolgte mit dem Feldstecher den Wolkenlauf des Luftschiffes.

Baronesse aus dem Turmfenster heraus:

„Wo fliegt der hin?“

„Direktament auf Lüttich zu.“

„Mais, mais, was wird er dort machen?“

„Ah, ma chère, das müssen wir abwarten.“

„Mon dieu, es bligt!“

„Still, still, es bligt nicht —“

„Si, papa, si!“

„Parbleu! Ein Scheinwerfer — seht ihr — seht ihr —!“

„Ah ça — die ganze Welt wird hell!“

„Still, still . . .“

„Oh, papa, ich sehe die Türme der Kathedrale!“  
Honorine angstlächzend über ihr, mit ausgestrecktem Arm hinaufweisend:

„Sehen Sie das —? Das Schiff steht — es steht in den Wolken . . .!“

„Ja, ja, ja — über der Kathedrale . . .“

„Nein, über den Forts . . .“

„Still da droben, still!“

Hell und heller, größer, weiter wird der Schein — blickhaft, aber man glaubt ein Jahr bebender Erwartung zu durchleben. Und nun in dem Schein — plötzlich — ein fallender Schatten —

Löst sich von der gespenstigen Masse des Luftschiffs los — ein Korb scheint's zu sein an einem Seil — sinkt tiefer, tiefer, . . . ein Mann darin . . . ein einzelner Mann . . . starr aufgerichtet . . . der Bombenwerfer . . . Und der Mann in dem blendenden Schein hebt beide Arme . . . und husch! flieht der Schein fort. — Und drunten in der dumpfen Finsternis schwellt es auf, eine weiße, schwefelnde Dampfsäule — eine Flamme zuckt auf — verlöscht wieder, zuckt wieder auf, surrt in zischendem Strahl empor — lodert an einem Giebel hinauf . . . In lohendem Leuchten schlägt der Flammenwirbel in die Nacht. Brand am Himmel, Brand in den Abgründen der Finsternis.

Gluthell über den Schrecken des Krieges knattert das strahlende Feuer auf.

Schüsse in der Nachtluft. Alarm! Alarm! Es

knarrt und knallt, flackert und leuchtet, lärmt und flucht. Das Tosen und Donnern ist wieder erwacht. Fluchgelächter der Hölle. Die wachgeschrieene Welt zittert.

Und droben hoch in den Wolken zieht's wieder seine majestätische, feierliche Flugbahn. Näher immer näher und wieder auf das Schloß zu.

Hinter schwarzwallendem Gewölk brennt gleißend eine halbe Mondscheibe durch. Da schleift das Luftschiff drüber hin und verdunkelt Mond und Sterne. — Jetzt wieder dicht über dem Dache — — schnobernd, surrend in tiefem rasselndem Zorn — — —

Das Werk war getan. Heim kehrte der Sieger Zeppelin.

Hinter ihm loderte der Brand über Lüttich.

Aus der Mauernische heraus bog die Baronesse. Zitternd hervorgestoßene Worte:

„Es war ergreifend schön — aber wie schrecklich, o wie schrecklich!“

Da sie aus der Nische abspringen wollte, sah sie das Mädchen noch hochaufgerichtet auf dem Schemel, unverwandt in die brennende Nacht starrend.

„Ma chère?“ Und klopfte ihm auffordernd auf die herabhängende Hand. Sie war eiskalt.

Da faßte sie die Verstörte um die Hüften, nötigte sie, hinabzusteigen.

„Kleine Fliege, wir wollen wieder schlafen gehen.“

„Ich kann nicht schlafen, Baronesse.“

„Aber ruhen, nicht wahr? Mit offenen Augen schöne furchtbare Bilder sehen, nicht wahr?“

„Nicht in das Zimmer allein, o bitte, nein!“

„Sie fürchten —?“

„Ich fürchte mich nicht — bitte, Baronesse, lassen Sie mich an Ihrem Bette sitzen.“

„Armes Hühnchen, so verstört, so verirrt!“

Und küßte sie auf die linke Wange, auf die rechte und auf den zukenden Mund.

„Sie sollen in Ihr Bettchen, kleine Notär, Ihre Nerven springen ja wie elektrifiziert. Ich werde mir die Chaiselongue neben Sie rücken lassen und Ihre Hand halten und uns Notre Dame von Lourdes in der Grotte empfehlen.“

„Pardon, Baronesse, das werde ich gewiß nicht zugeben.“

„Ach, kleine Notär, lassen Sie mich doch Wohltätigkeit üben. Ich komme mir schrecklich unnütz vor.“

Stieg mit ihr die eiserne Turmtreppe hinab. Da hörte sie das Mädchen neben sich sprechen:

„Baronesse soll sich nicht mit mir nützlich machen. Wenn Baronesse sich nützlich machen will, soll —“

„— soll sie zu den Verwundeten hinunter, die Baronesse, nicht wahr? Liebste, die Baronesse war schon da, hat nicht mal Kompressen auflegen können, ist vor einer kleinen Fleischwunde in Ohnmacht gefallen, und da verordnete mir der lange, sehr lange, ungeheuer lange deutsche Docteur absolutes Fernbleiben, und Papa sagte, die Verwundeten rebellierten schon, wenn sie bloß meinen Schritt hörten.“

„Ein deutscher Docteur sagt Baronesse?“

„Ja, Schak, das sagt Baronesse. Er ist uns gestern mit einem Wagen voll kranker Krieger ins Haus gefallen, und merkwürdig: nur belgische Soldaten, unsere braven Jäger.“

„Ein deutscher Docteur?“

„Ein deutscher Docteur. Finden Sie das komisch?“  
Honorine antwortete nicht gleich. Und dann unvermittelt:

„Glauben Sie, daß unsere Ärzte auch verwundete Deutsche pflegen?“

„Fi donc! Wie häßlich und grausam, wenn sie es nicht täten!“ Und plötzlich bitterer Ernst in dem schmalen Gesichte: „Der Unglückliche ist nicht mehr unser Feind. Aus diesen Erwägungen heraus sind wir nicht nach der Riviera geflohen, haben das Schloß als Lazarett hergerichtet und werden hier aushalten.“

Blieb auf der halben Treppe stehen. Drunten wurde eine Tür geschlossen, Schritte über den Läufer, die Stimme des Barons, und dazwischen das leise zurückhaltende Sprechen eines andern. Ah, der Docteur! Und nun blieben die Herren just neben der Treppe stehen, sprachen über die Kriegstüchtigkeit der Zepeline und darüber, ob Lüttich fallen würde oder nicht.

„Voilà, jetzt sitzen wir hier schön fest,“ raunte Baronesse.

Derweil drunten eine rege Erörterung sich weiterspann. Der Baron mehr gewandt, als interessiert:

„Eh bien, Docteur, die Nachricht bestätigt sich, Ihre Deutschen haben Handstreich auf Lüttich unternommen, famos, sehr famos! Kaum im Lande, und schon in Lüttich — mein Kompliment! Napoleon hätte es nicht besser machen können.“

Der lange Doktor mit dem seidigen fahlblonden Haar und den kindhaft guten Augen lächelte ungläubig:

„Das hört sich ja sehr nett an, aber ich glaub's nicht. Der Aufmarsch unserer Truppen ist noch nicht beendet.“

Dem Gros konnten nicht einmal starke Sicherungen vorausgeschickt werden.“

„Si, si! Man ist schon in die Stadt eingedrungen. Flüchtlinge, die mein Kutscher in der Nacht eingebracht hat, erzählen, daß man den Kommandanten von Lüttich gefangen genommen habe.“

„Ei! Wenn das sich bewahrheiten sollte! Unsere schwere Artillerie rückt ja jetzt erst an — und ohne diese abzuwarten, sollen unsere Sandlatscher den Handstreich versucht haben!“

„Ohne das schwere Bumbum, das unsere Festung umwerfen soll? Ah! Bedenken Sie, Brialmont hat sie nicht aus Pappe erbaut.“

„Weiß übrigens der Herr Baron das Merkwürdige, daß Lüttich ursprünglich nicht gegen Deutschland, sondern gegen Frankreich befestigt wurde?“

„Weiß er nicht, der Baron, läßt sich das aber gern sagen.“

„Nach dem Krieg 1870 erklärten bei den Friedensverhandlungen in Frankfurt am Main französische Staatsmänner frei und offen, daß sie sich durch die Eroberung Belgiens für Elsaß-Lothringen schadlos halten wollten. Danach erst begann man mit den neuen Befestigungen — aus Besorgnis vor Frankreich!“ Lächelte spitzbübisch der lange Doktor.

„Sie wollen gewiß noch etwas hinzufügen,“ sagte der Baron.

„Darf ich?“

„Sans rancune.“

„Die französische Freundschaft beruht in Belgien entweder auf Gedächtnisschwäche, oder — sie ist würdelos.“

„Sollen wir jetzt mal husten?“ raunte Yvonne.

Und der Baron schnell:

„Pardon, pardon, wir sind nicht französisch, nicht flämisch, wir sind belgisch, echt belgisch. Unsere Sympathien gehen nach Frankreich, weil wir uns ihm stammverwandt wähnen. Dreieinhalb Millionen stammverwandte Wallonen. Hierzu mögen etwa hunderttausend eingewanderte Franzosen kommen. Dann wieder die neue Generation der Mischehen aus Belgien und eingewanderten Franzosen. Wir haben unsern höchsten Adel, teilweise unsere Minister, die aus dieser Mischung hervorgehen. Soll heißen: Belgien sucht nicht die französische Freundschaft aus Deutschenhaß, sondern sie ergibt sich aus den Verhältnissen.“

„Na, wirkt da keine andere Gewalt, die das Gleichgewicht herstellt?“

„Wenn Sie die flämische Bewegung so nennen wollen — ja. Diese Flamigants möchten am liebsten die französische Sprache in Belgien ausrotten und ihr Flämisch zur Landessprache machen. Ein blinder Gegensatz zum andern. Belgien ist von fanatischen Gegensätzen zerwühlt. Es will keine Herde in einer Hürde sein und hört darum auch nicht auf den Hirten.“

„Hat 1870 doch auf den Hirten gehört. Leopold II. proklamierte strikte Neutralität, und Leopold II. war klug, sehr klug.“

Aber der Baron zurückhaltend:

„Wir wissen noch nicht, wie König Albert ist. Nur das wissen wir, daß er bewußt aus der Spur seines Onkels herauslenten will.“

„In ein Abenteuer hinein.“

„Das wissen wir heute noch nicht.“

„Cher papa!“ in verhaltener Ungeduld von droben herunter, „ich bitte die Herren, sich umzudrehen oder auf ihrem Zimmer weiter zu debattieren. Wir müssen ungelesen vorüber.“

„Kommt nur, mes enfants, wir sind blind!“

„Docteur, verschreiben Sie dem Baron: absolutes Hineingehen! — Sie haben ja derlei Rezepte.“

Und lachend die Herren ab.

Husch! Zwei weiße Gestalten die Treppe hinunter und vor das Gäste-Schlafzimmer. Der magere alabasterweiße Arm der Baronesse langte aus dem weiten Ärmel des Mantels nach der Türklinke. Da lag die heiße Hand Honorines auf ihrer. Ein fester, pressender Druck.

„Baronesse, ich werde allein schlafen.“

Baronesse schob ihr Gesicht dicht an das des Mädchens, sah ihm in die unruhigen Augen. Sprach leise und in schwerer Betonung:

„Die kleine Notär will die Zähne zusammenbeißen und mit sich selbst fertig werden. Sie hat recht, die kleine Notär, und dafür muß ich sie küssen.“

Küßte sie auf die linke Wange, dann auf die rechte, dann auf die zitternden kleinen Hände. Bon soir, bon soir, dormez bien, revez douce . . . Und schlafen bis in den Mittag! Um zehn Uhr tritt erst die Friseurin an, um elf Uhr Kammertägchen zum Ankleiden, um zwölf Uhr Gabelfrühstück — compris?

Tür zu. Stille im Schloß. Vorüber die Tragödie einer Nacht.

Durch die Gänge huschte eine Frau in breiter weißer Dienerschürze, die Wirtschaftlerin, die Nachtwache bei den Verwundeten hatte.



Honorine allein in dem roten Dämmer des Schlafzimmers. Stand unbeweglich mitten im Gemach, wie flüchtend hineingestoßen. Aus der schaurigen Stille um sie schrie es ihr noch in die Ohren hinein. Der Kopf war ihr voll Lärm. Die Gedanken eiferten in wildem Sprechen. Die Bilder der Nacht jagten ihr vor den Augen.

Und immer wieder das eine: drunten der große Saal, Stöhnende, Sterbende in den Betten. Freunde und Feinde. Und dieses Haus hier nahm sie alle auf, Freunde und Feinde. Von Bett zu Bett ein Mann, der Wunden heilt, Trost und Freude spendet. Dem Freund, dem Feind.

Unglückliche sind nicht mehr unsere Feinde.

Kein Lärm mehr in ihrer Seele. Wenn Baronesse das sagen kann — und Baronesse hat doch auch jemand da draußen in dem grausamen Tumult —

Langsam auf ihr Bett zu, knöpfte die Schnüre des Morgenrocks auf. Soll sie nun schlafen —? Hier liegen und sich von wilden Träumen schütteln lassen —?

Temperamentvoll aufgerüttelt riß sie den Morgenrock ab, begann sich anzukleiden. Von nervöser Unruhe elektrifiziert bis in die Fingerspitzen hinein.

Friseurjacke um. Das schwarze seidig glänzende Haar lose im Nacken geknotet. Es haushchte um die Ohren, wellte auf die Stirne. Den blitzenden Stirnreifen —? Nein. Keinen Schmuck, keine Freude. Drunten stöhnte und starb Freund und Feind . . .

Heiß strömte es über sie hin. Eine freudige Glut, aus ihrem Grübeln herauszustürzen in eine feurige Tat.

In ein großes alles verzehrendes Opfer.

Warf das Kleid über, das dunkelblaue Hauskleid mit dem breiten weißen Spitzenkragen, so wie man sie aus dem brennenden Hause herausgeholt hatte. Im Halsausschnitt hing noch die verwelkte Rose.

So, und was nun? Hinunter zu den Verwundeten und Dienste tun. Wie Emma sie tat. — Nein, nein, nein, nicht mit dem starken Herzen dieser blonden Frau. Sie wird ihr heißwogendes Herz zermürben in dem Opfer, das sie jetzt bringt.

Hin zur Tür. Ihr Blut flammt. Jetzt — jetzt gleich hinunter. Ihr Herz zusammenpressen und Liebe dem Feind spenden.

In der offenen Tür stand sie, ein Blick zurück nach der Grotte. Wenn sie der Madonna dieses Opfer bringt, wird Madonna helfen.

Reiße die Tür zu. Geräuschlos über die Läufer. Der lange Gang gedämpft beleuchtet. Drunten in der Halle schlug eine Uhr.

Aufs Geratewohl öffnete Honorine die nächsterste Tür, eine Nischentür in dunkel gebeizter Täflung. Ein weiter, dunkel gehaltener Raum, breit ausschweifende, behagliche Mahagoniemöbel in Empire, auf dem in die Wand eingebauten Ramin die Stehlampe mit rotem Seidenschirm. Sie brannte. Das milde Licht floß über die wunderbaren alten Gobelins von Becuweis, mit dem Wappen des Barons darin. Daneben ein merkwürdiges Ding, auf echt Sevres die gedrungene Gestalt Napoleons I. als Konsul.

Ein Raum, wie ihn alte französische Landschlösser aufweisen. Im Winter brannten und prasselten in diesem wuchtig ausladenden Ramin die Buchenscheite.

Honorine schlüpfte in den Lichtkreis der Lampe.

Auf dem Kamin die Verbandtasche des Arztes, blitzende Instrumente.

Sie horchte. War etwa der Doktor bei den Verwundeten? Ein heftig herausgepreßter Seufzer — hier durch die Tür hinter dem Brokatvorhang. Also lagen sie dort, die Unglücklichen, die Freunde, die Feinde.

Um einen Spalt öffnete Honorine. Ein kühler halbdunkler Raum. Hinter und zwischen Blattpflanzen und Palmen die Reihe der blühweißen Betten. Die raschelnde Schürze der Wirtschaftlerin zu dem Bette hin, woher das leise Stöhnen drang.

Ein junger Mensch, zur Seite gekrümmt, in die Kissen hineingewühlt. Gab keine Antwort; nur abgerissene Worte: „— chez moi — chez moi . . .“ Wie ein fürchtendes Kind nach der Mutter ruft.

„Will der noch ömmer fut?“ fragte einer aus dem Bett am Fenster. Er mußte im Bett sitzen, die Kniee hoch, den Rücken durch einen Schemel gestützt. Er machte seine schläfrigen Augen groß, als er die Mädchengestalt zwischen den Betten schlüpfen sah.

Honorine schlich zaghaft neben die Wirtschaftlerin. Ihre Frage wie ein Hauch:

„Ist er schwer verwundet?“

„Er hat einen Schuß in den Darm, Mademoiselle.“

Da fiel ihr Blick mitleidig auf den glühenden Bubenkopf in den Kissen. Er fieberte stark. Auf der Tafel über seinem Bette war die Temperatur auf neununddreißig Grad notiert.

Sie beugte sich zu ihm nieder, ihre Hand glitt über den eckigen Schädel.

„Mon ami,“ flüsterte sie über ihm „mon ami . . .“

Und liebte diesen Mann, liebte ihn in weinender Ergriffenheit. Es war ihr, als ob in ihm ihr erschlagenes Vaterland stöhne . . . chez moi . . .

Die Wirtschafterin sagte:

„Sehen Sie den Mann drüben, der im Bett sitzen muß, Mademoiselle — ein komischer Mensch. Beide Kniee sind ihm zerhossen, aber er schwächt noch immer gern. Schade, daß ich ihn wenig verstehe, ich verstand aber, daß er in Val dieu bei den Mönchen unsere Baronesse Urviel gesehen hat. Eine Nichte von Madame d'Uvinge, wissen Sie. Sie pflegte auch Verwandete, wir wollen uns in dieser Zeit alle den Himmel verdienen. — Will Mademoiselle nicht ein paar Worte mit dem komischen Menschen sprechen? Mademoiselle versteht ja Deutsch, nicht wahr? Der Notär sprach auch Deutsch, nicht wahr, ich erinnere mich, er sprach mit dem Jean, der hier Portier ist. Aber der Jean will längst kein Deutscher mehr sein, er hat sich glatt rasiert und ist nun Engländer. — Sehen Sie, der komische Mensch winkt Ihnen schon.“

„Freilein, bst! . . . bitte, sind Se ooch Baronesse? Gestatte mir vorzustellen: Herr Bitter Lampertz aus Aachen, wo Karl der Große jestorben ist. Hören Se, Freilein, gibt es net en französisch Buch, wo so drin steht: Wieviel Uhr ist es? Oder: Geben Sie mir ein Glas Wein. Oder so wat. Der Frau hab ich en Ziehjarre jefragt, und da bringt sie mich en Tebetbuch. Dat nenn ich en Mißverständnis. — Wat? Können Sie ooch king Dütsch? Tut mir leid. Wie soll ich mir denn da bejreislich machen? — Wollen Se wat? Ach so, wat för Schmerzen uff dem Herzen ich hätt, Kopping hab ich, Freilein. Wissensse, wat Kopping

eß? Kopping eß iräblich, es eß so, als hätten S i e es und i ch begriff es net. — Ob ich in Val dieu war? Das heäißt jetzt Gottestal, und Liège heäißt übermorgen Lüttich, und Nangsi Nanzig und Paris Café Kronprinz. Alles verdütscht, nur net den Schampamper, den saufen wir französisch.“

Lachte gutmütig los, schlug sich dann auf den Mund, denn in den Betten knurrten sie.

Honorine setzte sich auf den Bettrand. Wie er grenzenlos komisch ist! Jetzt wird sie mal mit ihm Deutsch sprechen. Flüsterte:

„Warum sind Sie nißchte geblieben in die Gottesstal?“

„Jung,“ dachte Pitt, „die spricht Deutsch wie 'n Kuh Spanisch.“ Schob die Decke über die bloßliegenden Kniee, denn er wußte schließlich auch, was ein junges Mädchen sehen durfte und was nicht. Und begann ausgeräumt zu erzählen; er strengte sich an, sie sollte sehen, daß er auch in klarstem Hochdütsch sich bestimmen konnte.

„Eykius, ich hatte doch bloß een Schuß in die Nase. Da dacht ich mich, mit der Nase j e h t man doch nich, und da hab ich mir aufjemacht und bin davonjtoffen dem Herrn Willi nach. Wat springense denn uff, Freilein? Hat Ihnen en Floh jebissen? Jawoll, der sojenannte Herr Willi von minge Chef — en jroßartiger Mensch! Pitt, hat er jerufen, als er mir auf 'm Munitionswagen anrappeln sah, Pitt, du kommst noch früh genug, um mit in Lüttich einzurücken. Wollense wat, Freilein? Ist et Ihnen nich jut, oder sijense schlecht uff minge Schmerzenslager?“

„Wieviel heißt der Willi?“

„Wieviel der heißt? Ach so, wie der heißt? Merzens und Söhne heißt er, verlobt soll er ooch mal gewesen sein, aber das schafft man sich vor dem Krieg vom Leib. En iroßartiger Mensch! Der hat Ihnen woll ooch mal jefallen, wat?“ blinzelte ihr zu. Marie Jusepp! Wie die nu alle Farben ins Gesicht kriegt. Zeigte in ihrer Verwirrung auf seine Kniee, wollte ablenken.

„— und da sind Sie hier totgeschossen worden?“

Da war er wieder in seinem Fahrwasser.

„Na jut, wie ich so uff die Landstraß hinhottele, fährt ne Munitionskolonne an. Ich mir druff und uff der Prozkasten schwingen war eins, zwei, drei, haste net jesehn. Marie Jusepp! Wat sind die Reäls losgesauft, dat mr janz verstoekt öm sich kiedet, et konnt eenem orntlich kollig werdn. Also vorwärts mit Gott für König und Vaterland! Hoppla, da klabatscht et ooch schon vor uns nieder, janz jemeine Granaten, und een Splitter flutscht mir durch die Königlich preußischen Montur. Zapperlot! Die Nase hanse mir schon jepuht, nu wollense mich auch die Montur austäube. Merci, zu jütig, Musjö Käppi — hopp! vorwärts! Munition an die Front! Aha, und nu brummt et plöghlich über uns, een französischer Flieger uffm Erkundungsflug, hat uns ooch jleichtet, streicht frech ne Kurve um uns, wir unsere Abwehrkanone uff ihm — pass, puff! Hat ihm! Aber er schlingert sich noch jemöttlich in die feindliche Linie zurück. Na ja, jetzt werdense uns jleich verbummsen. Und richtig ne Ladung Hülsenfrüchte schwirrt an, et hagelt Pfeffernüß. Macht nüs, wir müssen durch. Unsere Artillerie muß Feuer habn. Das Schießen aus unsererer Schützen-

Linie war schon schwach, also ran mit die Munition und wenn wir all zum Düwel jehn! Der Kamerad, der uff dem Stangenperd sitzt, haut wie jed los. Vorwärts! Vorwärts! Ich hatt hinterm Munitionskasten Deckung jesucht, und da seh ich, daß der Kamerad hintüber fällt, — kaputt jeschossen. Die Perd reißen an die Stränge, schlagen wild los — und da klettere ich über den Munitionskasten ruff, hoppla, und spring uff dat Perd, hoppla! hau auf et los, hoppla rasseln wir mitten rin ins Feuer und Hurra! ruft unsre Artillerie, denn et war höchste Zeit. — Ja, und als sie mir dann vom Faul runternahmen, waren mich meine zwei Kniee zerschossen. — Ja, und nu weäd ich für ming Leben jenug han.“

Er ließ nun doch den Kopf hängen, biß die Zähne aufeinander. Da hörte er ihre leisen Worte über ihn hinstreichen:

„— et puis?“

„Wat?“

„ — und dann?“

„Und dann hat mir der Herr Willi mitten aus das Feuer rausgeholt und jesagt: Pitt, dafür gibt's das Eiserne Kreuz.“

„— — et puis?“

„Dann ist der Herr Willi iradewegs ins Schlachtfeld 'neingegangen, wo die Verwundete zu Haufen lagen, Freilein, zu Haufen, und jeschrieen und jerufen hanse und sind an ihm ranjekrochen, denn die Reiterei kam angaloppiert und et hätt net viel jesehlt, so wärse über die Verwundete weggeritten. Und da hat der Herr Willi sie mit den Sanitätern rausjeschleppt und wo zuwill Blutverlust war, hat er sie mitten im Kugel-

rejen verbunden, und, Freilein,“ seine Brust wogte in rauher Ergriffenheit, „wer so wat jesehen hat, verzigt dat sing Lebstag net mehr.“

Die Stille fiel wie ein Bahrtuch. Leises Kleider-rauschen. Neben dem Bette sank das Mädchen in die Kniee, faßte zitternd beide Hände des Kranken — und wieder und leise und weh:

„— — et puis — —?“

Er sah ihr in die angststarrten Blicke. Da mußte er's. Er zuckte die Achsel.

„Danach hab ich der Herr Willi net mehr jesehn.“

Sie schrie nicht. Sie kniete noch. Ihre Hand wurde kalt in seiner.

Da mußte er sie stützen, als sie aufstand.

„Mademoiselle!“ rief leise die Wirtschafterin, die noch an dem Bette des kleinen Belgiers stand, winkte hastig das Mädchen heran. — „Das Fieber steigt, ich werde den Arzt rufen müssen. Will Mademoiselle so lange hier wachen?“

„Allez toujours!“

Zwei Betten weiter bat einer lallend um ein Glas Wasser, ein deutscher Unteroffizier, aber er sprach gut Französisch. Und dankte und fragte matt, ob noch keine Nachricht vom Kampfplatz.

Da erschien der Arzt in der Tür, nickt ihm zu:

„Lüttich steht vor dem Fall. Die Kruppschen Brummer haben ihre Schuldigkeit getan. Jetzt beginnt der Sturm auf Lüttich.“

Der Sturm auf Lüttich! Die Köpfe ruckten auf. Ein Funke sprang elektrifizierend über sie hin. Eine Verklärung über die fahlen Gesichter der deutschen Krieger. Ein befriedigtes Aufseufzen:



„Gott sei Dank! Nu erträgt man seine Leiden gern.“

Der Arzt winkte heimlich mit der Hand ab. Unruhig wurde es in den Betten der Belgier, ihre Köpfe wühlten in die Kissen.

Aber einer, der neben Pitt Lamperg lag, streckte diesem die gesunde Hand hin, der andere Arm war ihm abgeschossen, — eh, camarade! warum sollte man sich jetzt noch hassen? Man hatte seine Pflicht fürs Vaterland getan, man war jetzt froh, aus dem Hexenkessel heraus zu sein. Du kannst nichts dafür, camarade, ich auch nicht, also gut Freund, camarade.

Mit seltsamen Blicken sah Honorine zu dieser Verbrüderung hinüber. So schlicht sie war, so erschütternd war sie für sie.

Sie hatte sich das anders vorgestellt: zwei bis in den Tod und in die Ewigkeit hinein hassende Völker!

War dieser fürchterliche Krieg nur eine Irreführung der Völker? Hatten die Großen des Reiches nur ein freventliches Würfelspiel mit den Völkern Europas getrieben? Das Volk verhehrt, im Irrtum, im Irrglauben? Und nur die Großen des Reiches kriegten miteinander! Und das Volk mußte vor die Kanonenschlünde! War das so? . . . War das so?! O bon dieu, war das so?!

Erkannte sie das jetzt, wo sie aus dem Einflusse des Vaters herausgerissen war? Er liebte Deutschland nicht. Und der Hassende hat trübe Augen. Hier liegen gute, treue Jungen stark und heldenhaft auf ihrem Leidenslager. Hier geht ein Arzt als milder Helfer und Tröster zwischen ihren Betten. Und draußen — auf dem blutdampfenden Schlachtfeld steht

einer im Saufen der Geschosse, im Heulen der Granaten, stillt blutende Wunden, trägt Stöhnende und Sterbende aus dem Feuer . . . Sind das die Barbaren, die auf Länderraub ausgehen —? . . . Und ist das doch vielleicht wahr, was sie alle sagen, die Deutschen: Uns wurde der Krieg aufgezwungen —?

Ein entsetzliches Gefühl überrieselte sie. Alle Stützen sanken um sie wie brechende Balken. Mon père, o mon père! Wenn du nicht selbst irrefeleitet warst — — ach Gott, sie will das Schreckliche gar nicht ausdenken. Sie sinkt ja um unter dieser Erkenntnis, sie hat dann ja keine Hilfe, keine Stütze mehr.

Nur ihr Haß machte sie stark, nur ihr Haß!

O Gott, o Gott, o Gott, gib mir meinen Haß wieder!

Der lange Doktor kam vom Bette des kleinen Belgiers zurück und an ihr vorüber, verbeugte sich leicht — da stand sie in seinem Wege, sagte es fast heftig heraus: sie will ihm helfen, sie will Verwundete pflegen.

Ein verlegenes Lächeln glitt über sein Gesicht, er suchte nach einem höflichen Grund zur Ablehnung. Doch kam sie ihm zuvor.

„Sie denken, daß ich wie Baronesse in Ohnmacht falle, pas? Bitte —“ schnellte ihm ihren Arm hin, streifte den Armel hoch — „schneiden Sie, ich schreie nicht.“

Aus ihren schwarzen Augen funkelte es ihn an, fast düster wie die wilden Blicke der schwarzen Teufel aus dem Becken von Lüttich.

Er sah den wonnig geformten Mädchenarm vor sich — ei bewahre! er wird ihn lieber küssen als schneiden. Sagte ausweichend:

„Mademoiselle muß erst einen Kursus für Krankenpflege durchmachen.“

„Hat Madame Emma einen Kursus für Krankenpflege gemacht?“

„Frau Emma Mertens hat diesen Kursus schon gemacht, bevor sie in die Ehe trat.“

„Bien, ich werde meinen Kursus bei Ihnen machen.“

Ich werde! Sehr hübsch. Nun wage einer noch einen Einwand. Der lange, milde Doktor gewiß nicht. Also sie wird!

Er horcht auf. Es scheint draußen wieder etwas los zu sein. Stimmen im Park. Deutsches Militär. Ob wieder ein Transport Verwundete? Dann muß hier für Abtransport nach Macheu gesorgt werden, um für die andern, die noch nicht weiter transportiert werden können, Platz zu schaffen.

Er eilte hinaus, er war froh, von diesem Mädchen fortzukommen. Wenn Frauen nichts mehr zu verlieren haben — ei nun, diese Schöne aus Belgien schien bereit, in einen Abgrund zu springen.

An der Tür trat er ehrfürchtig zurück. Die Uralte, die Ahnfrau, rauschte herein, Madame d'Avinge. Auf einen Krückstock gestützt, mit schleppendem schwarzem Seidenkleid, eine Spitzenmantille auf dem Mumienskopf. Hinter ihr, ebenfalls schwarz, ohne Kopfbedeckung, die Augen niedergeschlagen, die Kammerfrau. Sie trug würdevoll die drei Gebetbücher von Madame d'Avinge. Das Missale Romanum in Goldschnitt, Le livre de Piété, und Exercices spirituels von Kardinal Mercier.

Madame begab sich zur Messe, und bevor Madame

sich zur Messe begab, brachte sie schon ein Opfer: sie machte ihren ersten Krankenbesuch. Schurste mühsam ans Bett eines jeden, begrüßte ihn mit dem apostolischen Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! Und machte segnend ein Kreuz über ihn.

Auf ihren frommen Gruß antworteten die Belgier: In Ewigkeit, Amen.

Die Braunschweiger sagten nichts, aber als die dürre Hand sich zum Segnen über ihnen erhob, sahen sie die Hand ihrer Mutter und falteten die Hände und nickten dankbar.

Lauter und näher die Stimmen im Park. Dann in der Halle drunten. Der Doktor lachte froh und herzlich, man kannte ihn kaum wieder. Einen lieben Freund sah er da plötzlich wieder, einen Offiziersstellvertreter, Franz nannte er ihn, Söher Jung.

Ein Ingenieur und zwei Mann mit ihm. Auf dem Turm des Schlosses sollte ein Beobachtungsposten errichtet werden. Man weckte den Schloßherrn.

Der Doktor: „Wie steht's draußen? Kommandant von Lüttich gefangen?“

„Ne, in Unterhosen und mit der Zahnbürste entwischt, aber wir gehen ihn uns wieder holen.“

„Ich fürchtete schon, daß man mir mit neuen Verwundeten anrückt,“ sagte der Doktor.

„Dann fürchte weiter,“ sagte Franz Borgers gelassen, „denn Nachschub ist auf Weg hierher.“

„Gut, dann muß ich abtransportieren lassen.“

Der Baron stand auf den Marmorstufen der Halle.

„Womit — wenn ich fragen darf? Die Autos sind mir requiriert von unsern Truppen, die Equipage von Ihnen — bleibt nur noch der Jagdwagen.“

„Der muß hier bleiben,“ erklärte der Doktor entschieden, „sonst sind wir hier vom Verkehr abgeschnitten, und ich brauche Medikamente.“

Stellte die Herren vor. Bereitwillig ging der Baron auf das Ansuchen ein, führte unverzüglich den Ingenieur mit der Bedienungsmannschaft zum Turm hinauf.

„Hast du hier die nötige Assistenz?“ fragte Franz.

„Die sehr brauchbare Wirtschaftlerin, daneben die Baronesse dieses Hauses, die in Ohnmacht fällt, wenn sie Blut sieht und ein sehr hübsches Mädchen, die mir schwört, nicht in Ohnmacht zu fallen, aber dann fällt sie sicher.“

„Und das schöne Mädchen ist dir nun so 'ne Stütze der Hausfrau, was? Da geht unsereins und läßt sich totschießen, und so 'n Kerl sitzt hier und lubbelt Süßholz.“

„Still doch — da kommt sie.“

„Warum gehst du denn laufen?“

„Nur ein strategischer Rückzug, keine aufgelöste Flucht.“

„Netter Patron! Läßt mich Mannsbild hier ohne Aufsicht stehen —“ hielt inne, sein Blick weitete sich. Herr du mein — wer steht denn da am Treppengeländer? Das Mädchen aus dem brennenden Haus — dem Willi sein . . . Nanu —

Er ist gewiß nicht auf den Mund gefallen, aber wie die jetzt da urplötzlich vor ihm auftaucht, sich an das Geländer krampft, auch ihn erkennt — nein, kein Wort bringt er heraus, rein wie vor den Kopf geschlagen.

Netter Zustand! Schön ist anders.

Mit seinem Französisch verdient er sich auch keinen Nobelpreis. Le boeuf — der Ochs, la vache — die Kuh, fermez la porte — die Türe zu. Na, zur Not reicht's noch. Also vorwärts!

Da wirbelte schon der Kleiderbausch die Treppe herunter, stand vor ihm. Die Augen, die wirrenden Augen, dunkel und düster.

„Wohin haben Sie ihn gebracht?“

So — wohin er den alten Fuchs gebracht hat? Unangenehme Frage — vielleicht baumelt der schon.

Legte die Hand an die Mütze, grüßender schneidiger Schnick mit dem Kopfe.

„Habe Herrn Vater nach Aachen abtransportieren lassen, — mehr ist mir nicht bekannt.“

In abgründischer Trauer lagen ihre Blicke auf ihm.

„— mehr wissen Sie nicht von ihm?“

Es wurde ihm heiß. Auf Tränen war er allenfalls gefaßt, aber dieser Blick war ihm unheimlich. Er rappelte sich zusammen.

„Die Sache kommt natürlich vor ein Kriegsgericht —“

Und sie schnell: „Aus unserm Hause fiel kein Schuß!“

„Das sagen sie alle, wenn man sie am Kragen kriegt.“

„Monsieur, man sagt einer Dame nicht, daß sie lügt.“

„Werd ich mich hüten. Sie lügen gewiß nicht, aber Sie können eben nicht behaupten, daß kein Schuß fiel. Sie können höchstens nur versichern, daß der Schuß nicht durch Sie gewollt war.“

„Auch durch meinen Vater nicht!“

„Das wird sich vor dem Kriegsgericht entscheiden.“

„Ich gestatte nicht, daß man meinen Vater des Meuchelmords für fähig hält!“

„Ei? Nennen Sie das jetzt Meuchelmord? Ich dachte, es hieß in Ihrem Lande: heldenhafte Selbsthilfe.“

Sie antwortete nicht darauf.

„Kann ich meinen Vater sehen?“ fragte sie.

„Ich denke nicht.“

„Ich werde bezeugen können, daß er nicht zum Schießen aufforderte.“

„Das glauben wir — aber er hat eben nicht verhindert, daß sein Sohn schoß.“

„Gaston —?!“

„Heißt er so?“

Sie trat ans Geländer zurück, sann peinvoll vor sich hin.

„Als die Deutschen einzogen, war Gaston . . .“

„— auf dem Balkon Ihres Hauses.“

Eine tödliche Pause. Sie preßte die geballten Hände an den zuckenden Mund.

„Sie werden doch nicht sagen, daß —“

„— daß dieser Knabe schoß, ja.“

„Was wird ihm geschehen?“

Na, nun bringt er's nicht übers Herz, ihr das zu sagen.

„Er wird wahrscheinlich nicht verantwortlich zu machen sein,“ sagte er kurz.

Da war sie wie aufgestoßen.

„Dann muß ich doch jetzt fort, zu ihnen —“

„Nützt Ihnen nichts, wirklich nicht — vielleicht ist er schon nicht mehr in Aachen — weiter transportiert

— wer weiß! Der Krieg versprenkelt uns in alle Richtungen.“

Sie stürmte die Treppe hinauf.

„Wohin, Mademoiselle?“

„Zum Baron! Er muß mir helfen.“

„Aber gewiß wird er Ihnen helfen,“ sprach der vom Bodeest der Treppe herab. Streckte beide Hände nach ihr aus, zog sie zu sich herauf.

Angstvolles Entsetzen blickte ihm aus dem Mädchen- gesicht entgegen.

„Fürchten Sie nach Aachen zu reisen, Baron?“

„Ich fürchte nur eins: alt und häßlich zu werden, daß mich dann kleine Mädchen nicht mehr gern haben.“

„Dann reisen Sie jetzt mit mir nach Aachen zu meinem Vater, zu Gaston, sie stehen vor dem Kriegsgericht, man will sie verurteilen —“

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände, sagte sehr gütig:

„Ich werde nach Aachen reisen und für Ihre Lieben sprechen. Aber mit einem kleinen Mädchen reise ich nicht. Das kleine Mädchen könnte mir totgeschossen werden, und das tät mir sehr leid. Aber Sie wissen ja, chère petite, daß ich so tun werde, als wären Sie dabei, nicht wahr?“

O, sie vertraute ihm, o ja. Küßte ihm die Hand. Da wurde er sehr böse. Einen alten Herrn läßt man küssen. Und er küßte ihr beide Hände.

Dann ging er mit Franz Borgers ins Herrenzimmer. Er mußte doch den Sachverhalt wissen.

Unruhig sah Honorine ihnen nach. Was mögen sie jetzt hinter geschlossener Thür reden? Wenn sie



hören könnte — — nein, sie will nichts wissen, will nicht! Sie will ins Ungewisse hinein hoffen.

Und stand noch und meinte, sie müsse auf den jungen Krieger warten, bis er herauskäme und ihr noch etwas sage — noch etwas — nach dem sie nicht gefragt habe — —

Aber etwas, das tausendfach die Angst um ihre Lieben überflügelt.

Und nach dem sie trotzdem nicht gefragt hat — — weil ihre Angst zu groß ist. Und weil ihr das im Kopfe wirbelt, was der komische Mensch der Lampen gesagt hatte: . . . danach hab ich ihn nicht mehr gesehen . . .

Es klang grausam wie eine Totenglocke . . . ,Danach habe ich ihn nicht mehr gesehen . . . ‘

Die Wendeltreppe des Turmes hinauf und hinunter klirrten die schweren Stiefel der Soldaten. Apparate wurden hinaufgeschafft.

Dann rief einer vom Turm herunter:

„Ein Rotes Kreuz-Auto in Sicht! Lenkt auf den Park zu.“

Honorine eilte in die Halle zurück. Wenn nun Verwundete eintrafen, wollte sie dort sein, und der lange Doktor sollte ihr nicht wehren. Ein Wirbel von Empfindungen in ihr war aufgepeitscht und trieb zur Tat, zur heißen, feurigen Tat. Wie sie gehaßt hatte, so liebte sie jetzt. Ein Mittelmaß der Gefühle kannte sie nicht.

Ein Bild in ihrer aufgestörten Seele: zwei feindliche Krieger, die sich von dem Krankenbette hinüber und herüber versöhnt die Hände reichten . . . Was können wir dafür? . . .

Es hatte sie so tief erschüttert, weil es die Erkenntnis in ihr wachrief.

Wer sprach denn da draußen? Das Auto fuhr an —. Eine Frauenstimme —

„Emma!“

Frau Emma wußte nicht, wie ihr geschah, als das Kleiderbündel da gegen sie anflog. Ob sie gute Nachrichten von ihren Lieben habe? — O nein, sehr böse, sehr schlimme. — Ja, nun wußte Frau Emma nicht, was los war. Konnte sich auch nicht lange dabei aufhalten. Da war ja wieder eine richtige Schusterei vorgefallen: Franktireure hatten das Lazarett von Herve in der Nacht angegriffen, Verwundete niedergemacht. Das Lazarett war nun aufgehoben und nach Nachen zurücktransportiert.

Das Schloßpersonal hatte sich um sie angesammelt, auch der Ingenieur kam herzu.

Honorine stand abseits. Die ganze Schmach dieser Tat fiel auf sie, drückte sie fast zu Boden. Als stehe nun in ihr ihr ganzes Land am Pranger.

Sie möchte davonschleichen, sie empfindet eine plötzliche heiße Furcht vor Emma, vor allen, die da stehen und Deutsch sprechen. Man muß sie doch hassen. Man wird sie ja jetzt fortshicken. Sie war ja so entsetzlich hassenswert. So entsetzlich verblendet. Wie hat sie diese Menschen behandelt . . . Wie hat sie ihn von sich gewiesen! . . . Jetzt ging der im Groll von ihr und warf sich draußen in die Kugeln hinein . . . o Gott! sie wird ja wahnsinnig, wenn sie das ausdenkt.

Emma ahnte, wie es um sie stand, kam her und nahm sie. Sie sagte nichts, gar nichts, sie nahm sie nur. Sprach mit dem Ingenieur weiter.

Da kam auch Franz mit dem Doktor. Nein, Bewundete hat sie nicht mitgebracht. Aber man kann jetzt mit dem Roten Kreuz-Auto welche von hier nach Aachen abtransportieren.

Gut, dann hat der Baron Gelegenheit, nach Aachen mitzufahren.

„Der Baron nach Aachen?“ Frau Emma blickte erstaunt auf. Franz setzte ihr kurz die Sache auseinander, gab ihr einen heimlichen Wink. — Ach so! — Ihr Blick glitt mitleidig über das Mädchen hin. Das regte sich nicht, blieb stumm an ihrem Arm. Als spreche man fern, ganz fern von Leuten, die sie nicht kannte.

Emma nahm Franz beiseite. Ob er nichts von Robert gehört habe?

„Nichts. Ist schlechte Nachricht?“

„Ein in Herve eingebrachter Fünfundzwanziger behauptet, er habe ihn fallen sehen.“

„Unmöglich, er lag noch, als ich hierherfuhr, gedeckt durch Artillerie hinterm Wald.“ Beugte sich flüsternd zu ihr: „Es wird doch nicht Willi —“

Ein Schrei hinter ihnen, ein wahnsinniger Schrei. Honorine hing an Emma, schrie, schrie:

„— nicht Willi! Nicht Willi! . . .“

Nervenerschütternde Schreie. Hing an Emma wie in einem Starrkrampf, die wunderbaren Augen weit offen in irrem Leuchten.

Es gellte durch das Schloß. Man lief zusammen. Die Umstehenden vor Schreck und Erschütterung gelähmt.

„Bringt sie nach oben,“ sagte der Doktor leise.

Da löste sich der Krampf in ihr. Sie stand starr und ruhig in den Armen Emmas. Sah sie an.

„Ich gehe nicht von dir. Wohin gehst du jetzt?“  
Emma nahm sie an die wogende Brust, sie schlug ihr zum Zerspringen.

„Sei doch nur still, es ist ja nichts geschehen —“

„Wohin gehst du jetzt?“

Und ließ sie reden und beruhigen und sagte nur das eine und immer wieder das eine, starr und fordernd:

„Wohin gehst du jetzt?“

„Nun denn: aufs Schlachtfeld zurück — ich muß doch Gewißheit über Robert haben.“

„Dann nimm mich mit.“

„Lieber Himmel! Was denkst du, Kindchen! Ein Schlachtfeld ist keine Spazierfahrt.“

„Das weiß ich — ich weiß jetzt viel, viel mehr. Und darum werde ich mit dir gehen.“

Eine ruhige vermessene Entschlossenheit in dem jungen Gesicht.

Franz gab Emma einen Wink. Man muß sie unter irgend einem Vorwand wegschaffen.

Da schwebte, sehr unfertig frisirt, Yvonne über die schwarzen Marmorstufen herab, nahm in ihrer warmen, lebhaften Art von der kleinen Notär Besitz. Ihr folgte der Diener und meldete, daß zum ersten Frühstück gedeckt sei.

Die Herrschaften hatten den Treppenhoden noch nicht erreicht, als der silberne Dreiklang einer Hupe durch den Park schmetterte.

Ein Militärauto, ein Generalstabsoffizier mit Begleitung darin.

Franz Borgers eilte hinaus, schwang sich in Haltung. Die Herren stiegen unverzüglich in den Turm

hinauf, gaben Lichtsignal. Ein Eilen und Hasten. Man wußte nichts, man ahnte nur, daß etwas Großes sich vorbereitete. Eine lauernde tödliche Ungewißheit. Der Rutscher kam und erzählte, daß der Belagerungs- park bis an die Meierei des Schlosses vorgeschoben sei.

---

Als Willi Merkens das Mädchen aus dem brennenden Dorf heraus in die Waldschneise trug und es in die Obhut Emmas gab, du wußte man's schon: diese Nacht Sturm auf Lüttich!

Nicht einen Blick konnte er dem davonjagenden Auto nachsenden. Der Tumult um ihn riß ihn mit sich. Er schickte sich an, seine Kompanie aufzusuchen. Aber wo in dieser mörderischen Wirrnis?

Nahe der Schneise hielt eine kleine Radfahrer- abteilung, wartete des Befehls, zur Erkundung bis in die Zwischenwerke vorzugehen. Also hin zum Leutnant und ein Rad erbettelt.

Da rannte ihm ein anderer zuvor. Aus dem Walde heraus kam er, eine Gefechtspatrouille, brachte alarmierende Meldung.

Im Wald belgische Regimenter im Hinterhalt.

Das konnte nicht stimmen. Infanterie hatte sich längs der Schneise in doppelter Schützenlinie hinter der funkenden Artillerie entwickelt. Sie tat das nicht, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben. Aber die Meldung klang bestimmt. Wie ging das zu? Woher der Feind, den man v o r sich hertrieb, plötzlich im Rücken? Es mußten sich demnach versprengte belgische Truppen im Hinterhalt gesammelt haben. Oder war's wieder einer jener heimtückisch erdachten Tricks?

Ein Major sprengte an, ließ die Vorhut der fünf-

ten Kompanie unter Reserveleutnant Merkens in den Wald werfen.

Reserveleutnant Merkens —? Willi sah Robert voranstürmen, das Gesicht pulbergeschwärzt. Robert! . . . ein Blick vielleicht, ein Gruß . . . der bemerkt ihn nicht. Mit geschwungenem Säbel voran.

Marſch! Marſch! Den Wald säubern. Dichte Schützenlinie, nicht zu breite Front!

Da stürmte Willi ohne Besinnen nach, den entschicherten Revolver in der vorgestreckten Hand.

Das Unterholz knackte und rauschte, die Zweige schlugen hinter ihnen zusammen.

Nun krachte es auch schon in den Waldgründen los. Man sah nichts, nicht einmal den Pulverdampf. Liegen sie eingegraben? Schlüpfen ihre Schlangenkörper durch das struppige Waldgras? — Krach! wiederum und da und dort. Ha Teufel! Hinter dicken Baumstämmen durch den ganzen Wald zerstreut hatten sie aus Weiden geflochtene Schutzwände errichtet, lagerten zu zweien und dreien dahinter. Das Düstere des Waldes verhüllte sie.

„Nicht schießen!“ hörte man Roberts Stimme durch den Wald. Man konnte die eigenen Leute treffen. Und das war ja auch wohl der Zweck dieser Zersplitterung durch den ganzen Wald hin: die feindliche Abtheilung von allen Seiten beunruhigen, verwirren, umzingeln — und dann den Beschießungsgürtel zusammenziehen — die Feinde eingekesselt, niederschießen wie eine in der Hürde taumelnde Herde.

Seitengewehr aufpflanzen! . . . Ein Trommelschläger sprang vor, wirbelte los, kündete das Kommando des Führers weit in den Wald hinein, wo die Grauen

sich zurück sammelten. — Da brach der Trommelwirbel jäh ab — ein Schuß zerschmetterte dem Manne die Hand, schlug in das Kalbfell. Ein Schuß von droben herab — aus dem Baum!

Und da zischte wie auf geheimen Befehl ein Feuerstrahl auf den andern aus den Bäumen, aus jedem Baum ein Geprassel von Schüssen. Was drunten nicht im Waldgras kroch, bevölkerte die Wipfel. Ein ohren-gellendes Knattern. Der ganze Wald krachte, tobte, schwankte, rauschte.

Drunten der grausame Nahkampf. Der Stahl blinkte, das Metall klirrte, funkelndes Messerblitzen, ein Wust, ein Mordgewühl. Mann gegen Mann, Brust gegen Brust, ein Schnaufen, Prusten, Stöhnen, — wilde Tiere, die sich zerrissen, zerfleischten — O, dieser Wald, dieser fürchterliche Wald!

Kein Trommelwirbel, kein Signal mehr, nicht mehr die Stimme des Führers — jäh verstummt . . . wo waren sie . . . wo waren die Freunde — wo die Feinde —? Ein Wirrwar, ein Ringen, Wälzen — Verstärkung unmöglich, man durfte keine größern Truppenmassen in ein Waldgefecht werfen — Fürchterlicher Wald!

Und nicht mehr die Stimme des Führers . . .

Planlos ein jeder dahin. Willi Merkens hatte seinen Revolver eingesteckt, riß den Säbel eines gefallenen Karabiniers an sich, schwang ihn, suchte die Grauen um sich zu sammeln, den Feind in die Waldschlucht zu drängen. Er kannte ja jeden Fußbreit in diesem von den schönsten und schaurigsten Erinne-rungen durchwobenen Wald ‚roi de Prusse‘.

„Mir nach! Aus den Büschen raus!“

Drei, vier, zehn, zwanzig sammelten sich um ihn. Und wie erst diese Konzentrationsmasse stand, strömten aus dem Waldgrund auch die andern Scharen hinzu, eng um den Mann, der mit hochgeschwungenem Säbel stand.

Vorwärts in die Richtung, wo der schmale Bach durch die Waldrinne sickerte! . . . Blitzhaft eine Erinnerung . . . eine lichte Gestalt, die über den Spalt sprang . . . vorüber — hier dampft jezt Blut!

So. Und nun aus der Richtung heraus Baum für Baum vorgehen und zunächst mal die Schießnester da droben herunterdampfen.

Je acht Mann nach rechts und links! Die Büsche säubern. Mitte vor gegen die Bäume . . . Ha! so geht's. Bahn schrittweise frei. Immer voran auf die Schlucht zu. Es kracht mörderisch. Und das dumpfe Krachen der Geschütze, das Rasseln der Maschinengewehre, das Surren der Flugzeuge überm Wald — ohrenbetäubend, nervenerschütternd . . . Aus den Baumwipfeln ein dumpfer Fall auf den andern, herabstürzende Körper . . . man stolpert über Leichen . . . Achtung! Eine ganze Reihe zusammengemäht am Boden, die Gewehre steil empor . . . Und weiter mit startspähenden Augen in den geschwärzten Gesichtern . . . in die Schlucht, in die Schlucht! . . . Wer da am Boden —? Ein Feldgrauer —? Ein Offizier —? Der Führer . . . hebt noch den Arm — als wollte er abwehren: nicht über mich hinweg! . . . fällt in sich zusammen, der Kopf zurückgeschlagen.

Willi zu ihm hin — Robert! . . . Knöpft ihm die Uniform auf — Schuß in die Brust und in den Hals . . . leises Blutröcheln . . . dann still — Robert! . . .



Weitauf fallen die Augen des Sterbenden . . . seine Lippen klappen auf und zu . . . herausgepreßtes Stammeln: — baddababa . . . Ein Blick starrer Verzweiflung . . .

Was wollte er noch sagen —? Robert! — —

Da wirrte sein Blick nicht mehr — da preßte sich sein Mund zu — da röchelte er nicht mehr —

Willi deckte den Helm über sein Gesicht. Sprang auf — fort! Hinuntergewürgt den Schmerz! Führerlos trieben dort die Scharen dahin.

Der Feind hineingedrängt in die Schlucht. Das Gemetzel tobt in dem engen Spalt. Die Böschung hinauf! Schlucht umzingelt.

Angefüllt mit Leichen die Schlucht. In dem Schlamm des feuchten Weges lagen und saßen sie, so wie der Schuß sie tödlich getroffen hatte. Erstarrt, versteinert . . . der hochende grinsende Tod . . .

Über sie hinweg setzte Freund und Feind in wilder Flucht im tosenden Hurra der Verfolgung.

Und da tauchte es aus den Reihen der Toten, wieder auf, regungslos dahingestreckte, Totgemimte, die mit dem Gesicht auf der Erde lagen — griffen mit teuflischem Lachen wieder zu ihren Gewehren, schossen hinter den Tauchenden drein, schrieten in wahnsinniger Wut ihr: Es lebe das unabhängige Belgien!

Nun aber konnte Verstärkung vorrücken, eine Kompagnie, die hinter der Artillerie mit Anschluß nach rechts zur Landstraße hinlag. Maschinengewehre knatterten in die Schlucht . . . Und still lag der Wald. Mit blutigwallenden Schleiern schlich das Grauen hindurch.

Dann kam die Nacht. Wie eine Wüste still und dunkel.

Blickende Lichtlein durch den Wald. Die Sanitäter suchten das Schlachtfeld ab.

Willi Merkens ihnen voran. Wo die wimmern-den Rufe herklangen, eilte er hin. Wunden, die er schlugen mußte, heilte er. Ein schauriges Geschäft. Das Herz zerrissen vor Zorn und Weh.

Und immer noch nicht die Leiche Roberts gefunden. Wie waren seine letzten Worte? Was wollte er noch sagen? Ein Gruß für Mia, die arme Mia —? Ein Auftrag an sie —? Der Tod ließ es nicht mehr zu.

Nun hat der erste Merkens den Heldentod gefunden. Welcher von ihnen kam jetzt an die Reihe?

Die Brust beengt, von unendlicher Traurigkeit zusammengeschnürt, tat Willi Merkens seine aufopfernde Pflicht. Er muß die Leiche des Bruders noch in der Nacht finden. Wenn andere ihn suchten, die Erkennungsmarke weggeschnitten — wer weiß, ob er dann noch in den aufgehäuften Leichen herauszufinden war.

Und die arme Mia mußte doch wissen, wo sie an seinem Grab weinen konnte.

Das war die Nacht, wo das gewaltige Surren in der Luft die müden Schläfer wachrief. Zeppelin über Lüttich!

Und die Nacht wurde hell. Schon glaubte man, Lüttich lodere in Brand. Aber die Stadt war verschont. Eine deutsche Taube flog auf und meldete die Wirkung des Zeppelin.

Mitten im Wald fiel Willi hin, erschöpft, nahm fast besinnungslos zu sich, was sein Nebenmann ihm reichte, Schokolade aus den Liebesgaben vom letzten deutschen Quartier her.

Es waren zwei junge Leutnants der Dreiundfünf-

ziger, die neben ihm lagen. Er hatte sie verbunden, sie hatten Fußschüsse. Es hieß, daß der Truppenverbandspfad in den Wald verlegt würde. Darauf warteten sie, um dann abtransportiert zu werden.

Die Truppen lagen alarmbereit, Gewehr im Arm. Ein Geheimnis schauriger Eile in der Nacht. Sturm auf Lüttich! Wird es sein —? Man wußte nichts, aber es lag in der Luft. Ordonnanzen sprengten querfeldein.

Von den Leutnants her ein Seufzer, der in einem Fluch endigte. Verdammt! Daß man elend dalag. Daß man nicht mit dabei sein konnte! Sturm! Ha, es zerrt einen auf, das Herz erbebt. Wer da heute nacht mitmacht, muß todesmutig sein, muß sein Leben wie einen Handschuh hinwerfen.

„Wir haben ja kein Heer gegen diese Festung anzuwerfen, sondern nur vorgeschobene Truppenteile,“ hörte Willi Merkens die Leutnants sagen.

„In Belgien aber hofft man, daß Lüttich uns drei bis vier Wochen aufhalten wird. Bedenken Sie — immerhin eine mächtige mit allen modernen technischen Hilfsmitteln ausgestattete Festung. Wenn wir das ohne die schweren Belagerungsgeschütze abzuwarten, machen —“

„Machen wir, machen wir! Der Haß ist zu groß. Mann für Mann wollen sie möglichst schnell an die Engländer ran. Sehen Sie, das beflügelt sie, das brennt in ihnen. Jeder Tritt ein Britt!“

Das war in dem Augenblick, als das gewaltige Surren in der Luft ertönte und die Nacht wie durch einen heftigen Blickstrahl hell wurde. Zeppelin über Lüttich! Man glaubte schon, die Stadt lodere in

Brand. Der Wald erglühte taghell. In diesem blutroten Schein sah man Sanitätspersonal anrücken und den Verbandsplatz im Walde einrichten. Willi erkundigte sich nach der ersten Kompagnie, der er zugehörte.

Da sagte ihm der Krankenträger, Pütz suche nach ihm, er habe Nachricht von ‚Schwester Emma‘. Nun gab Willi dem Doppelposten am Wald Auftrag, Pütz zum Verbandsplatz zu schicken. Er selber suchte den Wald ab, diesen Wald ‚roi de prusse,‘ in dem er alle Hoffnung begraben hatte.

Hier die Dichtung — quer von dort ab in den Wald ging der Vormarsch. Umherliegende Waffen, Uniformen, Patronentaschen — unweit vier Soldaten, die ein Massengrab schaufelten, ein Hügel von Leichen hinter ihnen.

„Se, Kameraden! Ihr wart bei der Waldschlacht mit dabei?“

„Jawoll.“

„Euer Führer fiel —“

„Fünzig Meter von der Schlucht ab.“

„Habt ihr ihn gefunden?“

„Wir haben ihn liegen lassen, wir wollen ihm ein Grab allein —“

„Kann einer mit und mir zeigen, wo er liegt?“

„Jawoll.“

Da fanden sie ihn. Zwei Baumzweige lagen gekreuzt über seiner Brust. Sein Gesicht friedlich, als schlafe er. Er war mit einem freundlichen Gedanken hinübergewandert. Die Stirne noch blank und weiß in dem bräunlichschwarzen Gesichte.

„Es kommt eine Frau durch den Wald,“ sagte der

Soldat. Willi beschattete die Augen und sah die hohe Gestalt Emmas durch den Morgenschimmer kommen.

„Emma . . .“

„Ich weiß schon, der Generalstabsoffizier, mit dem ich hierherfuhr, sagte mir's. — Wo liegt er?“

„Hier vor dir — erkennst du ihn nicht?“

Sie kniete neben ihm nieder, sie strich mit der Hand über das einst so bleiche verweichlichte Gesicht, jetzt in harten, eßigen Umrissen.

Da sah sie die Wunde am Halse und das geronnene Blut. Sie nahm ihr Taschentuch, drückte es auf die Wunde. Sie will es Mia mitnehmen und sagen: Es hat auf der Wunde deines Mannes gelegen.

Hastig begann nun Emma zu reden und zu fragen. Die Tränen tropften ihr übers Gesicht. Wenn sie jetzt hier knien blieb und weinte und an den dachte, der jetzt im Osten vielleicht auch so da lag — nein, nein, nur keine Schwäche. Hier war so viel Menschenjammer, daß das Einzelschicksal verschwand.

„Hat er keine wichtigen Papiere bei sich, Willi?“

„Die Briefftasche mit dem Bilde Mias.“

„Wir wollen sie ihm mitgeben.“

Dann kamen Soldaten, die das Grab für ihn schaufeln wollten. Einer heftig schluchzend. Der Büß noch im langen dunklen Militärmantel der Autofahrer, rote Aufschläge am Kragen. Der laute Schmerz dieses Mannes brachte Willi Merkens außer Fassung. Es schluckte, würgte ihm zum Halse herauf. Fast rauh fuhr er ihn an:

„Ruhe, Büß, Ruhe!“ Wandte sich zu Emma: „Wo begraben wir ihn?“

„Ach Gott, können wir ihn nicht nach Hause schaffen lassen?“

„Wenn Bütz noch seinen Wagen hat?“

Bütz schüttelte den Kopf. Das Auto zerschossen am Wege. Die andern, die noch zwischen Aachen-Lüttich verkehren, müssen es auf Umwegen, da sie noch fortwährend auf den Landstraßen beschossen werden. Sie treffen am Quartier des Generals von Emmich ein. —

„Emmich hält auf der Waldhöhe mit den sechs Brigaden des zehnten Armeekorps. Da müßten wir durch das brennende Dorf.“

„Dann vielleicht zum Schloß zurück?“ erwog Emma.

Bütz wehrte ab. Kein Durchkommen. Die Granaten haben ganze Gruben in die Fahrstraße gerissen.

Willi sagte es dann kurz heraus:

„Gibt es für einen Krieger ein schöneres Grab, als auf dem Schlachtfeld?“ Winkte den Soldaten, und sie hoben den Toten auf.

Am Eingange zur Schlucht wollte man ihn begraben. Da bemerkte Willi, daß von der Schlucht aus ein Pfad schnurgerade in die Villenstraße hinüberführte. Ein Gedanke schoß ihm auf. Ein Gedanke, der ihn warm und tröstend überfloß. Wenn es gelänge, ungefährdet durch die Villenstraße bis an das Haus des Notars zu kommen — der Bruder doch nicht ganz in fremder Erde ruhe . . .

Das Feuer bestrich nicht mehr die Straße. Ab und zu noch ein verirrtes Geschöß, rauchende Häuser.

Eine eilige Beratung mit Emma, und über den Waldpfad in die Villenstraße.

An ein paar Häusern das Dach niedergebrannt, sonst unverfehrt. Das Notarhaus bis auf den Balkon

des ersten Stockwerks herunter eingäschert. Zwischen das Geländer eingequetscht der Hut mit der gelben Troddel des scout boy.

In dem Geranienbeet vor der Gartenterrasse gruben sie ihn ein. Eineinhalb Meter tief.

Auf der Terrasse lagen umgestürzt und zertrümmert die Korbmöbel. Ein Soldat zog aus dem Wust einen Teppich hervor, und sie umhüllten damit die Leiche. Senkten sie ins Grab.

Willi kniete nieder, warf drei Hand voll Erde auf den Toten. Emma pflückte eine Handvoll Blumen und streute sie hinab.

Da gab Willi noch drei Handvoll Erde hinunter, tat's in feierlicher Ergriffenheit.

„Und dies vom Vater —“

Da wallte es ihm aus der Brust herauf, ein kurzes, rauhes Schluchzen. Schnell stand er auf.

„Helm ab zum Gebet!“

Mit gesenkten Köpfen umstanden sie das Grab. In den Lüften donnerte das Schlachtgetöse. Noch zuckte der Brand aus allen Richtungen auf. Todesfackeln. Ehe die Sonne untergeht, müssen es Siegesfeuer sein!

Ruhe sanft, Robert Merkens, aus denen, die geopfert werden, erstehen unsere Siege!

Sie banden ein Kreuz aus Zweigen, die Inschrift: ‚Den Heldentod fand im Walde roi de prusse der Leutnant der Reserve des Infanterie-Regiments von Lügow (erstes Rheinisches Fünfundzwanzig) Robert Merkens aus Aachen.‘

Über den Hügel spreiteten sie seinen Offiziersmantel. Das war das Heldengrab.

Nahe zusammen, Schulter an Schulter gingen sie von dem Grabe weg, Willi und Emma. Als müßten sie sich beide stützen, jeder am andern, und als dürften sie das nicht zeigen, keiner dem andern. Weil sie stark sein wollten!

Sie hätte ihm das nun gern gesagt: sie ist im Schloß, sie jammert nach dir . . .

Aber warum soll sie das nun einem Manne sagen, der jetzt auf Tod und Leben wieder hinaus muß in die Schlacht?

Sie fühlte aber, daß seine ganze innere Not in die Frage nach ihr drängen möchte. Da faßte sie nach seiner Hand, sagte es ihm leise und kurz:

„Sie ist im Schlosse in guten Händen.“

Ein heftiger dankbarer Druck seiner Hand. Und sonst nichts, keine weitere Frage.

Büß hinter ihnen, macht sie auf den Balkon aufmerksam. Neben dem Hute krampfte sich eine Hand fest, eine Kinderhand.

Bevor Willi Merkens die verkohlte Treppe hinaufstürmte, wußte er, welcher Anblick ihm werden würde. Gaston in jener fürchterlichen Nacht erschossen. Die Waffe noch in seiner Hand.

Auf wessen Befehl kam die Waffe in die Knabenhand? Oder handelte er aus der überreizten Kinderphantasie heraus? Eine kleine unverantwortliche Knabenhand, die dem Regiment einen tapfern Offizier wegshoß und zum Alarmruf eines verräterischen nächtlichen Überfalls wurde.

Er griff die auf den Boden gezerrte Tischdecke auf, hüllte die Leiche ein, trug sie in den Garten hinab. An das Fischbassin neben die Steinbank begruben sie



ihn. Sie taten es sorgsam, denn es sollte keine Spur davon zeugen, daß eine feindliche Hand ihn zur letzten Ruhe bettete.

Vom Dorf her in die Willenstraße jagte eine Radfahrerpatrouille. Fröhliche Zurufe: General von Emich hat eine großartige Schwenkung in die Zwischenwerke hineingemacht! Die Bresche ist geschmissen, die Nacht schlafen wir in Lüttich!

„Wie weit ist der Weg frei?“ fragte Willi.

„Durchs Dorf bis an den Mühlbach. Bis dorthin schlagen die Geschosse von den Forts ein.“

„Kann man dort etwas sehen?“

„Nicht viel, vielleicht auf der Höhe, aber das ist gefährlich.“

„Wohin macht ihr jetzt?“

„Kraftwagen auftreiben. Truppenverbandsplatz liegt voller Verwundete. Sanitätsstaffel eingerichtet.“

„Erste Kompanie?“

„Nein dritte.“

„Wo hält sie?“

„Rechts den Bachlauf hinunter an der Bahnweiche, wo die Ulanen stehen.“

„Gut, nehmt mit dem Auto den Weg hier durch wieder zurück, damit ich mit zu meiner Kompanie kann.“

Fort jagten sie.

Emma sollte mit Pütz hier am Notarhause zurückbleiben und warten. Willi würde veranlassen, daß das mit den Verwundeten vom Truppenverbandsplatz zurückkehrende Auto hier vorbeikomme und sie mit nach Aachen zurücknehme.

„Sollte es aber nicht möglich gemacht werden,“ sagte sie, „so versuche ich nach dem Schloß zurückzu-

kommen und sehe, daß vielleicht Franz Borgers die Nachricht an die Eltern weitergeben kann.“

„Schicke die Meldung an den Vater — er muß dann sehen, was er tut.“ Reichte ihr die Hand, denn er wollte schon voraufgehen nach der Richtung des Mühlbachs. „Auf Wiedersehen — wenn's sein soll.“

„Ade, Willi, — sei ganz ruhig . . . ganz ruhig.“

„Ich bin's.“

Sie trat in den Garten zurück, sie wollte ihm nicht nachsehen. Es war zuviel, auch für sie.

Büz holte ihr einen Stuhl aus dem zerstörten Hause. So harrten sie.

Da Willi die ganze Sicht der langen weißen Straße hinunter noch kein Auto kommen sah, lenkte er am Mühlsteig etwas ab, um möglicherweise auf der Böschung des kleinen Tals von dem Kampf etwas zu sehen. — Da taumelte er, von einem wuchtigen Windstoß geworfen zur Seite, überschlug sich, fand sich dicht am Bache wieder. Anhaltendes Pfeifen durch die Luft. Herrgott, von dem Luftdruck des Geschüzes geworfen. Neben ihm an der Seite des Wegs, den er schritt, war's eingegraben, er sah es nicht einmal, na aber gefühlt hat er's.

Sowie er sich erhob, sah er die Staubwolke die Landstraße heraufwälzen. Das Auto hielt am Mühlensteig. Hallo! Ob da einer mit den Wegen Bescheid weiß? Der Fahrer hatte schon die neue Montur: die schwarze, gefütterte Lederjoppe. Neben ihm ein Begleitmann, auf dem Rücksitz zwei Unteroffiziere, auf dem Hauptsitz der Generalstabsoffizier und ein Adjutant. Zwischen den zwei Sitzen auf einem Klappstuhl ein gefesselter Mann in der Montur eines deutschen

Ulanenoffiziers. Ein Spion, der nach Lüttich Funkentelegramme geschickt hatte.

Freilich wußte Willi mit den Wegen Bescheid, meldete auch, daß er von seiner Kompagnie abgekommen war. Sanitätskompagnie? Ein Sanitätsunteroffizier war mit im Wagen, wurde mit einem Auftrag zur Kolonne zurückbefördert. Sanitäter mußten sich in gefechtsmäßiger Marschformation wieder rückwärts konzentrieren, hinter die Feuerstellung der Artillerie unweit Visé. Die Straße freiräumen von Toten und später mit der Gefechtsbagage bei der Artillerie bivouacieren.

Der Adjutant, der im Merkenschen Hause verkehrte und von Robert wußte, drückte Willi in kurzem kräftigem Beileid die Hand.

„Sein Blut ist nicht umsonst geflossen, lieber Merkens, diese Nacht ist Lüttich unser!“

Da öffneten sich die Marderaugen des Spions schnittbreit. Sein boshaftes Zischen:

„Die Herren täuschen sich. Diese Nacht wird Ihnen ebenso ins Wasser fallen, wie Ihr Handstreich. In dieser Stunde weiß Lüttich, daß ihm die glorreiche Nation das Kreuz der Ehrenlegion verleihen wird.“

Und der Adjutant sarkastisch: „Wir wissen sogar noch mehr: das Ehrenkreuz trägt ne ganz berlinerische Inschrift: Nur Mut, die Sache wird schon schief gehen.“

Die Herren Unteroffiziere erlaubten sich, schallend loszulachen. Der Generalstabsoffizier aber plötzlich halbaufgerichtet auf dem Sockel, das Glas am Auge.

Auf der kahlen Höhe jenseits des Mühltales tauchten die Schattengestalten von Reiter und Roß auf.

Und immer mehr aus dem Gestrüpp, zuerst der wiedernd geschüttelte Pferdekopf, dann der Reiter, steil aufkletternd, als stiegen sie geradewegs die Wolkenberge hinauf.

Dann sammelten sich die Reiter um einen hoch zu Ross, eine kleine gedrungene Gestalt. Wer kennt sie nicht, die kleine Erzellenz, die breiten Schultern zurückgerissen, der gebietende Kopf festgesteift in den Nacken, der Schnurrbart über dem ernstesten Mund, linke Hand locker am Zügel, rechte straff herunterhängend! General von Emmich mit seinem Stab.

Nun gab der Generalstabsoffizier Befehl, den Spion zur Aburteilung der Erzellenz zuzuführen. Ein Unteroffizier mit Willi Merkens wurde dazu abkommandiert. Sie konnten entbehrt werden.

Fort sauste das Auto. So, na — wieder mal weitergeschickt. Einmal von der Kompagnie abgekommen, war's schon ein Kunststück oder Zufall oder Schweineglück, wieder an sie ranzukommen. Das war ein immer wechselndes Vor- und Rückziehen. Der große Schachzug des Aufmarsches.

Vorwärts mit dem Spion an der Kette über den Mühlsteig, quer durch das Tälchen und die Anhöhe hinauf schnurstracks ohne dem schlängelnden Pfad zu folgen.

Das Land war hier um die Wälle der Festung schluchtenreich, Hügel und Täler in malerischer Unordnung aneinander gerückt.

Auch auf dieser Höhe hatte ein Gefecht stattgefunden. Im Gestrüpp hie und da Tote mit fürchterlichen Schrapnellverwundungen, das Gewehr noch im Arm. Brotbeutel, Rüssis, Mäntel, deutsche Seitengewehre,

die Trümmer eines Maschinengewehrs. Daneben erhob sich ein schwerer massiger Hundskopf. Plump und unbeholfen schob sich ein gelber Bluthund auf, die Zunge lechzend aus dem triefenden Maul.

Willi erinnerte sich, daß die Belgier zur Beförderung ihrer Maschinengewehre solche Hunde benutzen. Langte dem Tier ein Stück trockenes Brot hin, daß er noch hatte. Da trottete das gelbe Vieh stumm und treu hinter ihm her. Die Zweige des Gebüsches knackten.

Halt! Wer da?

Ein Posten. Parole: Deutschland über alles.

Zwei Offiziere waren abgesehen, die Pferde an den Baum gebunden. Auf übereinandergelegten Tornistern saßen die Offiziere, studierten die Festungspläne von Lüttich. Ihre tiefensten gebräunten Gesichter zeichneten sich scharf in der leuchtenden Glut. Eine Welt schien in Brand zu stehen.

„Prinz Wilhelm zu Lippe,“ flüsterte der Unteroffizier Willi Mertens zu.

Zwischen beiden Offizieren ein halbblauter, kurz und schnell geführter Meinungsaustrausch.

„Erzellenz will den Sturm wagen, ohne die schweren Kruppschen Geschütze abzuwarten.“

„Ja, an der Ostfront, wo unsere Artillerie heftig ansetzt.“

„Soll der Angriff frontal gegen die Fortlinie geführt werden?“

„Ausgeschlossen, weil wir keine starke Überlegenheit besitzen, besonders nicht an schwerer Artillerie. Was wir zum Sturm aufbringen können, sind ein paar, vielleicht sechs schwache, nicht einmal kriegsstarke Brigaden, etwas Kavallerie und Artillerie.“

Der andere setzte das Fernglas ans Gesicht.

„Unsere Infanterie geht unter dem Schutze des Artilleriefeuers an den Feind prächtig ran.“

„— wird mit den Pionieren zusammen die Zwischenlinien stürmen, während unsere Artillerie das Feuer der Forts niederhält.“

„Na, wenn mal erst unsere Kruppschen Brummer anrücken, sind diese Forts schnell still gemacht. Das größte Kaliber, das sie feuern, ist die Einundzwanzig-Zentimeter-Haubize.“

Der Adjutant der Erzellenz kam angeritten, berichtete erfreut, daß Zeppelin dreizehn Bomben hat werfen können.

Zu diesem trat Willi Mertens, machte Meldung. Der Adjutant ritt mit den Angekommenen zu Erzellenz hinüber.

In diesem Augenblick eine furchtbare Explosion von der Festung her. Der tosende Schall zitterte in den Tälern nach.

Der Prinz nahm das Binokel vor.

„Die Petroleumvorräte scheinen in Brand geschossen zu sein.“

Er mußte beiseite springen, — ein scharfer Krach, die Erde wurde aufgewühlt, Stein und Geröll flog in hohem Bogen auf. Eine Granate war eingeschlagen.

General von Emmich ritt mit seinem Stab weiter die Anhöhe hinunter, wo die Brigaden im feindlichen Feuer still lagen. Sie durften keinen Schuß tun. Signal erwarten zum Sturm.

Ein Feldwebel wurde abkommandiert, an dem Spion das Strafgericht zu vollziehen. Ein Schuß in

dem Lärm der Geschütze, ein einziger, wohlgezielter — ein Mensch sinkt hin, ein einziger — was tut's, wo Hunderte hinsinken auf einen Atemzug!

Trompetengeschmetter. General hat befohlen. Zum Sammeln blasen! Trommelwirbel. General hat befohlen. Brigaden zum Sturm! Formiert! Vordermann nehmen, abzählen!

Kavallerie übernimmt den Schutz der links rückwärtigen Flanke. Verbindung mit der rechts im Gehölz verdeckten Artillerie durch Winker herstellen.

Halt! Nicht euch! General spricht.

Da sprach der General; den energisch zurückgeredten Kopf zwischen den breitgezogenen Schultern. Die Augen unter dem Helm blühend wie blankes Metall.

„Soldaten! Nur drei Tage seid ihr in Feindesland und habt euch durchgeschlagen bis an die Mauern dieser starken panzerumgürteten Maasfestung. Ihr seht ringsum die Dörfer in Brand. Sie beleuchten euch die Stadt, das Ziel, in das wir diese Nacht noch hineinmüssen. Euer erster Sieg! Er muß gelingen. Beschert ihn als Morgengabe bei Sonnenaufgang eurem vielgeliebten Kaiser! Der französische Feind hatte geschworen, daß er in acht Tagen in Lüttich sein wollte. Nun denn, zeigt ihm, daß wir in achtundvierzig Stunden drin sind! Soldaten! Präsentiert das Gewehr! Unser allergnädigster, vielgeliebter oberster Kriegsherr, Seine Majestät der Kaiser — Hurra! Hurra! Hurra!“

Ein Hurra wie das Brüllen der Schlacht, ein Cheruskeruf, ein zum Himmel hinauf gejauchztes Schlachtgebet.

Los schmetterten die Trompeten! Los wirbelten die Trommeln! Zum Sturm! Zum Sturm! Heil, Kaiser, dir! Hurra!

Offiziere voran! Degen aus der Scheide. Alarm! Alarm! Vorwärts durch Feuer und Brand und Not und Tod . . . Sturm . . . Sturm . . . Die Fahne im wehenden Nachtwind . . . die Fahne im zischenden Glutschein . . . Deutschland über alles . . . Hurra . . . Du Gott der Deutschen! . . . Du Gott der Schlachten! . . . Ein siegbegeistertes Volk stürmt an, seine Hände sind rein von Schuld . . . seine Waffen erhoben für Haus und Herd . . . Nun spende Sieg, du Gott der Deutschen! Spende Sieg . . .

Da tobte die Nacht. Da schrie es in den Lüften. Krachen und Bersten, als reiße die Welt auseinander. Die Flammen schlagen zum Himmel hinauf. Die blutrote Glut brennt in die stäubenden Wolken. Und in dem feurglühenden All stürzen die Mauern, schmelzen die Panzertürme zusammen, flüchten wahnsinnige Menschen, heulen irr rasende Tiere.

Wo da noch in der Verwüstung umher Kirchtürme stehen, beginnen die Glocken ein Notgeläut, ein Bittgeläut . . . Bimbam — tuum . . . Bimbam — tuuum. . . Hilf, Allmächtiger, hilf! . . .

Da versinkt die Welt in Blut . . .

Infanterie vor unter dem Schutze des Artilleriefeuers. Artillerie hält das Feuer der Forts nieder. Und Marsch! Marsch! Todesmutig in die dampfende Hölle hinein. Flanken schützen! Was geht in der Flanke vor? — Nichts, es ist unsere Kavallerie. Kavallerie abziehen! Anschluß suchen nach rechts zur dritten Brigade! Erste, zweite, vierte, fünfte Brigade



fünfhundert Meter hinter die Haubizenstellung zurück an die Hecke! . . . Hei! Ein Treffer schlug schon in die dritte Kasematte . . . Sechste Brigade das Gebüsch rückwärts und rechts seitwärts sichern mit Anschluß nach links zur abgesehenen Kavallerie!

„Herr Hauptmann, links steht keine Kavallerie!“ rief ein Leutnant heranstürzend.

„Teufel! Die Kavallerie sollte doch aus der Flanke zurück —“

Ein dröhnendes Krachen riß ihm das Wort weg. Aus dem Gebüsch rückwärts, das die sechste Brigade sichern sollte. Ein rasendes Feuer, schnell, daher unsicher — ein belgischer Trupp im Rücken! Zersprengte Banden von Franktireurs und Bürgerwehr. Keilen sich in die deutschen Truppen hinein, geben ein Schnellfeuer nach rechts hin, nach links hin, — und werfen sich hin und kriechen zurück. Die Deutschen aber schießen von rechtsher und linksher weiter, wähen den Feind noch vor sich und feuern aufeinander los, die eignen Truppen gegeneinander. Der Hauptmann hört's am Schießen. Halt! Nicht mehr feuern! . . .

Aber die sechste Brigade gegenüber schießt noch wie wild los. Unseliger Irrtum. Die Reihen fallen!

Hoch am Degen des Hauptmanns flattert das weiße Tuch. — Aber die Brigade schießt noch. Fürchtet sie Verrat? Halt! Halt! Halt! — Und schießt noch, schießt . . . da — ein rettender Gedanke:

Die Wacht am Rhein singen! Los!

Sie singen. Sie stehen in erzenen Reihen, starr, unbeweglich im Krachen und Tosen, singen ein Todes=

lied, singen mit erstarrtem Blut . . . Da hört man's drüben im Busch — da erkennt man sie — da fällt kein Schuß mehr — jäh still —

Und über Hügel von Leichen klettern sie herauf zu den Freunden. Herr im Himmel! Was war geschehen? Von eignen Truppen zusammengeschossen. Heimtückische Hinterlist! Die treuen, braven Kerle —. Im Wutweinen stürmen sie vorwärts. In die Bresche hinein! Sechs schwache Brigaden im Sturm auf die Festung. Fahne voran! Hurra! . . . Die Fahne schwarzweißrot!

Trompeter hinter dem Fahnenträger. Und schmettert und wettet . . . Zum Sieg . . . Herrgott, die Fahne schwankt! Schwankt die Fahne —? Fahnenträger, vorwärts! Vorwärts! Vorwärts! . . . Ein Nachenschuß . . . ein Blutstrom aus Mund und Nase . . . hinsinkt die Fahne . . . Ein Aufbrüllen der Wut, ein Trubel und Gemekel über die Fahne hin — einer springt vor, der Prinz zu Lippe. Die Fahne! Die Fahne! . . . Hinter ihm Willi Merfens.

Und dort, wo die Fahne liegt, prasseln nun die Kugeln ein wie Hagelschlag. Ha, die wissen, wieviel Leben der Deutsche um seine Fahne einsetzt . . . Hurra! reißt der Prinz die Fahne empor — da sinkt er schon Willi Merfens in die Arme zurück.

Das Fahnentuch umhüllt sie beide. Ein Unteroffizier greift den fallenden Prinzen auf, schleppt ihn aus dem Tumult heraus. Da haucht der noch röchelnd: „Verlaßt die Fahne nicht . . .“

Hoch flattert sie über Willi Merfens, emporgeredt von seinen nervigen Armen. Sein Atem rasselst aus

der Brust. Eine herausgestöhnte Begeisterung. Seine Augen im starren Glanz — geradeaus nach dem General hin. Der General im Widerschein von Dampf und Glut. Vorwärts, wir müssen durch! Wir müssen!

Die Fünfundzwanziger wildjauchzend vor — da jauchzen sie nicht mehr — stumm fallen sie hin — — Ein Sprung über sie weg — die zweite Reihe, die dritte. Hurra! . . . Und stumm. Und sinken. — Dreiundfünfziger vor! Marsch! Marsch! Marsch! . . . Sinein in den Höllenrachen! Und fallen und sinken und vorwärts! Vorwärts! Und wo die Fahne ist, wollen auch sie sein. Und wo General ist, wollen auch sie sein! Was schert uns das Leben! Deutschland über alles! Mit Wonne in den brüllenden Tod. Wir müssen durch, müssen! Müssen! Hundert Mann in die Bresche hinein! Und hundert, wieder hundert! Und aberhundert über die zuenden Leichen! Und haben's nicht geachtet, daß daheim die Mütter weinen, die Frauen weinen und knirschten nur: Wir müssen durch! Wir müssen durch!

Herrgott, Herrgott — was ist das?! — Aus einer breiten Wolfsgrube vor ihnen krabbelt's plötzlich herauf — Schuß um Schuß in die Beine, die Kniee — springen gegen die Fahne vor — Willi Mertens weicht zurück, sucht Deckung — da sieht er hinter sich nur noch fünf Mann des Bataillons. Die andern überfluten die Wolfsgrube, strömen dem Gros nach. Die Fahne abgeschnitten! Fünf Mann sammeln sich um sie. Jeden Schritt breit zur Fahne her soll man sich mit Strömen Bluts erkaufen! — Da sinkt schon von den Fünfen ein Mann — Und da — in der höchsten Not reißt Willi Mertens das Fahnentuch ab, wickelt es

um sich, zerschlägt die Fahnenstange. Und nun: Säbel in die Faust und sich durchschlagen!

Zurückgedrängt über eine Anhöhe hinunter. Die Böschung fällt in einen Schluchtenweg hinunter. Dort in der dumpfen Feuchtigkeit hängen noch die Schatten der Nacht. Hinunter in die Finsternis. Die andern ihm nach. Und da und dort noch einer, der von seiner Brigade versprengt war. Sie sammeln sich. Sie lauern in der Finsternis versteckt auf ihre Verfolger.

Da hören sie etwas weit hinter sich — kein Schießen — ein polterndes Geräusch. Hinter der Schlucht muß es sein. Wie das Holpern einer langen Wagenreihe. Gefechtsbagage? . . . Demnach muß die Straße hinter der Schlucht herführen. Auf! Und da sehen sie die Laterne des die Spitze führenden Wagens über die Landstraße blitzen. Hinter ihm die lange Reihe der breiten Lastwagen, die Fracht mit Segeltuch überdeckt, ragende Silhouetten von Wasserpumpen, Säge- und Bohrmaschinen, Rammen, Pontons, Feldbahnen, Soldaten mit Picken und Schaufeln. Dann ein Schüttern, daß der Boden unter den Füßen erbebt, ein elf Meter langes Lastauto mit mächtigen, schweren Eisenträgern.

Hurra, die Brückenkompagnie. Eine vorgeschobene Abteilung derselben, um die von den Belgiern gesprengten Maasbrücken zum Einzug der Deutschen in Lüttich wieder herzustellen. So siegesicher und zuversichtlich!

Hallo! Da finden sie bei den Brückenmännern noch andere aus dem Gefecht Versprengte: Hauptmann von Stülp, Leutnant Ihringen, mit ihnen ein paar

Mann der Neunziger aus Koftock. Dann noch ein Major des dritten Bataillons.

Man überläßt ihnen das für Erkundungsdienst dem Fuhrpark voranlaufende Auto. Einsteigen! und schleunigst ins Feuer zurück. Die Brückenleute versicherten, daß sie auf der Landstraße in keiner Weise belästigt wurden. Also Waffen in Bereitschaft, und los! Was an Mannschaft im Wagen und auf der Maschine Platz fand, nahm man mit.

Kreuzungsstraße, Wegweiser rechts und links. In der Dunkelheit, die hier weit vom Brand des Schlachtfeldes ab herrschte, war nichts zu entziffern. Da stieg ein Soldat auf den Rücken des andern, leuchtete mit einer Taschenlampe den Arm des Wegweisers ab. — Ei der Deigel! krabbelte drunten was? — Eine Frau versteckt hinter dem Wegweiser, eine alte Frau. Auf den Knien und mit flehend erhobenen Händen, ein Angststammeln, verzweifelt konfußer Mischmasch von Deutsch und Wallonisch.

„Ich lieben die Deutsch . . . Oh wayi! komme Sie mossieu le Général, ich machen Euch eine gute soppe . . . oh binameie bon diu . . .“

„Keine Angst, Mutterchen!“ rief der Major. „Aber in drei Teufels Namen — wie kommen Sie hierher?“

„Ich aus die moulin, mossieu le Général . . . durch da, mossieu le Général, durch da . . .“ wies in die Richtung des Mühltales.

„An der Mühle setzte der Sturm an, Herr Major,“ rief Hauptmann von Stülp, „von dort aus gingen wir vor.“

„Gut, dann soll das Mutterchen auf die Maschine und uns den Weg nach der Mühle zurückzeigen.“

Hopp, Mutter, rauf! Man wird sie bis an ihre Mühle zurückbringen. Ob sie einen belgischen Trupp von etwa fünfzig bis sechzig Mann in der Gegend bemerkt habe? — Oh wayi! Er sei über den Mühlensteig zurück auf den Durthefluß zu gezogen.

„Dann müssen wir in entgegengesetzter Richtung dem Mühlenweg folgen,“ sagte Hauptmann von Stülp, der an der linken Hand verwundet war und dem das Blut unter dem Verband hervorströmte.

Die alte Frau nickte lebhaft. Und wies und redete, gradeaus, s'if plait, gradeaus — bin merci, und hier sei ihre Mühle. Ob sie den Herrn Allemands soppe kochen soll?

„Die soppe ein andermal,“ lächelten die Herren.

Losjurrte das Auto in das Dunkel. Willi Merkens drehte sich um. Die Frau stand noch und schaute ihnen nach.

Er bog sich zu Leutnant Thringen hin, wollte ihm etwas zuflüstern, da stieß das Auto hart an, hoppste hoch auf — und mit den Vorderrädern in ein Loch hinunter.

„Die Straße ist aufgerissen —“ rief der Führer — da flog er schon über die Maschine hinaus. Der Wagen überstürzte sich, die Mannschaft kam darunter zu liegen, der Major über den Straßengraben hingeschleudert. Neben ihm raffte sich Willi Merkens auf, wollte ihm zu Hilfe — da krachte es jenseits der Straße her. — Verraten . . .

Willi Merkens suchte nach seinem Revolver, bückte sich — da klatschte es ihm in den rechten Oberarm — wie ein Peitschenschlag, und er suchte noch, tastete — mit mörderischem Geschrei flutete die Rotte über die Straße, dieselbe, die in der Wolfsgrube sich eingenistet

hatte — mit zugreifenden Fäusten wollte er den Angreifer von sich abwehren, aber ein jäh brennender Schmerz im Arm. Straff und tot sinkt ihm der Arm — die Schulter zerschmettert.

Umzingelt Auto und Mannschaft. Die Offiziere verlegt, unfähig zur Gegenwehr. Höhnende Stimmen im Dunkel. Ah, messieurs les Allemands! Ah, les messieurs de ‚ourra‘. — Schreit doch jetzt ‚ourra‘!

Hochnotpeinliche Leibesuntersuchung. Man leerte den Offizieren die Taschen, suchte nach Dokumenten, man suchte fieberhaft.

Derweil setzten die übrigen das Auto instand, so gut es ging. Den Offizieren wurden die Augen verbunden und man ließ sie wieder ins Auto einsteigen. Die Mannschaft wurde gefesselt abgeführt.

Willi Merkens bat, sich erst den Arm notdürftig verbinden zu lassen.

Da er dies in fließendem Französisch sagte, stuzte man. Das Zischeln lief durch die Runde . . . un espion, un espion . . .

„Vous êtes un espion!“ herrschte ihn der Sergeant mit schneidender Stimme an.

Verächtlich schob Willi Merkens die Unterlippe hoch, antwortete nicht.

„Antworten Sie doch!“ rief ihn der Hauptmann von Stülp an, „man wird Sie einfach niederschießen.“

Stumm stand er noch, ein stolzes Wehren in ihm, ein troziger Zorn. Dann sagte er hart heraus:

„Da Herr Hauptmann befiehlt, gebe ich euch Antwort. Ich bin kein Spion. Lest meine Papiere, wenn ihr könnt. Ich gehöre zur Sanitätskompagnie, geschützt durch die Genfer Konvention.“

Von der Gruppe her, wo sie den Inhalt seiner Brieftasche durchstöberten, ein langgedehntes, höhnisches:

„Aaah! la matresse!“

In den rohen Händen das Bild Honorines, die frechen Blicke darauf. Das Zornblut schoß ihm ins Gesicht. Einen gewalttätigen Schritt auf sie zu — verdammt! Ein toller Schmerz in dem Arm.

Der Sergeant hat das Bild an sich genommen, liest die Widmung auf der Rückseite. Parbleu! französisch geschrieben. Er winkt den Leuten ab. Man wird ihn mitnehmen zum Kommandanten.

„Legt ihm die Binde an!“

Er wird zu den Offizieren ins Auto verladen. Und in schneller Fahrt davon. Ins Ungewisse hinein. Was geschieht mit ihnen? Sie hocken stumm. Ihre Wunden brennen. Elender Zustand! Wehrlos sich fort-schleppen lassen. Und weit tobt der Kampf.

Aber sie nähern sich — — ja, sie nähern sich dem Getöse der Schlacht. Wohin? Wohin? — Die Luft wird heißer, als Iodere der lautlose Brand dicht um sie. Wohin? Wohin? — Dann wieder weiter und dumpfer das verworrene Kampfgeräusch. Sie entfernen sich, die Luft kühlter — vereinzelt Donner-schläge — Und nun fühlen sie plötzlich, daß dieser dröhnende Donner hinter ihnen sein müsse. Das Auto hält. Man heißt sie aussteigen. Wohin? Wohin? Man führt sie über holpriges Gelände. Dann tiefer steigen. Der tastende Fuß des Hauptmanns versucht sich zu orientieren.

„Wir sind in den Laufgräben,“ raunte er seinem Nebenmann zu.



„Taisez vous, morbleu!“ schnorrte ihn der Sergeant an. Weiter. Immer weiter. Die Feuchtigkeit tropft. Man hört die Schritte hallen.

„Halte-là!“

Der Sergeant geht ein paar Schritte weiter, pfeift. Leutnant Ihringen raunt Willi zu:

„Betten wir — die Kasematten.“

In dem Kellergewölbe der Widerhall von lauten Stimmen. Schritte näherten sich. Der Sergeant mit einem Begleiter den er mit ‚mon capitaine‘ anredete.

‚Mon capitaine‘ sprach sehr höflich mit den Offizieren. Er sprach gutes Deutsch, aber mit näselndem französischen Akzent.

„Die Binde abnehmen!“

Da sahen sie, daß sie in einem Fort waren.

Willi Merkens wurde in besonderes Verhör genommen. Ein langes und ungnädiges Verhör. Man konnte sich nicht von dem Gedanken losreißen, daß man es mit einem Spion zu tun hatte.

Die Offiziere wurden von dem capitaine selber nach oben begleitet. Willi Merkens mit einigen Mann blieb im Gewölbe zurück.

Eine schwüle dumpfe Moderluft quoll ihnen entgegen. Es troff von den Mauern, klatzte eintönig auf die Steinfliesen nieder. Das Wasser, das keinen Abfluß hatte, sammelte sich zu Pfützen in den ausgebrochenen Steinen des Bodens. Zum Niedersitzen nichts vorhanden, in die Masse legen konnte man sich auch nicht. Todmüde wie man war. Der Kopf fieberheiß. Erregte Phantasie. Fragenhaft schien die Finsternis belebt. Dazu der Geschützdonner von dem Fort

aus. Die Mauern dröhnten. Der Schall setzte sich bis in die Fundamente hinein fort.

Vom Blutverlust erschöpft, lehnte Willi Merkens sich an die nasse Mauer. In dem verwundeten Arm brannte und pochte es ihm. Der Verband durchweicht von Blut. Ein Frösteln ums andere strich ihm über den Rücken.

Er hatte sich den Ärmel seines Waffenrockes herausschneiden lassen. Nun fror ihn. Einer aus der Mannschaft hing ihm seinen Mantel um.

Und der Mann wagte es, mit seinem derben Stiefel gegen die Tür zu poltern, um neues Verbandszeug zu bekommen.

Da wurde dieser winzige Lärm in dem großen Tumult eingeschluckt von einer gewaltigen, ohrenbetäubenden Explosion. Betäubend schlug der Schall der Mannschaft auf den Kopf, sie taumelten gegeneinander, wollten sprechen, die Zunge gelähmt. Und einer, dem es die schon erschütterten Nerven zerriß, schrie, schrie kindisch, lachte sich in ein wahnsinniges Weinen.

„Wasser!“ stöhnte Willi Merkens, „holt mir Wasser . . .“ Keiner hörte ihn, keiner verstand ihn. Der tosende Schall lag noch in ihren Ohren, machte sie auf Minuten taub.

Verwirrt stürmten sie gegen die Tür an. Da tastete sich Willi Merkens zu ihnen.

„Die Petroleumtanks sind in Feuer!“ ächzte er sie an.

Noch dauerten die wilden Entladungen an. Aus dem Krachen und Lärmen heraus etwas Grauenhaftes, Lähmendes: das Aufheulen der Verbrannten.

Und wilder und drohender und fürchterlicher. Ge-

schützdonner, Explosionen, Wehklagen, Kommandorufe, das dumpfe Stürzen der Mauern. Durch die Gewölbe des Forts hörte man die Besatzung fluchtartig dahinrasen. Flüchen und Stöhnen, Donnerbrüllen. Die Schrecken des jüngsten Gerichts.

Hilferufend die Eingekerkerten. Wenn man sie vergaß — wenn das Fort zusammenstürzte — —

Stützend den gesunden Arm um die Schulter eines Soldaten geschlungen, stand Willi Merkens, stumm in dem allgemeinen Aufruhr, düster ergeben den Kopf gesenkt. Das war das Ende! Kein Grab auf der Walstatt. Hingehächert unter zusammenrachenden Mauern . . . Die Lieben daheim werden nach ihm suchen . . . Verschwunden, vermißt gemeldet in der Verlustliste . . . Und die Seinen werden suchen und warten . . . Warten, bis die Ewigkeit sie rief . . . Zwei Söhne auf der Walstatt . . . Das Haus Merkens hatte sein Opfer auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt . . . Ein guter und milder Gedanke. Es war kein Zorn mehr in ihm, kein Haß . . . Sie hatten alle ihre Pflicht getan, alle. Auch diese da, die jetzt droben in den letzten Zudungen eines verzweifelten, aussichtslosen Kampfes lagen. Ein tapferer Gegner. . . . Wer das Ende nahe fühlt, kann gerecht denken . . . man sieht schon in eine Welt hinein, die ohne Haß ist. . . . In dieser versöhnten, ausgeglichenen Welt sieht er nun s i e . . . licht und schön . . . wunderbar schön . . . Geliebte . . . Ohne Leidenschaft ruft er sie . . . Wie Auferstandene nach denen suchen, die ihnen angehören. . . . Sie kommt . . . sie kommt durch die Finsternis zu ihm . . . Tag . . . Freude . . . Sieg . . . Ach, wie trunken er ist vor —

Der Soldat, der ihn stützt, fühlt die schwere Last des Mannes über sich zusammenbrechen.

Da raffelt die Tür auf. Der Sergeant — —

„Hä lä! Der Spion! aus mit ihm! Eine Kugel zu gut für ihn! Verraten sind wir, verraten! Ma pauvre patrie, ma pauvre patrie . . .“

Man griff den Zusammenbrechenden auf. Da riß er sich auf — die letzte Kraft — Man soll nicht denken, daß die Angst ihn zusammenrüttelt. Jetzt will er ihnen zeigen, wie ein deutscher Soldat zum Tode geht. Richt euch! Marsch!

Draußen ein Rennen und Rasen und Irr- und Wirrlaufen. Der größte Teil der Besatzung hatte schon das Fort verlassen. Die Zurückbleibenden in kopflosem Durcheinander.

Man stieß, man zerrte ihn auf die Trümmer des Forts hinauf. Die weiße Fahne soll er schwenken!

Keiner von ihnen wagte es. Und zum Hissen war keine Zeit mehr. Die weiße Fahne schwenken!

Der da war so wie so zum Tode verurteilt, der verfluchte Spion! Mochte ihn also eine Kugel treffen.

Und der stand nun da hoch auf dem umgekippten Panzerdache, hoch auf gestürzten Mauern, riß mit dem gesunden Arm die weiße Fahne empor, schwenkte sie, schwenkte. Schrie mit letzter versagender Kraft. Hurra! schrie er, Hurra! Hurra! Hurra! Hurra!

Sein stieres Auge siegleuchtend. Seine röchelnde Brust siegjauchzend. Mein Kaiser Hurra! Mein Deutschland . . . Vater! . . . Gelieb — . . .

Da sank er hin.

Die Finsternis wich. Der Freitagmorgen strahlte

auf. Die aufgehende Sonne glitzerte nieder in den Brand der Festungswälle.

„Die Zitadelle brennt!“ wehklagte es in der Stadt.

Aus den Häusern, aus den Kellern stürzten die Menschen in die Straßen. Beherzte Männer stiegen unters Dach, suchten mit dem Fernrohr die Gegend ab.

„Pour l'amour de dieu — non! Die Zitadelle brennt nicht. Die Bäume der Festungswälle brennen.“

Ein grenzenloser Wirrwarr. Man stieß sich roh weiter in den Straßen. Man drängte noch immer zum Bahnhof Guillemins. Als sei dort noch Flucht und Rettung möglich.

Gendarmerie, Bürgergarde, Bahnbeamte sprachen auf sie ein, drängten die Anstürmenden zurück. Ein notschreiendes Gewoge. Frauen und Kinder wurden niedergetrampelt.

„Mignonne!“ Ein Mann irrte verzweifelt umher: „Mignonne, wo bist du?“

Und einer, gräßliche Flüche murmelnd. Und eine Frau, lautweinend hinter ihm:

„Fluche nicht, bete!“

Ein Kind im Gedränge mit ausgestreckten Armchen: Maman! Maman!

Ein Gendarm reißt es aus dem Trubel. Ein Krüppel klammert sich an ihn fest, ächzt seine Todesangst: Hilf mir fort! Hilf mir fort!

Da verstummte jäh der Kanonendonner. Wie eine Wüste still. Als sei mit einmal die Welt leer geworden.

Was ist das —? Man stand mit stoßendem Atem.

Da sprach eine Stimme in die Stille. Ein Bürgergardist ging umher und sagte laut und tröstend:

„Waffenstillstand. Sie wollen die Toten und Verwundeten wegbringen.“

Nun rannten sie alle nach dem Stadtzentrum, wo an den für den Betrieb geschlossenen Hotels die Fahne des Roten Kreuzes flaggte.

Tote Straßen. Die Läden geschlossen, die Türen verrammelt.

Und dann —. Ein Ruf —. Ein fürchterlicher —.  
„Die Deutschen sind in der Stadt!“

Festgebannt. Starr in den Boden gewurzelt. Die ganze Menge des noch eben schreienden Volkes todstumm.

So nahmen sie das Verhängnis auf sich.

An die Häuser gedrückt, schlüpfen sie zurück. Keiner fluchte mehr. Keiner betete mehr.

Als sie um die Straßenecke auf den Theaterplatz einbogen — da sahen sie es: Deutsche Grenadiere in Reih und Glied, Gewehr bei Fuß.

Und weither durch die Straßen dröhnende Marschschritte. Und der Schlachtruf der Deutschen: Hurra!

Pferdegetrappel. Reiter. Männen, die gefürchteten. Marschklänge, rauschende Siegesklänge.

Und Trab-Trab, und Marsch-Marsch. Starrende Lanzen. Klirrklarr die siegreiche Schar. Prächtige Reiter. Heldengestalten. Aufrecht im Sattel. Ernst die gebräunten, die pulver-schwarzen Gesichter.

Und Trab und Marsch und Viktoria! Die erste Brigade, die zweite, die dritte. Der General voran, der General mit blitzenden Augen. Der Stürmer von Lüttich.

Um ihn die Offiziere, verwundet, die Uniformen zerfetzt. Gestalten wie aus Erz. Würde und Ruhe und Zuversicht. Die Elite Guillaume II.

Präsentiert das Gewehr! Es lebe Seine Majestät  
der Kaiser!

Und ein stiller Zug vom Rathause her. Der Bür-  
germeister der Stadt mit den Schöffen. Ein trauriger  
Gang, ein Kalvaria.

Aber das Morgenrot vergoldete das Firmament.  
Sieg!

Last die Glocken läuten von Turm zu Turm weit  
in deutsche Lande hinein!

Der Sieg von Lüttich! Flammend eingeschrieben  
auf die rauschenden Blätter der Weltgeschichte. Ein  
Sieg wie keiner! In achtundvierzig Stunden das  
Werk vollbracht. Noch keine Woche im Kriegsgetüm-  
mel verrauscht, und schon eingebrochen in das eiserne  
Tor der Verbündeten.

Auf die Uhr des Rathauses gleißt die Morgen-  
sonne nieder. Belgische Zeit — eine Stunde zu spät!  
Acht Uhr zeigt der deutsche Stundenzeiger!

Rückt die Uhr voran! Acht Uhr morgens war Lüt-  
tich deutsch!

Eine Stunde hat Belgien nicht durchlebt — die  
Stunde auf das deutsche Zifferblatt hinüber.

Um acht Uhr Freitagmorgen rasselte der Telegraph  
durch die deutschen Lande:

Lüttich im Sturm genommen!

---

V

Aachen lag im Erwachen. Der Samstagmorgen  
trat golden durch die Wolken. Glocken und Glöcklein  
töntten.

Am Rathausmarkt fuhren die Obst- und Gemüsekarren an. Hühott! Lärm und Schimpfen. Marktfrauen in breiten gestreiften Türtigröcken am Gemüsestand mit dem großen Dachschirm darüber.

„Fräuche! Een Appelsche för der Dorsch? Fünf Pfund för en Zenggroschestök!“

„Joe, Frau, hattr jehürt, dat Lütk jefalle eß?“

„Eß et amtlich?“ Und weithin über den alten Markt: et eß amtlich, et eß amtlich!

Die königlichen Erinnerungen des alten Marktes erwachen. Aachen, die Krönungsstadt, heute wie einst der Schauplatz der schimmernden deutschen Wehr. ‚Sobald der König zu Aachen auf dem karolingischen Throne Platz genommen, gehorcht ihm Deutschland nach altem Recht,‘ meldet die Chronika. Und der Wunderbau des Rathauses wirft seinen Schatten über den Markt hin. Der Purpur rauscht durch den Festsaal. Karolinger und Hohenstaufen beim Krönungsmahl. Und weiterhin und rings durch die Flucht der historischen Straßen. Das Haus am Markt, zum Birnbaum, Nummer dreiundzwanzig; ‚Plus ultra‘ schrieb Karl V. an die Wand dieses Hauses. Leuchten heute nicht die verblichenen Lettern aus Jahrhunderten? Plus ultra! die Parole. Lüttich im Sturm genommen! Aber: plus ultra! plus ultra! Die Augustsonne lodert im Frühlicht neuer Siege.

Eine Arbeiterfrau, ihr Kind auf dem Arm, die schwarze Markttasche in der Hand, ging an einen Schuhmann heran, etwas zaghaft, man hat nicht gern mit dem Schuhmann zu tun. Godde Morje! Ob man die Fahne rauhängen darf?

„Ist sogar erwünscht.“



Hürste, Pitt! Schäng! Tries! Dr Schuzmann  
hätt jesagt: Fahne raus!

Die Fahnen raus! Jetzt wagt man's. Die gräßliche  
bange, dumpfe Spannung weicht. Wenn der Schuzmann  
es gesagt hat, dann ist es doch amtlich. Was nicht amt-  
lich war, durfte man nicht sagen, nicht hoffen, nicht  
denken. Man hatte große, geheime Furcht, etwas zu tun,  
was nicht amtlich war. Es lag wie ein Todesbefehl  
in der von Spionensfurcht erfüllten Luft: erschossen!

Aber jetzt: Fahnen raus!

Extrablätter an allen Schaufenstern. Zu Hausen  
drängten die Leute an. Hoch! Hoch!

Man lachte sich wie Kinder an, man nickte sich  
strahlenden Blicks an, Leute, die sich nicht kannten,  
nicht grüßten. Ein Blick ohne Worte, aber der stumme  
Stolz leuchtete darin: Unsere Jungens, unsere Fünf-  
undzwanziger waren auch dabei!

Sie können nicht zu einer lauten lärmenden Be-  
geisterung hinauf, die Nachener, sie schämen sich, ihre  
Seele hinauszuschreien. Aber sie würden ihren letzten  
Bissen Brot geben. Sie haben sich arm gegeben, sie  
werden es noch.

Töffes! Bei Mertens hanse drei Fahnen raus:  
schwarzweiß, schwarzweißrot und die Nachener Farben  
schwarzgelb.

Am Tore die alte Anna in der weißen breiten  
Schürze. Ihre dicken Wäcchen glühen.

„Wir haben es schon jestern abend jewußt. Unser  
alter Herr hatte es aus bester Quelle.“

Nateerlich, so fiene Mannslüh han alles aus beste  
Quellen. — Nu jeächste kapott! Wenn me va der  
Düwel spricht, es hä auch doe.

Der alte Herr höchstselbst. Kommt auf die Straße runter und sieht sich die Fahnen an. Ob sie gut hängen, ob sie was ausmachen. Tott! Und wie er übers ganze Gesicht lacht! Der strenge alte Herr Merkens, vor dem die Arbeiter höllisch Reschet han. Aber jut is er, jut wie Butter.

Lacht zum ersten Stoß hinauf, wo da an einem Fenster das blasse Gesicht der jungen Frau herauslugt. Niht ihr zu, winkt ihr zu. Sie soll sich freuen, sie soll sich mal hübsch freuen. Der Robert ist doch auch ein Lütticher Kämpfer, wird jetzt mit Sang und Klang und Siegesmusik in Lüttich eingezogen sein.

Na, er wird jetzt mal Näheres hören gehen, zum Stammtisch in den „Postwagen“. Da wird ja wohl einer oder der andere von den Stammtischherren zum Frühshoppen sich einfinden.

Da verschwindet das blasse Gesicht aus dem Fenster.

„Die ärem Frau,“ sagen sie drunten zur Anna. Sie sieht ihrer Niederkunft entgegen, und der Mann im Krieg —

„Es wird ein Jung,“ versichert Anna, „ein Vaterlandsverteidiger.“ Und seufzt dann doch: „Wie oft mag der Herr Robert dran gedacht haben!“

Stramm schritt er hin, der alte Herr. Pfiff leise durch die Zähne vor sich hin, pfiff — ja wahrhaftig, pfiff die Wacht am Rhein. Wie man seine wallende Freude herauspfeift. Es marschirt sich famos darauf. . . . Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein . . . Eins, zwei, eins, zwei . . . Lieb Vaterland, magst ruhig sein, lieb Va — . . . Herrgott, als wär man selbst noch in seiner Leutnantszeit. Der blondhaarige Karl Merkens, der in der Linie bleiben

wollte und dann nach dem schnellen Ableben des Vaters in die Fabrik einspringen mußte. Es liegt ihm immer noch im Blut, die Soldatenfreude.

Herrgott, dieses stolze Glücksgefühl in ihm! Meine zwei Jungens auch dabei . . . meine zwei Jungens . . . Miterfochten den Sieg, der wie eine Fanfare durch die Welt tönen wird.

Und tritt in die niedere Türe zu ebener Erde. Eine gemütliche Postwagenenge. Ein paar Ratsherren schon an den kleinen Tischen. In breiter, singender Aachener Sprechweise eine behagliche Tafelrunde. Langsame, bedächtige, schwere Herren.

„Nun sehtr emal den ollen Merkens an! Frisch jestrichen wie 'n Jüngling. Jung, was haste denn?“

Der trat an den Tisch, die stolze Ergriffenheit wogte ihm aus der Brust.

„Meine zwei Jungen . . .“ mehr brachte er nicht heraus. Saß bei ihnen nieder. Aber an seinem strahlenden Gesichte sahen sie, daß die Freude ihn ergriff, daß da keine schlimme Nachricht war.

„Der Robert und der Willi?“

Er nickte.

„Und der Leo?“

„Es geht ihm gut.“

„Nun denn wollen wir anstoßen auf die Lütticher Stürmer! Prost, Merkens!“

„Prost, Freunde! Ich bin heut ein glücklicher Mann.“

„Hast du keine Nachricht von ihnen?“

„Die Feldpost rückt ja jetzt erst nach. Ihr wißt ja, wie bei der Kriegserklärung hier alles noch unvorbereitet war. Keine Munitions- und Proviantkolon-

nen, mit Autos mußte das den Truppen nachbefördert werden. Ohne Artillerie mußte Belgien forciert werden. Dazu kam, daß die feindliche Bevölkerung nach Möglichkeit alles vernichtet hatte, was der Verkehrsbewegung oder dem Unterhalt unserer Truppen dienen konnte. Jetzt erst greift das wie ein Uhrwerk ein. Wir waren eben der friedliche Nachbar, der die Streitart noch nicht ausgegraben hatte.“

Ein Tuchfabrikant trat ein, gab dem Kellner Hut und Stock, tupfte sich mit dem Taschentuch die heiße Stirne. Er kam vom Autopark. Einige Fahrer von Lüttich her waren schon eingelaufen. Sie erzählten von schweren Verlusten.

„Unsere Fünfundzwanziger fast aufgerieben.“

Ließ sich behäbig auf den Stuhl fallen. Sorgenvolle Gesichter um den Tisch. Aber Merkens fast herrisch:

„Unkontrollierbare Gerüchte. Man hüte sich, sie weiter zu geben.“

Der Fabrikant machte sich eine Zigarre zurecht, und zu Merkens:

„Übrigens habe ich den Pütz auch im Vorbeifahren gesehen. Schien sehr eilig. — Kellner!“

Da kam der Kellner zur Tür herein, trat hinter den Stuhl des Herrn Merkens und reichte ihm ein verschlossenes Kärtchen. Das sei soeben als dringlich hier abgegeben worden.

Merkens riß es auf. Das Kärtchen lag in seiner breiten, kräftigen Hand. Er starrte darauf. Lange. Das Gespräch am Tische verstummte. Was hat der Merkens? Sitzt wie versteinert und starrt auf die Karte.

Da schiebt er den Stuhl zurück. Da steht er auf.

Da steht er groß und aufrecht. Und nur den Kopf etwas gebeugt, als bringe er ihn nicht hoch.

Seine Stimme dumpf hervorgestoßen:

„Es lebe der Kaiser! Meine Herren, ich erhalte soeben Nachricht, daß mein Sohn Robert auf dem Felde der Ehre gefallen ist.“

Trat zum Garderobenständer, setzte den Hut auf. Und schweigend hinaus.

Hinter ihm das jähe Verstummen.

Langsam durch die Straßen. Extrablätter rechts und links an den Häusern. Lüttich unser! Lüttich im Sturm genommen! Er sieht nicht hin. Jetzt nicht, nur jetzt nicht.

Langsam weiter. Nun muß er doch nach Hause. Er muß doch. — Wär das vorüber . . .

Am Tore will er den Schlüssel einstecken. Da sieht er, daß es schon offen ist. Die alte Anna im Eingang. Der Pütz hat nichts sagen wollen, aber der Pütz machte ein so sonderbares Gesicht . . .

An ihr vorüber geht Mertens und sagt nichts. Man soll ihn nichts fragen, er könnte barsch werden.

Die Treppe hinauf. Er tritt leise auf, vielleicht hört man ihn nicht — noch nicht, noch nicht.

Da steht sie wartend in der Zimmertür, die Frau mit dem hagern weißen Kopf, still und leise und wartend. Sie sieht den Mann von drunten heraufkommen, sie sieht ihn schon, als er die erste Stufe betritt. Und langsam eine Stufe um die andere, den Kopf tief auf der Brust. Und langsamer und hält sich am Geländer fest.

Da weiß sie es, da braucht er es ihr nicht zu sagen, da fragt sie nur:

„Wer ist's, Robert oder Willi?“

„Robert,“ sagt er kurz und rauh.

Sie nimmt ihn ins Zimmer hinein. Sie hat jetzt nur eine Sorge, die erste, die einzige in diesem Augenblick:

„Wir dürfen ihr das jetzt nicht sagen.“

Sie kommt an ihre schwere Stunde, es könnte ihr Tod sein. Man muß es ihr verheimlichen, bis sie darüber weg ist.

„Wenn du das fertig bringst —“ sagte er gepreßt. Still und zitternd:

„Ich bring das fertig.“ Und da rollte es ihr übers Gesicht, unaufhaltsam, ohne Seufzen, ohne Stöhnen, still und heimlich und gottergeben. Sie war immer eine Frau, die ihr Leid heimlich trug. Es wird ihr jetzt nicht schwer.

Abgewandt stand Merkens am Fenster, die Hände auf dem Rücken. Lange. Man hörte nichts. Nur der Kanarienvogel sang schrill in Mias Zimmer.

„Was wirst du ihr sagen?“ fragte er.

„Ich werde ihr sagen, daß Emma durch Pük gute Nachricht sendet — und — daß Robert sie — grüßen läßt — — er wird ihr — ja wohl — einen letzten Gruß — geschickt haben . . .“

Da schlich seine Hand vom Rücken weg — und hob sich an sein Gesicht. Er drückte sie hastig an die Augen. Und nahm dann wieder das Körtdchen, las. Die Frau trat hinter ihn, las mit.

Emma schrieb, daß sie ihn vorläufig im Garten des Notarhauses begraben hätten, daß sie nun augenblicklich mit Honorine im Schloß Sainte Barbe bleibe, bis sie nach Lüttich hineinkommen könnte, um dort in

einem Lazarett tätig zu sein und wahrscheinlich dann auch mit Willi zusammenzutreffen.

„— wenn er heil davongekommen ist,“ schrieb sie.

„Ja,“ nickte er, „wenn er heil davongekommen ist.“

Er muß nun nach dem Schloß, er muß mit Emma sprechen, er hat hier keine Ruhe mehr. Die Frau soll dann sehen, wie sie das mit Mia macht.

Ach ja, die Frau mag nun zusehen. Der Mann hinaus, der Mann zur Tat . . . Und die Frau muß nun sehen, was sie tut.

Merkens überlegte zunächst, was zu tun sei. Ohne Ausweis durfte er nicht in Feindesland. Also bei der Regierung, wo er gute Freunde sitzen hatte, anfragen.

Gegenüber dem Theater durch das Regierungstor. Regierungsrat Soundsso anwesend? — Bitte, Treppe hinauf, Dienstzimmer. Der Regierungsrat machte eine vertrauliche Mitteilung. Regierungspräsident Doktor von Sandt vorgeschlagen als Kaiserlicher Zivilverwaltungschef für Belgien.

„Persona gratissima bei Majestät. Während seiner Studienzeit in Bonn verkehrte der Kaiser dort viel im Sandtschen Elternhause. Also, wenn die Nachricht vorher erst auch bloß Gerücht, so doch sehr wahrscheinlich.“

Der Ausweis wurde mit ein paar Worten gegeben. „Es bestehen keine Bedenken, dem Tuchfabrikanten, Herrn Karl Merkens, die Betretung des deutschgewordenen Gebietes von Belgien zu gestatten. Ich bitte, denselben, frei passieren zu lassen.“

Schwarzer Stempel des königlichen Regierungspräsidenten.

Mit diesem Schriftstück zum Garnisonskommando.

„Auf Grund desselben Passierschein bis Lüttich und zurück vom 7. August bis 15.“

Blauer Stempel. So, nun mag man sehen, wie man nach Lüttich hin und zurück kommt.

„Privatauto laufen Gefahr, requiriert zu werden,“ sagte der diensttuende Oberleutnant, „also müßten Sie es mit Militärauto machen. — Halt! Ich hab's. Ein Baron ist da aus der Nähe von Lüttich angekommen, will dem Feldgericht 'nen Franktireur oder so 'ne ähnliche Gattung entreißen. Der Mann hat doch ein Befehl, mit dem er wieder zurückmuß, wie? Müßte man mal nachfragen. War soeben noch auf 'm Kommando.“

Er rief den Soldaten an, der die Leute an der Tür einließ. Der Andrang war groß. Ausgewiesene Deutsche, die wieder nach Lüttich zurückwollten.

Der Soldat meldete, daß der Herr Zimmer Nummer fünfunddreißig sei.

Wird er also bei Major Feller sein. Major Feller ist Gerichtsoffizier beim Feldgericht, in diesem Falle, mit dem Franktireurnotar, mit dem Ermittlungsverfahren betraut.

„Der Angeklagte ist Notar?“

„— gewesen! Er wird wie jeder gemeine Franktireur abgeurteilt werden, und wenn zehn Barone mit Konnexion dazwischentreten.“

„Sein Name?“

„Notar Declair.“

„Danke Ihnen.“

Er ließ sich bei dem Major melden. — — —

Der Major begrüßte ihn im Nebenzimmer, sehr herzlich begrüßte er ihn. Er höre soeben, der jüngste



Merkens habe sich ausgezeichnet gehalten, schon beim Grenzübergang tapfer losgegangen.

Der gebeugte Kopf Merkens rechte auf.

„Freut mich. Danke Ihnen, Herr Major. Freut mich umso mehr, als das Vaterland bereits einen meiner Söhne gefordert hat.“

Stumm und fest drückte ihm der Major die Hand.

Und schnell ablenkend Merkens: wenn sich der Schloßherr von Sainte Barbe im Nebenzimmer befinde, dann bitte er, ihn diesem unverzüglich vorstellen zu wollen.

Merkens? Da kam schon der Baron mit ausgestreckten Händen auf ihn zu. Wer solch eine scharmante Madame Emma in der Familie besitze, dem müsse man gleich mit zwei Händen gratulieren.

Da der Baron von den Beziehungen zwischen den Merkens und Declairs unterrichtet zu sein schien, so konnte man ohne Umschweife auf den Kern der Sache kommen.

Der Baron erbot sich, den Beweis zu erbringen, daß der Notar nichts von dem Schusse, der aus seinem Hause fiel, gewußt habe, daß er an dem Überfall im Dorfe durchaus unbeteiligt sei. Er sei nicht der Mann, der zum Meuchelmord anstifte. Er habe einzig die Selbstverteidigung seines Vaterlandes unterstützt, in der falschen Voraussetzung, dadurch das Unheil von seinem Lande abzuwehren. Wenn er hierin geirrt habe, so sei das eben der Irrtum eines ganzen Volkes — eines irregeleiteten und darum doppelt bedauernswerten Volkes.

Ernst, fast abweisend erwiderte der Major:

„Irregeleitet ist in diesem Falle wohl nicht das richtige Wort. Kraft seiner Bildung konnte der Notar

über die niedrige Verhehung hinaus zu eignem Urteil kommen.“

Da war die überraschende Antwort des Barons: „Wir wissen ja heute noch nicht, inwieweit selbst die belgische Regierung nicht mehr frei und unbeeinflusst — ja, ohne Zwang handeln konnte.“

Der Blick des Majors traf sich mit dem Merkens. Das war allerdings ein Eingeständnis, das über dem betörten Belgien eine ganze Tragödie erstehen ließ.

„Ich werde das Ermittlungsverfahren noch nicht abschließen und weitere Dokumente erwarten,“ sagte der Major zum Schluß einer eingehenden Erörterung.

Draußen teilte der Baron Merkens mit, daß der Sohn des Notars erschossen sei.

Kein Wort erwiderte Merkens darauf. Ein tiefer Atemzug rasselte aus seiner Brust. Von beiden hatte das Vaterland sein Opfer gefordert, dieser auf dem Felde der Ehre, jener —? . . . Hinter der Menschen Schicksale schreitet die Vergeltung her.

Der Baron hatte von dem Generalstabsoffizier, der auf dem Schlosse vorsprach, Ausweis und Empfehlung erhalten und war mit einem Militärauto durchgekommen.

Mit dem Baron fuhr Merkens nach Belgien hinein. Die Fahrt war auch jetzt noch nicht ungefährlich. Hier und da ein Schuß. Aber das deutsche Schwert hatte sich Achtung verschafft. Wo Leute im Weg standen, erscholl die Parole: Hände hoch!

Auf der Heerstraße nach Lüttich ein ununterbrochenes Gewühl von neu anrückenden Regimentern, Fracht- und Luxusautos, Jagdwagen — alles voll Militär.

„Einige Außenforts von Lüttich halten sich noch,“  
sagte der Baron.

„Wie ich höre, will man keine Menschenleben da-  
gegen anwerfen. Kruppische Riesenkanonen sollen da-  
mit aufräumen.“

„Parbleu! Ihr Deutsche seid ein Volk von Über-  
raschungen. So hoch man euch einschätzt, man hat euch  
immer noch zu tief geschätzt.“

Merkens lächelte: „Das klingt sehr nach einer un-  
verbindlichen Artigkeit.“

„Baron, die französische Zunge kann auch das ihr  
Unbequeme nur — artig sagen.“

„Dann lesen Sie jetzt mal die französischen Zei-  
tungen.“

„Mon cher, die Zeitungen sind kein Volk. Der  
Krieg ist heute trotzdem nicht das Schreckliche in der  
Welt, das Schreckliche ist der große Irrtum der Völker.  
Sie hassen sich, weil sie betrogen sind.“

„Dann hoffe ich, daß — wenn der Tag der Ab-  
rechnung kommt, diese Völker wissen werden: Deutsch-  
land ist von seinem Kaiser nicht betrogen wor-  
den!“

„Ah! Dann haben wir den Frieden, der ver-  
söhnlich ist, nicht nach Revanche ruft.“

Der Schloßpark in Sicht. Das Auto mußte lang-  
sam fahren. Über die Straße aufgerissen, die Löcher  
notdürftig mit Baumstämmen und Schutt ausgefüllt.  
Im Park ein Feldlager, bivakierende Truppen, die  
Gewehre zur Pyramide zusammengestellt, die Pferde  
an die Bäume gebunden. Hoch und Hurra, wo ein  
Zivilist sich sehen ließ und Nachricht aus der Heimat  
brachte. An das Parktor angeschrieben: „Lieb Vater-

land, magst ruhig sein, wir schlagen alles kurz und klein.' — Scherze und frohes Gelächter.

Die Herren schritten zwischen den lagernden Gruppen her, verteilten an Zigaretten, was sie in der Eile aufgekauft hatten.

In der Halle angeregte, sehr angeregte Unterhaltung. Die geschmeidige Yvonne mit Franz Borgers und einigen Offizieren. Sie lachten, sie war entzündend offenherzig, diese schmächtige Baronesse. Gar nicht struppig waren sie, die Barbaren, spuckten auch nicht auf die Teppiche und schlugen nicht einmal die Beine übereinander, wenn sie bei ihr saßen. Aber fürchterlich schmutzige Stiefel, fürchterlich schmutzig. Sie wird ihnen die Samtpantöffelchen aus der historischen Sammlung von Madame d'Uvinge herunterholen, ah si! sie wird's. Und sie lachten alle, sie lachten so froh. Siegeslaune.

Da sah Yvonne ihren Vater und eilte ihm entgegen. Schob ihn zu den Offizieren und wollte mit Merkens zu Emma und Honorine hinauf. Die Treppe herab Kleiderrauschen. Emma wußte, daß sie ihn zu erwarten hatte, sie kannte ihn, er zauderte nicht. Ehe er sie in seine Arme nehmen konnte, hatte sie seinen starken, steifnackigen Kopf zwischen den Händen, küßte ihn herzlich.

„Wie nimmt Mia es?“

„Sie weiß noch nichts — bis ihre Stunde vorüber ist.“

„Besser so.“

Sein Blick an ihr vorbei die Treppe hinauf, wo leise ein Gewand rauschte. Honorine über das Geländer gesunken, das Gesicht in die Arme gebeugt. Ein Bild grenzenloser Verlassenheit. Sein ritterlicher

Sinn wogte in ihm tiefes Mitleiden auf. Er ging zu ihr hinauf, legte den Arm um sie, wollte sie schützend an seine Brust holen. Aber sie hob den Kopf nicht, sie hing am Geländer fest. Scham und Verzweiflung, krankhafte Müdigkeit — ach Gott, wie konnte sie noch zu diesen Menschen hin — weiß er denn, was geschehen ist —

Da hatte er ihre Hände vom Geländer losgelöst und trug sie kurzerhand die Treppe hinauf in ein Zimmer hinein. Es war der saalartige Raum neben den Verwundeten. In ihren Notaugen noch die quälende Frage nach Emma hinüber.

Da sagte sie es zitternd heraus: „Weiß er's denn . . . weiß er's —?“

„Was soll er noch wissen?“

Da schlang sie in leidenschaftlichem Weinen ihre Arme um ihn.

„Er ist verwundet . . .“ Und in leisem hilfeslehen- den Jammern: „Willi . . . Willi . . .“

Er sah geradeaus nach Emma hin. Sein Gesicht wurde erdfahl.

„Schwer?“

„Der Oberarm böß zerhossen. Sonst nichts Innerliches. Sie fanden ihn ohne Bewußtsein auf einem Fort. Ich war schon bei ihm. Franz hatte von seiner Verwundung durch einen Offizier erfahren. Ich wollte ihn hierherbringen lassen, aber er ist noch nicht transportfähig.“ Kam zu ihm, streichelte ihm übers Gesicht hin: „Keine Unruhe, Väterchen, die Verwundung mag schwer sein, aber nicht gefährlich. Er ist erschöpft, sehr erschöpft.“

„Wir müssen vor Abend noch hin,“ sagte er nun

wieder ruhig, die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück. „Von Aachen bis hierher haben wir's in einer Stunde gemacht. Also können wir in zehn Minuten in Lüttich sein.“

Er fühlte ein zitterndes Anklammern an seinen Arm. Des Mädchens Augen vertauensvoll auf ihm. Er wird sie mitnehmen, er wird's. Sie wird eine Welt zusammenschreien, wenn man sie nicht mitnimmt.

Emma nickte ihm schweigend zu. Es war nicht anders zu machen. Und — vielleicht rief sein Sehnen sie.

In schneller Fahrt durch die Greuel des rauchenden Schlachtfeldes. Die Sanitätskolonne bei der Arbeit. Leichen, Massengräber, Pferde in Todeszuckungen, blutgetränkter Boden. Ganze Haufen weggeworfener Uniformen, Mäntel belgischer Infanteristen. Scheu gewordene Pferde, die noch über das Schlachtfeld rasten. Verwundete, die sich über den Boden hinschleppten, die Arme reckten: „Nehmt mich mit . . .“

Emma mußte sich die Hände zusammenpressen, um nicht hinaus zu springen, zu helfen, zu retten. — Starrende Mauern, rußiger, schwelender Rauch, der Boden aufgerissen von den Granaten, Grube an Grube, der Wind stäubt in die Asche. Pioniere arbeiten noch an der neugeschlagenen Brücke über Rähnen. Dumpf polternde Marschschritte der deutschen Regimenter darüberhin. In Lüttich die Straßen voll Militär. Sie fühlen sich schon heimisch, die Feldgrauen. Die Menschen verschüchtert in den Häusern. Am Dachfenster ein frisiertes Mädchenkopf. Die Grauen winken zu ihm hinauf: Mit verstecken, Madmusellche! Am Rathause ist die belgische Fahne niedergeholt. Die

deutsche weht. An der Mauer noch die Bekanntmachung des Bürgermeisters aus den Belagerungstagen: „Bürger Lüttichs! Bewahret Ruhe. Die Forts unserer Festung werden Stand halten, bis unsere Verbündeten anrücken . . .“

Franz Borgers lachte: „Wie Regel sind sie umgefallen, die Forts, schon durch unsere einfachen Artilleriegeschosse. Wenn jetzt unser dritter Verbündete anrückt, fallen die Forts wie Marzipan auseinander.“

„Unser dritter Verbündete?“

Franz raunte es Herrn Merfens zu:

„Das Kruppsche Geheimnis. Die Jerichofanonen. Hat denn ein Mensch von diesen Belagerungsmörfern gewußt? Grandiose Tatsache, so was in Friedenszeiten völlig unbemerkt vom Ausland herzustellen! Erst wenn sie jetzt losfunken, wird man darum wissen. Ein Hurra dem dritten Verbündeten!“

In der Avenue d'Arzon fuhr ein Kraftwagen nach dem andern vor. Ein Leutnant ordnete an, daß dort hin der Autopark verlegt werde.

Emma sagte: „Wir werden hier also Pütz finden, wenn wir ihn nötig haben.“

Sie wies nach dem Restaurant du Phare hinüber. Dort war das Ziel. Verwundete wurden auf Krankentragen hineingeschafft.

Emma fühlte, wie eine weiche, warme Last gegen sie sank, wie die Aufregung über den Mädchenkörper hingitterte.

„Courage, Honorine!“ flüsterte sie. „Wenn Sie ihn aufregen, läßt der Arzt Sie nicht mehr zu ihm.“

„Ich bin doch nicht erregt,“ sagte sie, und ihre Zähne gingen aufeinander, „pas du tout, pas du tout.“

Der alte Merkens half ihr aussteigen, nahm sie väterlich unter den Schultern wie man ein Kind heraushebt.

Im Vorzimmer des Restaurants einige Offiziere, auch Zivilisten. Lütticher, von Neugier getrieben, und ein holländischer Berichterstatter.

Das Lokal ist, wo die Säulen die hintern Säle und die Grotten abtrennen, als Lazarett eingerichtet, verdeckt nach dem Restaurant zu durch Tannenbäume in Fässern. Dahinter sieht man Bett an Bett die Verwundeten liegen.

Im Vorderaal speisen und trinken die Gäste, in den Hinterzimmern, zwischen den Tannen heraus das leise Klagen der Verwundeten.

Merkens sprach mit dem Wirt wegen einem Unterkommen für die Damen. Der suchte die Achsel. Kein Bett mehr frei in seinem Hause. Auch die Lebensmittel knapp. Seine Augen wirrten am Boden, als er sich mit dem Allemand verständigte. Er lächelte zwar, er lächelte kulant, ein Lütticher ist wahrhaftig kein Flegel, der einem „die Füße auf die Platte legt“ — aber im übrigen: *maudits prussiens!*

Da trat Franz Borgers herzu. Gleich war er zugänglich, der Herr Wirt. Man will's wahrhaftig nicht mit den Grauen verderben, man geht ihnen weit aus dem Wege, respektvoll, sehr respektvoll. Mais certainement, Herr Leutnant, er wird den Damen das Zimmer seiner Frau zur Verfügung stellen.

„Dann komm,“ sagte Emma zum Papa, „ich führe dich zu ihm.“

Gab Franz einen Wink, er möge bei Honorine bleiben, bis Willi vorbereitet sei.



Franz Borgers bot dem Mädchen seinen Arm, führte es die Treppe hinauf. Doch war ihr Gesicht starr zurückgewandt nach den beiden, die hinter der Tür im Erdgeschloß verschwanden. Jetzt waren sie bei ihm . . . jetzt sahen sie ihn zwischen Stöhnenden und Sterbenden . . . in dem eisernen Feldbett . . . den Willi . . . trotzdem ihr Willi, mochten sie jetzt auch zuerst hineingehen und ihr Verwandtenrecht an seinem Bette fordern, es hatte ihn keiner so lieb wie sie, so unsagbar, unglücklich leidvoll im Haß ihn geliebt wie sie.

Jetzt möchte sie den Franz Borgers fragen, wie er aussieht, der Willi, ob sein Gesicht gelitten, ob er sehr, sehr krank und erschöpft ist — aber der Franz Borgers weiß es ja nicht, und wenn er's wüßte — nein, nein, nein, sie würde ihn nicht fragen, sie hat ja eine solch namenlose Angst . . .

Stumm sitzt sie und wartet.

Drunten war Emma in den Lazarettssaal eingetreten, grüßte im Vorbeigehen mit ein paar herzhaften Worten die dort Liegenden, trat in die Grotten ein. Blätschernde Brunnen, Spiegelscheiben. Ihr Blick flog suchend die Bettreihe entlang.

Da langte ein Arm hoch, ein freudiger Wink. Emma drehte sich nach Merkens um, schob ihn vor, mußte ihn am Arm fassen. Wankte der Mann?

„Mein Junge . . .“

Die Hände der Männer krampfsten ineinander. Die Augen des Jungen strahlend wie ein überraschtes Kind zu dem Vater hinauf. Erwartungsvoll. Ein stilles Leuchten darin.

Emma trat hinter Merkens, klopfte ihm auf die Schulter:

„Väterchen, du siehst das wohl nicht —.“

Da fiel sein umflorter Blick auf das schwarze Band mit weißer Einfassung, das auf der Hemdbrust lag. Und an dem schwarzen Band das Eiserne Kreuz . . .

Das Eiserne Kreuz! Merkens stand vor diesem Ereignis mit einer erschütternden Ehrfurcht. Der da nun vor ihm liegt, erschöpft und verwundet, erscheint ihm als ein anderer, nicht nur der Sohn, um den seine Sorge geht — der ist jetzt einer aus der blutenden Legion des Kaisers! Das Haus Merkens legt seine zweite Opfergabe auf den Altar des Vaterlandes. Und er beugt nicht das Haupt. Er hebt's.

Aber in den stahlharten Blick schleicht's doch — das schimmernde Raß. Es läßt sich nu mal nicht hinunterwürgen — läßt sich nicht. Er beugt sich zu dem Sohn hinab. Da sieht er's, was das stumme Gesicht erzählt. Das lebensprühende Jünglingsgesicht, über das in wenigen Tagen die männliche Reife schattete. Tiefe, ernst sinnende Augen. Augen, die in das Grauen der Schlacht geschaut. Er küßt diese Augen. Es ist ein Akt stummer Feierlichkeit.

Emmas Arm langte vor, strich sachte über den verbundenen Arm.

„Wie steht's damit, Jungchen?“

Er versuchte der geschwächten Stimme Festigkeit zu geben.

„Der Knochen ist durch,“ sagte er knapp.

Sie standen und horchten noch. Aber er sagte nichts weiter. Es war furchtbar, dieses Verhalten. Die Tragödie seines seelischen Leidens lag darin. Wenn der Arm steif blieb . . . ein Krüppel schon beim ersten Sieg . . . nicht mehr die Siegesbahn mitschreiten zu

können . . . ein Daheimgebliebener, wenn draußen die eiserne Freude tobt . . . Herrgott, er wird ja eingehen, wie ein lahmgeschossener Schlachtengaul.

Merkens brachte es beengt heraus:

„Was sagt denn der Arzt? Glaubst er's wieder patent machen zu können?“

„Er hofft es.“ Sein Blick fiel auf das Eiserner Kreuz. Da war's, als sprühe wieder die trotzig herausfordernde Jugendfrische über sein Gesicht hin. Er wurde mittheilnehmend, er redete sich in stolzen Eifer: „Als ich erwachte, lag's da. Es ist Hauptmann von Stülps seines. Ich soll's behalten, bis meines eintrifft.“

Seine Augen bliken zu Merkens hinauf: „Vater, ich hab die Fahne gerettet . . .“ Die stürmische Wallung stieß ihm die Brust hoch. „Die Fahne . . .“

„Still!“ warnte Emma, trat neben ihn, legte ihm das Kissen zurecht. Und strich über seinen Kopf hin, ihre kühle weiche Hand ließ sie auf seiner heißen Stirne ruhen. Und dann hörte er's dicht an seinem Ohr:

„Hast du mich nichts zu fragen?“

Unruhig warf er den Kopf, seine Lippen preßten sich fest. Da hörte er das Flüstern wieder: „Sie ist hier.“

Wie eine Erstarrung kam's über ihn. Sie sah ihn an. In seinen tiefloodernden Augen eine stumme heftige Abwehr.

„Sie will dich sehen,“ schlug noch das Flüstern in sein Gesicht.

Seine Hand, die auf der Decke lag, krümmte sich. Und diese grausam geballte Hand preßte er auf die stürmisch sehnende Brust. Er sah den Vater hinausgehen. Da zog er in heftiger Bewegung Emma zu sich hinab:

„Laß sie nicht kommen, Emma . . . sag ihr, daß ich damit abgeschlossen habe . . . an einen Krüppel soll sie sich nicht binden, . . . braucht sie nicht . . . wir dürfen das nicht zugeben, Emma, weil ihr Herz jetzt weich ist . . . laß sie nicht kommen . . .“

Da sie bemerkte, daß sein Atem in stoßweises Achzen überging, daß seine Augen sich erschreckt weiteten, drehte sie sich um —. Und da glitt's an dem Bette nieder, das Weiche, Süße, traumhaft Frauliche, das wie der Duft ihres dunklen Haares in diese farbholgeschwängerte Luft des Leidens floß.

Ihre Arme reckten zu seinem Gesichte hinauf, ihre warmen kleinen Hände faßten dieses von den Schrecken und Heldentaten überschauerte Gesicht — und so sah sie ihn an, in einem fast ehrfürchtigen Schmerz, in einem wildherausgestoßenen Glückslachen:

„Sie kommt aber! Sie kommt!“

Und forderte ihn. Und fragte nicht, ob sie darf. Wühlte ihr Gesicht an seine Brust, küßte das Kreuz, das kalte Eisen, diesen furchtbaren Lohn für die Wunden, die man ihrem Volke schlug! Was tut's, was kümmert es sie noch! Über den Haß einer ganzen Welt hinweg gehört sie ihm!

Da preßte sich sein Arm um sie, da setzte ein heißes inniges Flüstern ein von ihr zu ihm hinauf, von ihm zu ihr hinab. Da starb das Flüstern in dem Kuß, zu dem die sehnsüchtig zitternden Lippen sich fanden.

Draußen trat der Arzt zum Krankenbesuch an. Merklens sprach mit ihm. Emma kam und bat, ihren Schwager zum Schloß überführen zu dürfen. Aber der Arzt war dafür, ihn einige Tage ruhig hier zu lassen und dann direkt nach Aachen abzutransportieren. Bei

der sorgsamten Ausheilung, die ihm dort zustatten komme, glaube er nicht, daß der Arm steif bleibe.

Merkens wollte inzwischen nach Aachen zurück. Emma sollte mit Honorine hier bleiben. Der Wirt wies auf die Unruhe in seinem Hotel hin, des Militärs wegen, riet den Damen, in einem der vielen Klöster Unterkommen zu suchen. Da Honorine Pensionärin bei den Kreuzschwestern in dem Vorort Quinte gewesen war, suchten sie das Mutterhaus in der rue hors chateau auf. Auch dort Verwundete in allen Zimmern bis zum Dache hinauf, hauptsächlich Belgier, mit schrecklichen Brandwunden. Man holte sie noch immerfort unter den rauchenden Trümmern der Forts hervor. Bis zur Unkenntlichkeit verbrannt, lagen sie in den Betten, mit Gaze überdeckt, um die Fliegen fernzuhalten von ihren Wunden.

Honorine fand noch eine Zelle, mit blühweißem Rollvorhang statt der Tür, leer. Emma ging zur Pflege Willis ins Hotel du Phare zurück. Merkens suchte im Autopark der Avenue d'Aroon nach Bütz, fand ihn aber nicht.

So richtete man sich denn für die Nacht im Hotel ein. Die Dämmerung schlich in die Straßen. Kein Licht bligte auf. Der Wirt sagte, die Gasleitung sei zerstört. Es kam militärische Order, Lichter an die Fenster straßenwärts zu stellen. Da bligten die Straßen entlang trübe Scheinchen hinter den Scheiben auf. Eine traurige Illumination. Totenlichter am Katafalk.

Leer, dunkel, verlassen die Straßen. Kein Zivilist mehr nach sieben Uhr draußen. Die Nacht sank. Durch die tote Stadt hallt der langsame klatschende Schritt der Wache.

Auch die beiden folgenden Tage war Bütz noch nicht eingelaufen. Merkens tat Schritte beim Bahnhofskommandanten. Nirgends ein Fortkommen. Dann als er im Whare speiste, sprengte ein Reiter vor, eleganter Reitdreß — der Baron. Vonne hatte ihn herbefohlen, sie sei in Unruhe um die Freunde. Er lud Merkens ein, mit ihm ins Schloß zurückzukehren, es ergebe sich dort öfters Gelegenheit zur Rückfahrt. Berichtete das große Ereignis: die Riesenkanonen angekommen, wurden über Nacht eingebaut. Heute, am 13. August morgens acht Uhr sollte der erste Schuß auf die Außenforts abgegeben werden. Aber was geschah? Man zog es vor, sich zu ergeben. Also die Kruppschen wieder ausgegraben, und nun sind sie auf dem Wege nach Lüttich.

„Die muß ich mir ansehen,“ sagte Merkens, „solange bleibe ich.“

„Bien, schließe mich an.“

Er kam dann wieder auf das Schicksal des Notars zu sprechen. Er hatte die Flüchtlinge aus dem niedergebrannten Dorfe aufgesucht und manche Anhaltspunkte zur Entlastung des Notars gefunden. Die wichtigsten Entlastungszeugen waren aber die Schriftstücke, die er in dem halbniedergebrannten Notarhause aufgestöbert hatte.

„Diese Dokumente beweisen, daß er, wie das belgische Volk, nur Werkzeug war, nicht Werkführer. Vielleicht nur der Inspecteur aux revues in dieser nationalen Tragödie, wo die Masse in Szene trat und aus den Kulissen die Steine empfing, die sie zu schleudern hatte. Und sie schleuderten in einer aufgemachten Begeisterung, in einem Theater-

rausch, der in ein Delirium der Volkswut ausartete.“

„Ei, na, na, Herr Baron! Mag immerhin das belgische Volk wegen seiner mangelnden Schulbildung nicht verantwortlich zu machen sein, aber Menschen von dem Bildungsgrad des Notars —“

„Halte-là! Wenn ein Unterschied hierin ist, so ist es nur der: man drückte der Masse den Stein in die Hand, der Notar — nahm ihn an. Er handelte bewußt, das Volk unbewußt, oder wie man's jetzt ausdrückt: verheßt. Er handelte bewußt aus einer Überzeugung heraus. Diese Überzeugung war ein Irrtum. Und wenn der Notar einmal von diesem Irrtum überzeugt wird, dann ist die Stunde da, wo er zu einem ver sö h n e n d e n Frieden die Hand reichen wird. Sehen Sie, Monsieur Merkens, das deckt sich mit dem, was ich Ihnen über den Irrtum der Völker gesagt habe.“

Merkens richtete sich auf, riß die Brust breit.

„Ich als Deutscher erhebe dagegen Einspruch; mein ehrliches deutsches Bewußtsein stemmt sich dagegen, mein gesundes Empfinden, mein überzeugtes Vertrauen auf die fleckenlose, ritterliche Ehrenhaftigkeit meines Kaisers. Mögen Sie Ihr Volk für betört halten! Sein König ist jung, unerfahren, selbst der Betörte, der sich in ein Abenteuer locken ließ. Mögen Sie das russische Volk als irgeleitet bemitleiden, es ist der Knecht, der Sklave, der Leibeigene, die aufgepeitschte Jagdmeute, die sich auf das Wild hezen läßt. Mögen Sie dem englischen Volk sagen, daß sein fluchwürdiger König Eduard VII. einen Edward Grey zu seinem Testamentsvollstrecker gemacht hat. Das englische Volk ist intelligent genug, um sich nicht vom

Jingoismus seiner bezahlten Presse betören zu lassen. Zu diesen Völkern gehe Ihr Weg, Baron. Denn wo die Jagd m e u t e aufgepeitscht wird, muß auch Jagd-  
b e u t e in Aussicht sein. Und diese Jagdbeute war von allen Anfang Deutschland. Leopold II. hatte noch nicht die Augen geschlossen, da trat diese zu Vieren komplottierte Jagdgesellschaft schon zur Jagdberatung zusammen. Was jetzt durch die erschütterte Welt tobt, ist nicht mehr und weniger als die Halalifanfane!“

Der Baron unterbrach mit keinem Worte. Dann aber sagte er leise und fest:

„Quand même — ich werde meinen Weg gehen.“

In den Straßen wurde es lebendig. Ein Gedränge von Soldaten und Bürgern von Lüttich. Franz Borgers rief ins Zimmer:

„Achtung! Kruppische Knalldrohaken!“

Das war am Sonnabend um die fünfte Stunde des Nachmittags. Heranpolterten die mit Segeltuch überdeckten Ungetüme. Ein Feldbahngleis war mitten durch die Stadt gelegt. Franz rief von der Haustür her:

„Werden über Nacht in den Alleen eingebuddelt, und dann Bumm auf die zwei Forts der Westseite.“

Montag in der Frühe stand er schon an Willis Bett.

„Junge! Es geht los. Um sieben Uhr soll der erste Schuß fallen.“

Da fiel er.

Was war's —? Ein Sturmzischen durch die schallende, knatternde Luft. Ein plötzlicher Orkan — nein — ein gigantischer Wasserfall — — nein, nein, Herrgott, was war's? Himmelhoch ein zischender, rasselder Bogen in die Wolkenschlüfte — und lauter und gewaltiger: aus dem Zischen ein Dröhnen und hohles



Tosen, wie donnernde, dampffauchende Schnellzüge durch die Lüfte, wie hundert und wieder hundert dröhnende Brandglocken in zerschmetterndem Schall und Brall. Ein Raubtiergebrüll aus dem mißtönenden Klirrklarr der Luftgeräusche. Fünfzehn Sekunden lang der Luftbogen. Und dann das Fürchterliche. In den tosend aufwachsenden Schlund schlug die Feuerlohe ein. So stürzen Berge in den schauerlichen Tumult. So lodert in brüllendem Jammer der Vulkan aus der herstenden Erde. Und der von Ungewittern aufgepeitschte Schall rollte und stieß durch das Herz der Erde. Ein unterirdisches Grollen und Donnern durch die Grubengänge des unterminierten Lüttich, tiefabgründisch das tosende Rollen, Schwanken, Schüttern und Stoßen. In die Häuser pulste es mit dumpfen Erschütterungen. Fensterscheiben zerrissen wie Spinnweb, da und dort stürzte die Decke ein, zusammenkrachende Haustüren durch den bloßen Luftdruck.

Aber da draußen in der Fortlinie. Die Panzertürme wie Papierdüten weggeblasen. Die trockende Unüberwindlichkeit der Betonmauern zermürbt und zu Asche ausgeschüttet. Zu Mörtelgeröll zerschlagen die eineinhalb Meter dicke Erdschicht, die Betonschicht doppelten Umfangs. Und mit gierigem Fraß in die Erde hinunter das wühlende Geschloß. Ein aufplander sengender Schlund, eine schwefelnde Tiefe. Ein Brennen und Sengen und Kochen in diesem Hexenkessel, verkohlte Leichname, Kadaver auf dem zischen den Glutherd, glühendes, dampfendes Eisengerüst. Nach zehn Minuten wieder ein Schuß. Die drei ersten zum Einschießen. Dann noch zwei. Das waren die gewaltigen Treffer.

Und . . . Stille. Man ist taub, man hört nichts mehr, man kann nichts mehr sprechen, nichts mehr denken. Nur der starre Todeschrecken im hämmernden Blut.

Dann war's geschehen. Und über dem Grauen ging die Sonne unter.

Durch das dumpfdrohende Düstter der Nacht kommt's daher im klatschenden Schritt, dunkle, gebückte Gestalten in Mäntel gehüllt, drei Mann der Bürgerwehr, die Laterne in der schlenkernden Hand. Ihnen folgt . . . Trab, Trab — deutsche Wache, Gewehr geschultert, helläugig spähende Blicke die Fensterreihen der Straßen hinunter. Straßenseits müssen die Fenster erleuchtet bleiben. Und offen die Türen zur Nacht.

Deutschland wacht.

Aber hörte man's nicht in der Nacht, in der schweigenden Nacht, das Schluchzen der Besiegten?

Oder die dumpf herausgewürgten Flüche!

Aber wie nun die deutschen Fahnen im neuen Morgenrot wehten, kam's versöhnend zu den Besiegten. Noch einmal die Friedenshand. Noch einmal das werbende Wort Deutschlands.

Die kaiserliche Loga wallte auf: Wählet! Krieg oder Frieden?

Da schäumte aus dem Fluchweinen des betörten Volkes der ergrimnte Ruf auf: Krieg wollen wir, Krieg! Krieg!

Und dies Fluchweinen und dies Fluchlachen hallte wider in den Ruinen des Landes, hallte den Kraftwagen nach, die in langer Reihe sich durch die rauchenden Dorfstraßen schlängelten, Verwundete nach Wachen abtransportierend. Die Krieger mit röchelnder Brust, die blutenden Männer, die der wallonische Haß zer-

fleischt hat, die Lahmgeschossenen, die da noch über die rauchenden Trümmer hinweg ihre Vaterlandslieder jauchzen. In stolzer, hehrer Trauer, die Krüppel, die Heimkehrenden.

Und da noch ein letzter Wagen, schurfend durch das Geröll der Straße von Battice.

„Siehst du, Honorine? Die rue des quatre bras,“ sagte Willi Merkens. Sie drängte an seinen Arm, Er spürte ihren stoßenden Herzschlag.

In der rue des quatre bras das Eckhaus, wo sie nach ihren Ausflügen gerastet hatten, wo selige Stunden in der Erinnerung zurüchlagen. Und wo man den köstlichen belgischen Reisfladen, den doreiye und die golzas gegessen hatte. Jetzt steht da ein zusammengeschossenes Haus.

Aber hinter den kahlragenden Mauern standen sie versteckt, die Vertriebenen, die Heimatlosen. In tödlichem Lauern spähten ihre Blicke den Eroberern nach.

Und es schrie aus den Ruinen, es schrie aus den klaffenden Wunden des gezüchtigten Landes, es schrie, es schrie — —

Krieg! schrie es, wir wollen Krieg! Krieg! Krieg!

---

Ein Schmettern und Wettern und Klirren die Heerstraße herauf. Die flutende graue Woge. Die Legionen des Kaisers.

Plus ultra!

Nun denn:

So juble durchs Land, du deutsche,  
du eiserne Freude!

---

# Die tolle Herzogin

Roman von

Nanny Lambrecht

Preis geh. M. 4.—; geb. M. 5.50

## Aus den Besprechungen

**Schlesische Zeitung:** Die Gestalt der begabten und auffallend schönen aber auch leidenschaftlichen, hochfahrenden und wankelmütigen Frau, der ein begreiflicher Ehrgeiz den Ersatz für die Trostlosigkeit ihrer Ehe schaffen sollte und den Tod brachte, ist in großzügiger Plastik hingestellt. Ein überaus spröder Stoff ist hier künstlerisch beseelt worden; nirgends hemmen die Sandbänke sachkritischer Erwägungen und Kathederweisheiten den raschen Fluß der Begebenheiten, sondern blutvolles Leben durchzittert jede Szene der düsteren, rheinischen Tragödie.

**Kritische Rundschau (München):** Das Gedächtnis an Jakob von Baden lebt noch heute in Sagen fort und ist in neuerer Zeit literarisch durch Heine wieder aufgefrischt worden. Dies mochten die Brücken sein, die die Verfasserin zu dem Stoffe führten. Sie ist an ihn herangegangen, mit der auch in ihren früheren Werken bewiesenen Hingabe ihres Temperaments und so ist es ihr gelungen, aus der wirren Fülle des historischen Bilderbogens ein Kunstwerk zu formen. . . . . Sich in naheliegenden Historismus zu verlieren, bewahrte Nanny Lambrecht die Kraft ihrer Persönlichkeit, die sich einen manchmal zwar etwas zu sprunghaften, stets aber lebensprühenden Stil geschaffen hat und jederzeit aus den bunten Zufälligkeiten des geschilderten Jahrhunderts das rein Menschliche herauszutristallisieren vermag. Und so ist denn wirklich ein Buch entstanden, in dem der Rhythmus jener in ihren Zielen so unklaren Zeit lebendig wiedertlingt. Noch einmal empfangen Schatten Blut und rühren uns an, weil, so fern sie uns auch in ihrem Denken sind, zwischen ihren Gefühlen und uns kein Abgrund mehr klafft und uns eine Dichterin an Dinge erinnerte, die vielleicht auch in uns schlummern, nur verdeckt von den Konventionen eines anders gearteten Jahrhunderts.

**Wiener Zeitung:** Dieser historische Roman hat entschieden Qualität. Es ist ein energischer Zug in der Darstellung, die das

Zeitolorit sehr glücklich trifft und auch sprachlich das altrheinische Idiom geschickt verwertet. Das Buch erzählt die Geschichte der schönen Jakobe von Baden, die in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts dem kranken Erbprinzen Johann Wilhelm vermählt wurde. . . . Daß in der Tragödie dieser schönen Frau das Liebesmoment keine nebensächliche Rolle spielt, erscheint fast selbstverständlich. Die Verfasserin bekundet hier eine starke, blutwarme Empfindung, die über das ganze Buch eine zitternde Atmosphäre breitet und seinen Pulsschlag stellenweise schier fieberhaft beschleunigt.

**Berliner Tageblatt:** Der Stimmungszauber des zum Teil historischen Milieus der Tragödie einer gekrönten Frau wird durch die altertümliche Sprechweise der handelnden Personen noch verstärkt. Das Ganze erscheint wie ein wundervolles Gemälde in funkelnden inbrünstigen Farben, an denen die Schöpferin die gleiche Freude empfindet wie der Leser. Was aber Nanny Lambrecht vor allem zur feinen Künstlerin stempelt, das ist nicht die Prunkkraft ihres Schaffens, sondern die vorsichtige und leichte Linie; das Talent, Unwesentliches einzufangen und Wesentliches dadurch auszudrücken.

**Dresdner Anzeiger:** Nanny Lambrecht plastisch wie Enrica von Handel-Mazzetti, obgleich mit denselben prunkvollen Barockmitteln und Inzidenzierungen, die ein Wesenszug katholischer Kunst sind. Szene reiht sich an Szene, in nur loser Verbindung mit der vorausgehenden, aber jeder dieser Vorgänge hat sein eignes wichtiges dramatisches Leben, bis alles zusammenströmt, was an Motivierungen und Verwicklungen vorbereitet wurde, um die große Szene zu schaffen: Jakobes Verfehlung und zugleich die Befestigung ihres Schicksals. Wir haben es hier mit einer achtunggebietenden Künstlerschaft zu tun, die eine prunkvolle Drapierung wohl zu breiten weiß, aber nicht um leere historische Schemen, sondern um prächtige Gestalten von forttreibender Glut und Lebensfülle.

**Neue Züricher Zeitung:** Die Verfasserin beherrscht in ganz außerordentlicher Weise den historischen Apparat und hat, nach ihrem stupenden Wissen zu schließen, gründliche Studien gemacht. Die Geschichte der schrecklichen Ehe, die Kämpfe gegen die Intrigen, die religiösen und politischen Zustände einer Zeit, da am Horizont schon der dreißigjährige Krieg wie eine düstere Drohung wuchert, und vor allem die seelische Not, der Hunger nach Licht und Freude der schönen, raffigen Frau, alles das schildert die Dichterin mit einer wahrhaft grausigen Eindringlichkeit, die den Leser nicht mehr erschüttert, sondern martert. Hervorragend ist dabei wiederum der kräftige, männliche Stil Nanny Lambrechts, der fast eher auf einen männlichen Autor schließen ließe.

# Die Suchenden

Roman von

Nanny Lambrecht

Preis geb. M. 6.—; geb. M. 7.50

## Aus den Besprechungen

Neue Freie Presse (Wien): Ein eigenartiges, starkes, künstlerisches Temperament spricht aus dem neuen Werke von Nanny Lambrecht. Große Ideen sind es, welche hier behandelt werden, Tagesfragen, die tief in das Leben eingreifen. Das religiöse Problem wird hier beleuchtet und dabei einem veröhnenden Gedanken das Wort gesprochen, der die Menschen aus vielen Wirrnissen zum Einklang führen soll. Der Hauptwert des Romans liegt in der maßvollen Gestaltung eines religiösen Problems, des Traumes von einer Weltreligion, die so vielen erleuchteten Geistern aller Völker und Zeiten als beglückendes Ideal vorgeschwebt. (Inhaltsangabe.) Nanny Lambrecht hat hier nicht bloß rebliches Wollen, sondern auch dichterische Kraft und tiefe Menschenkenntnis bekundet. Eine derbe Realistik, die kein Zurückschrecken vor den Abgründen des Lebens kennt, ist hier mit einer tiefeindringenden Seelenanalyse eng verschmolzen. Und trotz ihrer Vorliebe für das Wilde, Elementare, Gewaltige hielt sich die Verfasserin von jeder Übertreibung ferne. Natürlich, der Roman wird viele zum Widerspruch herausfordern, vielen sogar Anlaß zur Mißbilligung geben, aber er ist immerhin ein Werk, das mit seiner Fülle scharf umrissener Menschenkinder, seiner hinreißenden Wucht der Geschehnisse und seinem Vollgehalt an tiefen, ersten und schönen Gedanken weitestgehendes Interesse verdient. Nanny Lambrecht ist eine Dichterindividualität, die im Roman „Die Suchenden“ eine Kraftprobe ablegte. Die Unerforschtheit, mit der die Verfasserin ihre Anschauungen offenbart, dürfte viele anziehen und gewinnen.

Zeitschrift für den deutschen Unterricht: Aus einem Gefühl tiefen sozialen Mitleids geboren ist Nanny Lambrechts Roman „Die Suchenden“. Ergreifende Worte findet die Dichterin für die Sehnsucht der Suchenden, der mutterlosen Kinder, und schleudert der Gesellschaft der Anklage ins Gesicht: „Liebe Welt, an deinen Notmüttern gehst du zugrunde.“ Noël Hurrt ist ein sol-

ches Kind, das früh schon den Glauben an die Wahrhaftigkeit der Menschen verliert. An sich selbst erfährt er, daß Wahrheit Leid zu bringen vermag, und doch will er sie andern geben. Das wird sein Schicksal. Aus Weltbeglückungsträumen erwacht in ihm der Glaube, er sei Christus selbst. Eine Gemeinde sammelt sich um ihn; allein die altgewohnte Macht des Katholizismus erweist sich als stärker, er bleibt allein, doch ein starker Glaube erhebt ihn. „Da die Sehnsucht ist, muß sie erfüllt werden.“ Eine Fülle von Gestalten drängt sich in diesem Buche zum Licht. Stimmungsvoll ist die Wiedergabe der düsteren Natur des Bennis, voll eindringlicher Kraft die Schilderung der unerquicklichen Zustände in dem neutralen Ländchen Moeresnet.

**Weser-Zeitung:** Es ist ein seltsames Buch voll geheimnisvollen Lebens. Schon der Schauplatz der Handlung sucht seinesgleichen: es ist „Neutral-Moeresnet“, ein dreieckiges Stückchen Land, das bei der großen Länderverteilung auf dem Wiener Kongreß vergessen wurde und nun zwischen Belgien und Preußen das Dasein einer wunderlichen Republik führt. Da kommen denn auch aus den angrenzenden Ländern allerhand fragwürdige Existenzen zusammen. Und einen Haupterwerbszweig der armen Bevölkerung bildet die Pflege illegitimer Kinder. Aber aus dem Kreise dieser Elternlosen blüht auf diesem Boden ein Sehnen nach einem höheren, reineren, allumfassenden Verhältnis zur Gottheit auf. In der Person Noël Hurris findet es einen Sprecher, aber auch einen Märtyrer. Vor der klugen Beredsamkeit römischer Priester schmilzt das Häuflein der „Suchenden“, seiner Anhänger, die die Kernschar eines neuen, alle Religionen in tätiger Nächstenliebe vereinernden Gottesdienstes sein sollten, zusammen, und dann bricht die Wut des verheßten Volkes über den „neuen Luther“ herein. Er muß flüchten, nachdem ihm noch die schmerzliche Erkenntnis geworden, daß er der einzigen Seele, die sein war, nicht geachtet, während er darauf aus war, Tausende zu gewinnen. — Ganz prächtig ist die merkwürdige Volkspsyche des kleinen Ländchens getroffen, und in der Schilderung der entfesselten religiösen Bewegung finden sich Parteien von großartigem, hinreißendem Schwung. Die Dichterin zählt, wie auch dieser Roman wieder beweist, zu den glänzendsten und eigentümlichsten Talenten der jüngeren Generation.

**Königliche Zeitung:** Wir erkennen in dem Buch eine Gestaltungskraft von höchstem Wert, in der sich realistische Kraft und Gemütsiefe gleich wertvoll verbinden. Ranny Lambrecht ist damit an eine erste Stelle gerückt, und für die rheinländische Literatur insbesondere ist sie nunmehr eine Erscheinung von höchster Bedeutung.





Princeton University Library



32101 066908409

